OAK ST. HDSF

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
805
MAG
V.163-164

Digitized by the Internet Archive
in 2020 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/dasmagazinfurlit1631unse

205
MFG
V.163-164

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: Adolf Dreßler jun.

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Oktober 1912.

Karl May.

Von Oberlehrer Wilhelm Mangels in Krefeld.

(Nachdruck erbeten.)

„Wenn dich die Welt aus ihren Toren stößt,
So gehe ruhig fort und laß das Klagen;
Sie hat durch die Verstoßung dich erlöst
Und ihre Schuld an dir nun selbst zu tragen."
(Karl May: „Im Reiche des silbernen Löwen.")

Am 30. März starb in seinem trauten Heim in Radebeul bei Dresden der bekannte Schriftsteller Karl May, und bald schloß sich die mitleidige Erde über einem Manne, der von Millionen geliebt und verehrt, aber auch von seinen vielen Gegnern gehaßt und gehetzt wurde, noch verfolgt wird über das Grab hinaus.

Jahrelange, in skrupelloser Weise gegen ihn geführte Kämpfe hatten seine Riesenkonstitution untergraben. Ein Gebrochener, unterlag der einst so Große nach übermenschlicher, tapferer Gegenwehr den meist unkommentmäßigen Hieben seiner Gegner. Jugendsünden, begangen vor grauen Jahrzehnten, zu einer Zeit, da die meisten seiner Ankläger noch nicht das Licht der Welt erblickt hatten, brachten ihn, den zu Erfolgreichen zu Fall. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er diese Jugendsünden verheimlicht habe; man schien von ihm zu verlangen, daß er in jedem seiner Werke wohl schon auf dem Titelblatt auf diese längst schwer gesühnten, vergrabenen und vermoderten Fehltritte hinwies. Darf denn, so schrien die Gegner, ein früherer Strafgefangener sich zu solcher Höhe emporschwingen? Darf ein solcher durch seine Werke — und mögen sie noch so sauber sein und noch so veredelnd auf die Jugend wirken — darf ein solcher, wie kein anderer Schriftsteller der letzten Jahrzehnte einen solchen Rieseneinfluß auf Millionen ungestraft ausüben? Ein Menschenschicksal, grotesk und wunderbar, ein Schicksal ohne Beispiel, rollte während der May-Prozesse wie auf einem Kinofilm vor unsern Augen vorüber. Die Schreier übertönten die Bewunderung vor diesem Leben, in welchem ein Mensch aus eigener Kraft sich aus der tiefsten Nacht zum Licht emporrettete. Die Sensation: „Ein großer, berühmter Schriftsteller, ein früherer Zuchthäusler!" machte den weitaus größten Teil der berufenen Kritik kritiklos.

Ohne Klage hat Karl May zehn lange Jahre hindurch alles getragen. Zwei entscheidende gerichtliche Siege über seine Gegner wurden ihm noch am Ende des vorigen Jahres zuteil, und am 25. Februar dieses Jahres feierte er seinen 70. Geburtstag, förmlich überschüttet von Zeichen der Liebe und Verehrung, die ihm aus allen Teilen Deutschlands und vom Auslande zugingen. In dieser Zeit kam gleich einer Extragabe die Einladung zu einem Vortrag im „Akademischen Verein" in Wien dazu. Er leistete Folge, und am 22. März sprach er im „Sophiensaal", der von 3000 Menschen dicht angefüllt war, über das Thema: „Empor ins Reich der Edelmenschen!" Der Greis wurde am Vortragsabend mit großem Jubel empfangen von einem Publikum, das sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzte, von den allerhöchsten Herrschaften auf den Plätzen zu 10 Kronen bis hinab zum einfachen Manne, der einen Stehplatz für 50 Heller inne hatte. Der reiche Ertrag floß dem Asyl für Obdachlose zu. Karl May sprach ununterbrochen über zwei Stunden mit solcher Wärme und Begeisterung, daß sich kein Auge von ihm wandte. Am Schlusse umringte man

295505

den verehrten Greis, streichelte ihm die Wangen und küßte ihm die Hände.

In unendlich dankbarem Glücksgefühl reiste Karl May heim, aber eine Erkältung brachte der kaum Genesende mit nach Hause, und unerwartet brachte ein Schlaganfall sein Herz zum Stillstehen, das für alle Menschen in so großer Liebe schlug. Jetzt schläft der Schöpfer des „Winnetou" den ewigen Schlaf auf dem Friedhofe zu Radebeul. Wie schon gesagt, war das Leben des Heißumstrittenen niemals auf Rosen gebettet, allein die genaueren Angaben, die echte und unverfälschte Wahrheit, war bisher nur wenigen bekannt. Karl May hatte auch ehrliche Feinde, die in ritterlicher Weise ihn mit offenem Visier aus edlen Motiven bekämpften. Einer dieser Herren schrieb in der Kölnischen Volkszeitung: „Mays Werke stehen turmhoch über den gewöhnlichen Skalp-, Büffel- und sonstigen Jägererzählungen. Lebhafte Phantasie und gefällige Darstellung vereinigten sich hier mit einer vielseitigen Bildung, und den Hintergrund der wilden Abenteuer bildet eine ernste Lebensauffassung und gründliche Kenntnis der geographischen und ethnographischen Details. Alles für die Jugend anstößige ist sorgfältig vermieden, obgleich Mays Werke nicht etwa bloß für diese bestimmt sind; viele tausend Erwachsene haben aus diesen bunten Bildern schon Erholung und Belehrung im reichsten Maße geschöpft." Derselbe Herr, ein hochangesehener Schriftsteller, trat aber auch energisch gegen Karl May in die Schranken, als letzterem vorgehalten wurde, er habe zu derselben Zeit, als er für den Deutschen Hausschatz die bekannten Reiseerzählungen schrieb, für die Firma Münchmeyer Schmutzgeschichten niedrigster Sorte geschrieben. Diese Anschuldigung dürfte jedoch als abgetan bezeichnet werden, nachdem der Buchhändler Adalbert Fischer vor dem Königlich Sächsischen Notariat in Dresden-Niedersedlitz im Februar 1907 die Erklärung gegeben hat: „Sofern in den bei Münchmeyer erschienenen Schriften des Herrn Karl May etwas Unsittliches enthalten sein sollte, stammt das nicht aus der Feder des Herrn Karl May, sondern ist meiner Überzeugung nach von dritter Seite früher hineingetragen worden." Karl May wurde zur Veröffentlichung dieser Erklärung ermächtigt.

Ein großer Teil der Feindschaft, die sich auf das Haupt des armen Schriftstellers entlud, stützte sich auf den Vorwurf, daß er ein Lügner und Betrüger sei, er habe die Länder, über die er schrieb, nie bereist, auch habe er niemals unter Indianern gelebt usw. Wenn diese Behauptung zutreffen sollte — das Gegenteil ist jedoch erwiesen — kann dann dadurch der Ruhm, den Karl May sich erworben hat, auch nur um ein Atom geschmälert werden? Ist nicht diese lächerliche Behauptung nachgerade ein neues Lorbeerblatt in seinem Ruhmeskranze? Schillers Tell verliert doch wahrlich deshalb nicht an Wert, weil der Dichter das unübertrefflich gezeichnete Alpenland vorher nicht mit eigenen Augen sah! Jene superklugen Kritiker werden doch auch wohl nicht annehmen, daß Dante Alighieri, der Dichter der „Divina commedia" seine Feinde leiblich in die Hölle versetzt und dann eine Reise durch die Hölle, das Fegfeuer und den Himmel unternommen hat, die er in den kühnsten Phantasiebildern besingt!

Das Zerrbild, das uns die Pressekämpfe der letzten Jahre zeigten, hat mit dem Entschlafenen keine Ähnlichkeit, ebensowenig wie das Bildnis desselben, das man in den vielen Zeitungen finden konnte. Wer den Menschen und den Dichter Karl May kennen lernen will, der lese seine Memoiren, die soeben im Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld, Freiburg i. Br. von seiner Gemahlin Klara May herausgegeben wurden. Preis geheftet Mark 2, gebunden Mark 2,60. (Vorrätig in der Buchhandlung Jos. Fischer in Jülich.) Freund und Feind kommt hier auf seine Rechnung. Karl May hat diese Selbstbiographie vor zwei Jahren — umtobt von den unerbittlichsten Kämpfen — geschrieben. Was er litt, und was er lebte, was er stritt, und was er strebte, hat er in dem 298 Seiten starken Buch in 9 Kapiteln niedergelegt: 1. Das Märchen von Sitara. 2. Meine Kindheit. 3. Keine Jugend. 4. Seminar- und Lehrzeit. 5. Im Abgrunde. 6. Bei der Kolportage. 7. Meine Werke. 8. Meine Prozesse. 9. Schluß. Eingangs zieren das Buch ein getreues Bildnis von Karl May, eine Abbildung seiner Ruhestätte nebst einer Ansicht des Monuments im Innern der Gruft. Der Anhang bringt Karl Mays letzten Vortrag in Wien. —

May schildert uns seinen absonderlichen Werdegang, der in der ärmlichen Hütte eines erzgebirgischen Webers seinen Anfang nahm, von dort tief hinabführte in den Abgrund der Schmach und hoch empor zum Gipfel des Ruhmes, um sich durch eine Verkettung unseliger Umstände in jenem Labyrinth von Pressefehden und Beleidigungsklagen zu verlieren. Nochmals kommen wir auf die Feinde Karl Mays zurück und lassen den Dichter diesmal selbst reden. „Die Lüge, daß ich Millionär sei, daß mein jährliches Einkommen 180 000 M. betragen habe, stammt von einem raffinierten, sehr klug vorausberechnenden Gegner, der ein scharfer Menschenkenner ist und sich keinen Augenblick bedenkt, diese Menschenkenntnis selbst gegen die Stimme des Gewissens in Gewinn und Vorteil umzusetzen. Er wußte

sehr wohl, was er tat, als er seine Lüge in die Zeitungen lanzierte. Er erweckte dadurch den allerniedrigsten und allerschlimmsten Feind gegen mich: den Neid. Die früheren Angriffe gegen mich sind jetzt kaum der Rede wert. Aber seit man mich im Besitz von Millionen wähnt, geht man geradezu gnaden- und erbarmungslos gegen mich vor. Es berührt unendlich peinlich, Leute, die sich in jedem andern Falle als literarische Kavaliere erweisen, auf diesem ordinären Gaul herumreiten zu sehen!" — — —

Und doch wünscht heute so mancher, Karl May habe über Millionen verfügen können. Warum wohl? — — — — Der ganze Nachlaß von dem Verstorbenen und alles, was noch aus dem Verkauf seiner Werke gewonnen wird, gehört nach einer öffentlichen Bekanntmachung seiner Gemahlin einer wohltätigen Stiftung, die noch ausgebaut werden muß, wozu die May-Vereine mitwirken. Das Haus Karl Mays, seine vielgenannte Villa Shatterhand, und seine Bibliothek wird später der Öffentlichkeit übergeben werden. Die interessante Sammlung aus fernen Ländern wird als Museum erhalten bleiben, und die Gegenstände, die nicht in den Rahmen passen, sollen zu einer Verlosung kommen, deren Ertrag wieder der Stiftung zufließt. —

Was sagen dazu jene dunklen Ehrenmänner, die den Schriftsteller aus niedrigen Motiven bekämpften und trotz des — „De mortius nil nisi bene" — nicht zur Ruhe kommen wollen?

Wir schließen mit den Worten, die der Königliche Sanitätsrat Dr. M. in Radebeul seinem verstorbenen, treuen Freunde widmete:

„— — — — Auf Erden lebst Du noch in Ehren,
Wo zu veredeln Du hast stets gestrebt!
Sei hoch willkommen Du in reinen Sphären,
Du hast Dein Leben nie umsonst gelebt."

Karl May nimmt aber auch von Dir Abschied freundlicher Leser! von allen seinen Freunden und Feinden auf der Welt im letzten seiner Werke:

Nach meines Lebens schwerem Arbeitstag
Soll Feierabend sein im heil'gen Alter.
Und was ich hier vielleicht noch schauen mag,
Das sing ich Euch zur Harfe und zum Psalter.
Ich habe nicht für mich bei Euch gelebt;
Ich gab Euch alles, was mir Gott beschieden,
Und wenn Ihr mir nun Haß für Liebe gebt,
So bin ich auch mit solchem Dank zufrieden.

Nach meines Lebens schwerem Leidenstag
Leg allen Gram ich nun in Gottes Hände,
Und was mich hier vielleicht noch treffen mag,
Das führe er in mir zum frohen Ende.
Ich hab' die Schuld, die Ihr auf mich gelegt,
Gewißlich nicht allein für mich getragen;
Doch was dafür sich irdisch in mir regt,
Das will ich gern nur noch dem Himmel sagen.

Nach meines Lebens schwerem Prüfungstag
Wird nun wohl bald des Meisters Spruch erklingen;
Doch wie auch die Entscheidung fallen mag,
Sie kann mir nichts als nur Erlösung bringen.
Ich juble auf. Des Kerkers Schloß erklirrt;
Ich werde endlich, endlich nun entlassen.
Ade! — Und wer sich weiter in mir irrt,
Der mag getrost mich auch noch weiter hassen!

Ludwig Lücking:

Flammendes Kreuz.

Die Nacht ist finster, die Luft so schwer;
Am Horizont lagert ein Wolkenmeer. —
Ein Kreuz steht auf blühender Halde.
Ich liege im Grase hingestreckt . . . .
Halb träumend von Blumen zugedeckt
In der Nähe des Kreuzes vorm Walde.

Tief atmet die Welt, so schwer und bang.
Verstummt ist der Vögelein Chorgesang.
Schon schlürfet die Erde den Regen. — —
Noch einmal schau ich zum Kreuz empor,
Mir ist's, als sänge ein Engelchor,
Dann schreit' ich der Hütte entgegen.

Und näher schwebt das Gewölk herbei,
Wild drohend das nächtliche Einerlei,
Ein grauenerregendes Grollen . . . .
Ich fühle des Schauspiels schnelles Nah'n,
Der grellen Blitze zackige Bahn,
Des Donners gewaltiges Rollen.

Jetzt bricht es herein. Der Sturmwind heult;
Die Wolken jagen von Blitzen zerteilt
Und schlagen wildjähnend zusammen.
Gar furchtbar wütet des Schauspiels Macht ....
Ein gräßlicher Strahl durchzuckt die Nacht,
Und das Kreuz, das Kreuz — steht in Flammen.

Ernst Stimmel:

Neues Leben.

Als ich einst in finst'rer Nacht
Ging mein totes Lieb besuchen,
Fand ein Grab ich unter Buchen;
An des Kreuzes heil'ge Wacht
Preßt' sich fest mit heißer Stirn
Eine Dirn.

Sinnend ging ich meinen Pfad,
Meine Tote neu zu lieben,
Aber mir im Sinn geblieben.
War der Dirne Liebestat.
Suchend irrete mein Blick
Ihr zurück.

Und ich sah ihr schwarzes Haar
Flattern durch die feuchten Winde,
Und ich sah am schönen Kinde,
Daß es beinah' nackend war;
Und mich packt' ein jähes Leid
Um uns beid'.

Knieend trat ich hin zu ihr:
„Laß Vergangnes uns verwinden,
Tilgen uns bereute Sünden,
Lösen unsre Bande hier";
Und wir schlossen unsre Wund'.
Mund auf Mund.

Paul Freiherr von Kleist:

Das Mädchen im Bade.

Einst ritt ich durch den grünen Wald
Zu später Abendstunde.
Schwül war die Luft, mir perlt der Schweiß,
Und still ward's in der Runde.
Mein Rößlein trabte sacht' dahin,
Mir war's, als ob ich träume.
Da wird's auf einmal hell vor mir,
Ich spähe durch die Bäume.

Und siehe da — ein Waldessee
Erschließt sich meinen Blicken,
Er strahlt in Mond- und Sternenglanz,
Ich schau es voll Entzücken.
Doch dort — in meinen Adern stockt's,
Dort, an der hellsten Stelle,
Ist es ein Nixlein, das da spielt
Und kost mit Wind und Welle?

Ich spring' vom Pferd, ich bind' es an
Und schleiche hin zum Teiche;
Da — jener Busch verdeckt mich
Bei meinem list'gen Streiche:
Ein Mägdlein badet in dem See,
Ich seh's aus nächster Nähe!
Es steht vor mir so schön und nackt,
Vom Scheitel bis zur Zehe.

Es schmiegen sich beim hellen Schein
Des Mond's die schlanken Glieder,
Es atmet hoch die keusche Brust
Und senkt sich auf und nieder.
Wie um den zarten, weißen Leib
Das Wasser panscht und rauschet!
Nun späht die Kleine scheu umher,
Ob niemand sie belauschet.

Und wie ich noch in sel'ger Freud'
An ihrem Reiz mich weide,
So steigt sie aus der kühlen Flut
Und eilt nach ihrem Kleide.
Nun war's auch Zeit für mich — ich floh

Ganz leis' aus dem Verstecke,
Damit ich nicht das Mägdlein hold
Beschäme und erschrecke.

Hoch schlägt die Brust, ich spring' auf's Pferd,
Nichts liegt mir in der Quere,
Und wie der Sturmwind brauf' ich hin,
Mein Rößlein läuft Kariere! —
Ihr Mägdlein aber zürnt mir nicht:
Sah wohl, wie sie gebadet,
Doch — wars' für mich die höchste Lust,
Und euch — hat's nicht geschadet.

Franz Reuß:

Meine Amtsstube.

Fürwahr, ein erquickender Aufenthalt,
Dies scheußlich nüchterne Zimmer.
Bleifarbene Wände, kahl und kalt,
Entrinn' ich euch wirklich nimmer?

Und durch den Raum schwebt unsichtbar
Der Tod und alles Grausen
Und eine trübe Geisterschar
Verstorbner Amtsbanausen,
Die Qual und Öde umgebracht
An diesem Ort, dem schalen,
Wo ich nun auch der ew'gen Nacht
Entgegen harr' in Qualen.

Der hier verstaubten Männer Schar
Durch alle Winkel geistert,
Und höhnt mich: „Warte, übers Jahr,
Hat es dich auch bemeistert."
„Dein Drängen und dein Jugendmut
Ist alles hier vergeudet,
Und bist du trotzig, junges Blut, —
Wirst doch nur ausgebeutet!"

Mein Herz ihr Rauuen bange macht,
Die Angst vor Tod und Leben
Friert mich ins Mark. Ich Unbedacht.
Ja, ja! Da hock' ich eben!

M. Thalmann:

Saison morte...

Die Nacht geht wie ein Pflug durch mein Gemüt
Und reißt die Schollen auf — — unendlich müd'
Weint eine Stimme durch mein arges Träumen,
Ein aufgelesenes Wort — ein bißchen Leid —
Ein banger Duft von abgeblühten Bäumen —
Ein herbes Ahnen langer Einsamkeit. —

Ein Frösteln kommt — ein aufgles'nes Wort,
Als müßte eines gehn im Nebenzimmer —
Für lang . . . wer weiß, vielleicht für immer.
Mir stieg es langsam in die Augen: Saison morte . . .

Wilhelm Braun:

Der Gruß.

Skizze.

Sie saßen alle um den Tisch herum. Eine gemischte lustige Gesellschaft. Männlein und Weiblein aus der Exportfirma Kreiß & Co. Das ganze Personal hatte heute einen Ausflug nach Treptow unternommen, und nun saßen sie in einem festgeputzten Garten, tranken Kaffee und lauschten den angenehmen Walzerklängen einer Militärkapelle.

Die kleine Gesellschaft wurde immer lauter und übermütiger. Witze flogen hin und her, bis einer (es war der zweite Buchhalter mit 250 Emm monatlich), auf den Gedanken verfiel, eine Ansichtskarte an seinen Freund Michael Dürr zu schreiben. Und alle sollten einen Gruß untersetzen, bis die ganze Karte vollgeschmiert wurde . . .

Nun hatten sie alle unterzeichnet. Einige „unbekannterweise", die anderen einfach den Vor- und Zunamen. Nur Lotte Rüders fehlte noch. Man gab ihr die Karte und den Bleistift, aber sie zögerte noch. Wozu sollte sie ihren Namen hingeben? Gewiß, sie kannte wohl Michael Dürr. Es war im vorigen Winter auf einem Vergnügen, da lernte sie ihn kennen. Er hatte einige Male mit ihr getanzt, wollte auch näher mit ihr befreundet werden, jedoch sie hegte wenig Interesse für ihn. Denn erstens ging er so altmodisch gekleidet, und dann . . . war sie auch ein wenig erkältet, was dazu beitrug, ihre Laune nicht zu verbessern. Seit diesem Abend sah sie ihn nicht mehr, und nun

welch ein Zufall. Sie sollte ihren Namen unter jene Karte setzen, ihren Namen, den er ganz genau kannte. Aber sie mußte einen Gruß hinuntersetzen. Man drang in sie; nannte sie eine Spielverderberin . . .

Hastig ergriff sie den Stift und schrieb kurz hinunter: „Gruß . Lotte Rüders . . .“ Dann unterhielt man sich weiter . . .

Am anderen Morgen (Michael Dürr band sich gerade den Schlips zurecht) überbrachte ihm seine Wirtin die verschnörkelte Ansichtskarte. Er nahm sie gleichgültig und las die Namen in monotoner Ruhe.

Die kannte er alle nicht, die interessierten ihn auch nicht. Alles fremde Menschen . . . . Doch da . . . . was war das . . . . ? Hatte er jenen Namen dort unten in der Ecke nicht schon so oft gehört, und kannte er dessen Besitzer nicht? Lotte Rüders. . . . .

Einmal hatte sie es ihm gesagt und seitdem hatte er diesen Namen in seinem Innern wiederholt. . . . Lotte Rüders. . . .

Die Winternacht stieg in seinem Geiste auf. Der schön geputzte Saal . . . . Die fröhlichen Menschen. Er paßte eigentlich gar nicht herein. Er war ein öder Gesellschafter mit langweiligen Gedanken. . . . Und dann sah er sie. Sie war nur in einem einfachen weißen Batistkleid, eine Rose an der Brust. . . .

Und mit dieser Rose verglich er sie.

Dann tanzte er einige Mal mit ihr. Er wußte nicht, ob er tanzte. Er schwebte mit ihr dahin im seligen Glücke. Ihre Nähe berückte ihn. Nach langem Bemühen erforschte er ihren Namen, das war auch alles. Er konnte nicht mehr aus ihr herausbringen. Ihm wurde es nie klar, ob es Schüchternheit, oder ob es Gleichgültigkeit war. . . . Er nahm eher das Letztere an.

Hernach verlor er sie aus den Augen. Sie mochte mit ihren Eltern nach Hause gegangen sein. Müde und resigniert verließ auch er die Gesellschaft, die ihm nichts mehr zu bieten vermochte. . . . Seit jenem Tage dachte er immer an Lotte Rüders. Er hoffte sie einmal zu treffen und dann ihr alles zu sagen, alles, was auf seiner Zunge schwebte. . . . Aber er traf sie niemals. Ein halbes Jahr verging schon . . . . alle Hoffnung begrub er und nun . . . . welch' ein Zufall. Sie sollten sich treffen. Also auch sie dachte seiner. Daß er Dürr hieß, wußte sie ganz genau. Er hatte sich ihr damals selbstverständlich sofort formell vorgestellt. Also auch sie dachte seiner. . . .

Nun würde er es ihr leichter sagen können. . . .

Noch am selben Tage schrieb er einen kleinen Brief an Lotte Rüders bei Firma Kreiß & Co. . . . Daß sie dort war, ersah er aus der Karte. Sein Freund schrieb doch wörtlich „Aus einem Geschäftsausflug usw.“

Er bat in dem Briefe um ein Rendezvous. Morgen abend acht Uhr — Spittelmarkt — Normaluhr. . . .

Bereits ein Viertel vor der angesetzten Zeit wartete Michael Dürr auf seine Angebetete. Die Sehnsucht und die Aufregung ließ ihn nicht zu Hause. Im Geschäft nahm er bereits um sechs Uhr Urlaub, da er sich ja fein machen mußte.

Er sah auch „fein“ aus. Wenigstens nach seinem Geschmack zu urteilen. Michael Dürr gab sonst sehr wenig auf Kleidung und aufs Äußere. Er trug nie Anzüge nach dem „modernen Schnitt“, und das war es vielleicht, was ihm bei den Frauen wenig Glück einbrachte. Denn sonst sah er doch ganz stattlich aus. Und alt war er auch noch nicht. Was bedeuteten heutzutage lumpige zweiunddreißig Jahre? . . . .

Er sah krampfhaft die Leipziger Straße hinunter. Von dort mußte sie kommen. Die Normaluhr stand bereits auf zwei Minuten nach acht. . . . Würde er sie auch wiedererkennen? Sein Herz klopfte wie bei einem Schuljungen.

Endlich . . . . zehn nach acht . . . . sah er sie kommen. Sie stand schon beinah dicht vor ihm. . . . Er ging ihr aufgeregt entgegen. Mit einem Blick umfaßte er die Gestalt. Sie schien heute in der hellen Bluse und dem dunklen Rock noch schöner wie in jener Nacht. . . .

Sie begrüßten sich und schritten eine Weile stumm nebeneinander. Er wußte nicht, was er sagen sollte und hätte doch soviel zu sagen gehabt. Er hustete einigemal und zupfte nervös an seiner Kravatte. . . . Dann endlich fing er an. Warum sie in jener Nacht so plötzlich verschwand. . . . Wie gern er sie nach Hause begleitet hätte. . . . Wie er sie seit jener Zeit gesucht hätte und welchem Zufall er es verdanken könne, daß er sie nun endlich, wie durch ein Wunder gefunden hätte. . . .

Bisher sprach Lotte Rüders garnichts, sondern ließ nur ihren Begleiter reden. Als dieser geendigt, begann sie. Sie erzählte von dem Ausflug, wie sie sich amüsiert hätte. . . . Gewiß wäre es ein Zufall gewesen, daß der zweite Buchhalter ausgerechnet ihn als Freund hätte und daß jene bewußte Karte geschrieben wurde.

Während sie sprach, beobachtete sie heimlich den Mann an ihrer Seite. Eigentlich war er gar nicht übel. Wenn er nur einen anderen Schneider hätte

und nicht die großväterartigen Schlipse tragen würde. Das war ja scheußlich. Das machte ihn direkt häßlich und alt, während er doch im Wirklichen . . . . . Sie sprach immer weiter. Allerlei. Indessen sah sie seine Augen leuchten. O, seine Augen verrieten manchmal einen ganz schönen Glanz, und der Schnurbart stand ihm auch nicht übel . . .

Sie waren in einer entlegenen Straße angelangt. Unwillkürlich standen beide auf einmal still. Sie sahen sich an und sprachen keinen Laut. Plötzlich ergriff er ihre Hände und führte sie an seine Lippen . . . „Sie dachten an mich? Nicht wahr, Sie dachten an mich?" fragte er sie bittend. „Sie dachten an mich, da Sie den Gruß anschrieben, das sagt doch genug." Lotte Rüders antwortete nicht gleich. Sie mußte ja lügen, wenn sie ihn nicht kränken wollte. Und sie wollte ihn nicht kränken . . . denn seine Augen konnten doch so bittend flehen . . .

Und warum sollte sie jetzt die Wahrheit sagen? Daß sie nicht ein einziges Mal an ihn dachte . . . . Daß sie den Gruß mit Widerwillen anschrieb . . . . Warum sollte sie ihn nutzlos kränken? Denn nutzlos war es. Sie fühlte, daß sie jetzt anders handeln würde, da sie ihn in dieser kurzen Zeit erst richtig kennen lernte.

Und wenn er erst einen anderen Schneider besaß und andere Schlipse trug . . . „Sie antworten mir gar nicht . . ." hörte sie ihn plötzlich traurig sagen. „Ja," antwortete Lotte kurz, „ich habe an Sie gedacht . . ."

Er drückte innig ihre Hand und sah ihr liebevoll in die Augen. Natürlich wurde sie rot. Sie wurde immer rot, wenn sie log. Der Doktor sagte, das wären die Nerven . . .

Michael Dürr fühlte sich überglücklich. Ihre Wangen färbten sich rot, weil sie eingestehen mußte, daß sie an ihn dachte.

Währenddessen ging Lotte Rüders ihren eigenen Gedanken nach. Sie war nicht mehr jung, ihre Eltern arm. Mitgift hatte sie nicht zu erwarten . . . warum zaudern? Vielleicht sollte jener kurze Gruß eine Zukunft bahnen . . .

Und so schritten sie nebeneinher, stumm und wortlos . . .

Endlich faßte er sich von neuem ein Herz. Vorher hustete er noch ein wenig und zupfte wiederum nervös an seiner Krawatte. . . . Ob sie nicht seine Frau werden wolle . . . Er könne eine Familie gründen, und er würde sie sehr lieb haben . . . sehr lieben.

Lotte sagte nicht ja und nicht nein. Sie sah ihn nur an. Er gefiel ihr ganz gut, und wenn sie erst seine Braut war, wollte sie ihm Vaters Schneider empfehlen. Und ebenso die Schlipse von Hermanns & Troitzheim . . .

„Wenn du mit meinen Eltern reden wolltest . . ."

Er sah sie voll Seligkeit an, preßte sie auf Sekunden an sich . . . (nur auf Sekunden, denn der Schutzmann drüben guckte schon) und dann . . . dann gingen die beiden Arm in Arm froh und zuversichtlich dem Heim ihrer Eltern entgegen.

Florentine Gebhardt:

Zauberin Berlin.

Zauberin! In sinnenbetörenden Schimmer
Hüllst du dich ein und in goldenen Prunk.
Jeglichem reichst du den feurigen Trunk.
Wer sich dir nahte, ihn bannst du für immer!
Wer dich erschaut und dein Locklied erlauschte,
Wer sich im Gifttrank, dem süßen, berauschte —
Heimat und Freunde, die einst er besessen,
Um dich verlassen, um dich vergessen!
Sinnen und Seele dir nur ergeben,
Dein all sein Wollen, sein Leben!

Wehe, wie manchen in Tod und Verderben
Lockte dein Lied und in Reue und Schuld!
Andere krönst du in fürstlicher Huld,
Lässest das wonnigste Glück sie erwerben!
Mitleidlos heute und ohne Erbarmen,
Neigst du dich morgen dem Schwachen und Armen.
Jenen vernichtend und diesen erhebend,
Geizend, und Füllen der Schätze vergebend —
Zauberin, arge! Ich sollte dich hassen —
Kann dich zu lieben nicht lassen!

Sphinx, o vermöcht' ich dein Rätsel zu lösen!
Sah dich als Dämon, als Engelsgestalt.
Stammt aus der Höh' deine Zaubergewalt,
Oder entsprang sie der Nacht und dem Bösen? —
Aber vergeblich mein Forschen und Fragen,
Hast ja mich selbst auch in Bande geschlagen.
Ach, und vergeblich mein Zürnen und Grollen,
Bin dir verfallen mit Sinnen und Wollen:
Könnte noch Flucht vor dem Zauber mich retten,
Lieber doch wählt' ich die Ketten!

Zaub'rin Berlin! Denn in Erdenweiten
Weiß ich kein Lied so gewaltig wie deins.
Dünkst mich im Reiche des irdischen Scheins
Fürstin und Krone der Herrlichkeiten!
Hab' die Gewalt deines Zaubers empfunden,
Bin dir mit Seele und Leben verbunden.
Was mir geschenkt ward und was mir genommen,
Wonne und Weh ist von dir gekommen! —
Wollt' ich dir zürnen und möcht' ich dich hassen —
Kann dich zu lieben nicht lassen!

A. Fritzsch-Weidenrieth.

Leidender Tag.

Heut' ist der Tag ohne Glanz und Duft,
Kein Lerchenjubel erfüllt die Luft,
Müd' zirpen die Zikaden.
Du armer, seelenloser Tag;
Die Nebelhexe sitzt im Hag,
Und brauet Nebelschwaden.

Der Wind saust durch das dürre Geäst,
Und nimmt vom Baum den Blätterrest,
Hohnlachend und vermessen.
Das dunkle Leid durch Lüfte zieht
Und singt dabei das alte Lied
Vom Vergehen und Vergessen.

Paul Kockjoy.

Gebet.

Der du, durch Feuer und durch Wetter,
Mich aus der Jugend Träume weckend,
Den Sinn aufs Ewige mir richtetest,
Vor dem ich mich im Staube wälzte,
Und durch dein Licht, das einzig gleiche,
Den Hoffnungsstrahl fürs Kommende empfing:
Sieh, meine Seele, die verdürstet,
Mein Herz versehnt sich; und mein Leben
Hab ich doch dir verpfändet, Liebe, dir!
Auf Trümmern der zerschlagnen Hoffnung
Wein ich, wohl trauernd, nicht verzagend,
Und hefte meinen Blick an deinen Blick,
Und laß nicht eher deine Hände,
Bis du den anderen den Himmel,
Mir aber Liebe, nichts als Liebe gibst!

Alfred Cardi:

Der Träumer.

Und über mir johlt man und singet
Das Lied vom goldenen Wein;
Und stimmenverwirrt erklinget
Das Lob vom sonnigen Rhein.

Ich aber, ich lausche hier unten
Ganz anderm, lieblichem Klang,
Ich denke der Träume, der bunten,
Am grünen, blumigen Hang.

Ich raune das Lied von der Liebe,
Vom glücklichen, seligen Sein —
O, daß es doch immer so bliebe,
Ich dein, du meiner als mein.

G. A. Friedlieb.

Zum fünfzigsten Todestag Ludwig Uhlands.*)

13. November 1912.

Laßt würdig feiern unsres „Sängers“[1]) Siege,
Uns herzlich freu'n, wenn Uhlands Lieder klingen!
„Das ist der Tag des Herrn“[2]) wir festlich singen,
Wie wenn „ein Geist vom Licht herniederstiege“[3]). — —

Im Volk dein „Tal=“[4]) und „Berglied“[5]) tönen helle,
Gesang „des Armen“[6]), „der gute Kamerad“[7]),
Und „Sängers Fluch“[8]), die „schwäb'sche“[9]) Heldentat,
„Harald“[10]), „das Töchterlein“[11]) und „die Kapelle“[12]).

Lichtschön dein „Frühling“[13]) strahlt „im Kirchhof“[13])=grün,
Aufwärts dein Geist zur „freien Kunst“[14]) sich schwang,
Nach „Vorwärts“[15]) führt „ans Vaterland“[16]) dein Drang,
Dein „Abendgang“[17]), dein „Rechts“[18])= und „Freiheits“[19])=glühn!
Mög „an den Tod“[20]) dein Wunsch sich stets erneuen,
Daß wir uns „ewigen Gesangs erfreuen!“[20]).

*) [1])—[20]) Gedichte aus „Uhlands gesammelte Werke“, I. Band. Leipzig, Verlag Ph. Reclam jun. [1]). Seite 55. „Lied eines deutschen Sängers“. [2]). S. 27. „Schäfers Sonntagslied“. [3]). S. 65. „Am 18. Oktober 1816“. [4]). S. 40. „Das Tal“. [5]). S. 28. „Des Knaben Berglied“. [6]). S. 23. „Lied eines Armen“. [7]). S. 128. „Der gute Kamerad“. [8]). S. 212. „Des Sängers Fluch“. [9]). S. 176. „Schwäbische Kunde“. [10]). S. 163. „Harald“. [11]). S. 122. „Der Wirtin Töchterlein“. [12]). S. 25 „Die Kapelle“. [13]). S. 36. „Der Kirchhof im Frühling“. [14]). S. 38. „Freie Kunst“. [15]). S. 56. „Vorwärts“. [16]). S. 57. „Das Vaterland“. [17]). S. 19. „Des Dichters Abendgang“. [18]). S. 67. „Hausrecht“. [19]). S. 69. „Die Landstunden“. [20]). S. 19. „An den Tod“.

Josef Achleitner:

Übers Jahr.

Stieg ein Knab' das Pfädchen nieder
Mit der Sonne Morgenstrahl:
Übers Jahr ist's, daß er wieder
Schaut das liebe Heimattal.

Unten liegt das still Gelände
Schattig, noch im Nebelflor,
Sonnengold auf dem Gewände,
Tritt das Tal im Licht hervor.

Und der Knabe sieht im Grunde
Hinschlängeln den Wiesenbach,
Sieht vor sich in weiter Runde
Wohlbekannt so manches Dach.

Dörflein mit dem Kirchturmpaare,
Meierhof und Mühlenhaus:
Wie es war vor einem Jahre,
Alles sieht noch heut' so aus.

Alles? — Nein, denn um das Kirchlein,
Wo's sich nun auch aufgehellt,
Hat der Knabe — ach, ein Kreuzlein,
Über's Jahr jetzt — — mehr gezählt!

Hans Berthold:

Am Königsee.

Große Wasser üben auf den Menschen einen prickeln=den Zauber aus. Auf den gekräuselten Fluten des Sees läßt sich wundersüß träumen . . . .

Darum verbrachte ich heuer meine Ferien an Seen. Ich ruderte in der wehmütigen Herrlichkeit eines trüben Sommerabends hinaus auf den düsteren Hallstättersee, ich schaute in einer stürmenden Regennacht von der Mauerbrüstung des Sankt Wolfgangkirchleins hinab auf den wild aufrauschenden Abersee, ich ließ mich an einem leuchtenden August=Mittag vom Motorboot hinaus=tragen auf den wildromantischen Königsee, an dessen Gestaden das ewige Schweigen wohnt.

Die Seen des Salzkammergutes sind alle schön, aber die Palme gebe ich dem Königsee.

Aus grüner Einsamkeit fuhren wir hinaus auf den stillen See.

Anfangs ist nur ein kleiner Teil sichtbar. Doch bald treten die Felswände auseinander, öffnen sich wie des Hades Pforten, als Orpheus seine Leier ertönen ließ. Und nun liegt der See vor uns in seiner ganzen majestätischen Größe. Hier klingt eine steinerne Sym=phonie, wie sie nur ein Michelangelo in Marmor hauen könnte in kongenialer Größe.

Ein stetes Verschieben der Kulissen. Ein hehres Schweigen, wie in einem Tempel, nur durchbebt vom Rauschen der Wogen, die vom Bug des Dampfers ver=drängt, zornig zur Seite springen. Rings stehen die

Berge wie Helden um ihren König. Man hat das Gefühl, als sei man in einem Becken eingeschlossen, daraus kein Entrinnen mehr winkt.

Ein wunderbares Wasser. Da hat man alles, was man haben will. Die Bergromantik und das kecke Himmelragen der Felsen, weihevolle Stille und königliche Schönheit. Es steigt etwas so heroisches von dieser Landschaft auf, daß man nur schweigend genießen kann . . . .

Gleich einem Schwan der Sage durchpflügte das Schiff mit gewölbter Brust die Fluten und zog seine Furchen im grünblauen Feld.

Ich hatte dieses wildromantische Landschaftsbild schon in meinen Jugendtagen geschaut, als ich Ganghofers Königsee-Romane las. Jene Romane, in denen die verschlungenen Begebenheiten in das glühende Kolorit dieser zaubervollen Seelandschaft getaucht sind, in denen die Bergesschrecken die Begleitakkorde bilden zu den ergreifenden Seelengemälden.

An diesem Gestade weilte der große Naturfreund so manchen Sommer. Hier wurde ihm auf einsamen Birschgängen die Vergangenheit dieses weltfernen Paradieses lebendig, von dem ein Spruch aus dem 13. Jahrhundert sagt: „Wen Gott lieb hat, den läßt er in dieses Land fallen."

Hier am Königsee wurde dem Dichter im Sommer 1885 das blonde, blauäugige Mizerl geboren, das wie ein Sonnenstrahl durch das Leben huschte, glücklich und beglückend — an deren Seite aber ein Unsichtbarer, ein Stiller und Kalter schritt, um dies knospende Maienleben auf seinen Armen davonzutragen.

Während sich so Romanwelt, Dichterschicksal und Naturreinsamkeit in meiner Seele zu einem poesievollen Bilde verwoben, grüßte schon vom jenseitigen Ufer das liebliche St. Bartholomae, das sich im Schoße des Watzmann wie das verirrte Schäflein eines Älplers duckt.

Der Dampfer landete. Wir stiegen aus und setzten uns in den Restaurantsgarten, um uns gütlich zu tun. Doch da war mit einem Schlage der liebliche Naturzauber verflogen, und es begann der zweite Akt des Schauspieles . . .

Die Windsbraut war unvermerkt über die Felsenberge gestiegen und pfauchte uns wütend an, riß die Hüte von den Köpfen, wirbelte die weißen Tücher von den Tischen und peitschte zornig die Wasser. Erschreckt flüchteten wir in die Dampfer und fuhren bis zur Salletalpe, um noch rasch den Obersee zu besuchen.

Doch der Himmel hatte mit uns Naturschwärmern kein Erbarmen. Er zog seinen Wolkenmantel immer enger zusammen, und dann begann er sein Naß auf uns herabzuschütten, mit einem Eifer der einer besseren Sache wert gewesen wäre.

In langer Reihe standen wir auf der Landungsbrücke und schauten nach dem rettenden Dampfer aus. Er kam, nahm einige Dutzend mit und ließ die anderen verächtlich stehen. Ein zweiter kam und fuhr mit einigen Glücklichen stolz von dannen. Mit uns trieben Sturm und Regen ihren Mummenschanz — ein dumpfes Murren lief durch die nassen Reihen . . .

Endlich kam Erlösung. Wie Flüchtlinge stürmten wir auf den Dampfer — um vom Regen in die Traufe zu kommen! Denn von allen Seiten warf der Sturm den Regen auf uns, trotz Schirm und Blachen — ohne Rücksicht auf die weißen Kleider der Jüdinnen und Christenfräuleins. Eng aneinandergeduckt suchten die zusammengewürfelten Fremden Schutz, umsonst: auf den Sitzbänken sammelten sich Pfützen und von den gespannten Schirmen rannen die Bächlein leise in die Nacken der Nachbarn. Witze flogen auf — es wurde protestiert und gelacht. Und drinnen und draußen plätscherten die Wasser.

So mag weiland Noah mit Familie in der Arche gesessen und gefühlt haben!

Endlich waren wir am Ziele. Im Nu stoben die Leute nach allen Richtungen auseinander wie nasse Pudel, die das rettende Ufer erreicht . . .

Der Himmel hatte die keusche Herrlichkeit der Berge mit seinen nassen Schleiern eingehüllt — sie trauerten wie die Klagefrauen der antiken Tragödie. Auch wir strebten still heimwärts nach Berchtesgaden, um dort zu übernachten.

Aber diese Stunden werden in mir zurückbleiben wie ein stilles Leuchten auf einsamen Wegen . . .

R. Goldschmidt.

Also geschah es . . .

Also geschah es, daß sich zusammentaten tausend Weiblein und hundert Männlein, überladen mit Schönheit, gesund und voller Kraft, und einen Bund gründeten — einen Bund der Schönheit.

„Schön und rein sollt ihr sein, schön und sinnlich begabt", sprach der edle Vorstand — der Pfau der Pfauen.

Und sie schritten dahin, stolz die Brunst der Schönheit im Antlitz tragend.

Da trat Helios hervor, Helios — der Göttlichste der Götter aus Edens aufleuchtenden Gefilden. Lächelnd strich er die Feuerlocken beiseite und rief:

„Wo bist du, Satyr, eselschwänziger?"

„Hu!" schrie dieser und sprang aufgeschreckt aus düstrem Feigengebüsch hervor, hinter ihm her aber zog ein Heer seltsamer Gestalten — und diese brüllten: „Die Schönheit ist in uns, die Schönheit ist in uns Gottbegnadeten."

Und sie zogen hin gegen Westen, trüb versonnen, in Hades schwarzschattiges Reich und Helios umwölbte seine Stirn — sein helle Götterstirn.

„Spiritus!" schrieen die Schönheitsbündler.

„Spiritus!" brach sich das Echo im Weltall.

„Geist, wo bist du, daß du uns nimmst in deine seelenhohen Arme?! daß du uns begötterst?!"

Aber der Geist antwortete nicht, er hatte die Schönheitsblüten zu Krüppeln der Kultur gemacht — er, der Erhabene — er, der erst ausmacht den Menschen.

Höhnend grinste Satyr, der affenschönmäulige.

Z

Adelheid Etmer.

Etwas Liebes.

Die ganze Welt, so groß und weit,
Mit allen ihren Schätzen,
Kann eine traute Häuslichkeit
Dem Menschen nicht ersetzen.

Er muß auf diesem Erdenrund
Ein festes Plätzchen haben,
Auf dem er sich von Herzensgrund
Nach seiner Art kann laben.

Wo er nicht mißverstanden wird
Im Fühlen und im Denken.
Wo Liebe trägt, wenn er geirrt,
Wo niemand ihn will kränken.

Wo er nichts anderes begehrt
Als häuslich stille Freuden, —
Und etwas Liebes ihm gehört,
Das nur der Tod kann scheiden.

Edith Riemer-Dembczak.

Hamburger Mädel.

Skizze.

In der Nähe des Hauptbahnhofes befindet sich ein malerischer Tümpel. Seerosen bedecken stellenweise die Oberfläche des Wassers. Schwarze Schwäne ziehen majestätisch an neugierigen Passanten vorüber. Ab und zu werden die Tiere vom Publikum mit Brot oder Semmel gefüttert. Ein alter Herr fand an diesem Spiel so viel Vergnügen, daß ich fürchtete, er würde vor meinen Augen in diesem nassen Grabe versinken müssen. Ja, er glitt sogar einmal ganz bedenklich aus. Ehe ich meine Schritte weiter der Alster zulenken wollte, fiel mein Blick auf ein Hamburger Mädel — ein süßes, schwarzlockiges Geschöpf. Sie stand am Ufer des Tümpels, welches mit grünem Rasen bewachsen ist, in der Nähe einer kleinen Blutbuche. — Sehnsüchtig blickte sie zuweilen in die Ferne, um bald wieder die dunklen Augen träumerisch auf den schwarzen Schwänen ruhen zu lassen. Was wohl das Mädel haben mochte? Erwartete sie hier jemand oder drückte sie irgend ein Kummer? Nervös glitten ihre schlanken, weißen Finger am sommerlichen Gewande auf und nieder. Die Augen hatten eine wundervolle, geheimnisvolle Tiefe. Eine Welt von Gemüt und Herzensgüte strahlte aus ihnen hervor — aber auch ein Meer von versengender Feuersglut. „Wenn ich erst liebe — nehmt euch in acht!!! — Wie oft laufen solche unverstandene Geschöpfe an uns vorüber! Ruhige Oberfläche — eine wilde tosende Brandung im Innern! Die Mehrzahl der Menschheit geht achselzuckend an diesen sogenannten „stolzen" Wesen vorüber. Man versteht sie nicht — gibt sich auch gar keine Mühe sie zu verstehen und schiebt sie achtlos beiseite. Zu solchen unglücklichen Geschöpfen schien mir auch „Melitte" zu gehören, wie ich sie rasch in meinem Innern taufte. Das Mädel strich sich plötzlich die wirren Locken aus der Stirn, mit welchen der Wind bis dahin zärtlich geliebkost hatte und schritt müden

Ganges der Alster zu. Ich folgte mit großem Interesse diesem rätselhaften Geschöpf. — Meine Zeit erlaubte es gerade, Menschenstudien zu machen. Was mochte sie nur bedrücken? Vielleicht nichts! — Wer konnte es wissen? Wer vermag überhaupt im Innern eines Menschen mit Gewißheit zu lesen? Grausen würde mitunter den allzu Neugierigen erfassen und was bliebe ihm? Grenzenlose Traurigkeit — weiter nichts! Wir kommen mittlerweile an einem Blumenverkäufer vorüber, wie man sie hier überall findet. Melitte blieb einen Moment stehen. Sie schien zu überlegen. Nach einigem Zögern kaufte sie eine seltene Orchidee! Grade diese aparte Blume! Alles schien an diesem Mädel überhaupt apart zu sein! Ihre königliche Gestalt — ihre wunderschönen dunklen, mandelförmigen Augen, das tiefschwarzblonde Haar, welches zu einem üppigen Band arrangiert war, die weißen Zähne und der herrlich rosige Teint! — Die Orchidee steckte sie in den Gürtel. Alles was sie tat, sah geschickt und graziös aus! — Nun blieb sie wieder stehen, sie schien nun wirklich etwas zu suchen — sogar etwas Wichtiges — denn die Augen begannen zu flackern — freudig sogar, in einem seltsamen, geheimnißvollen Feuer! — Unwillkürlich mußte ich denken: Und kommt er — der große Magnet! Und richtig! — Meine „Melitte“ sitzt unruhig auf der Bank. Plötzlich höre ich eine leise flehende Stimme neben ihr: „So allein, mein Lieb?“

Wie elektrisiert sprang mein Mädel auf. Das geheimnisvolle Dunkel verschwand aus ihren schönen Augen und Liebe — grenzenlose Liebe brach ungezügelt daraus hervor! —

Ganz leise stahl ich mich von den Beiden davon. Ich wollte nicht indiskret sein — denn — wer konnte wissen? Zwei junge Herzen — die keimende Natur — warmer Sonnenschein und so ein süßes Hamburger Mädel — na, ja! — Befriedigt nahm ich wieder den Weg am malerischen Tümpel vorüber und gelangte endlich nach Hause! —

Robert Häusle.

Der Tod.

Skizze.

Düstre Schatten liegen über der Erde. Schwarze Wolken bedecken den Himmel. Öde, wüst und leer ist es auf dem Fleckchen Land. Kein Baum streckt sein grünes Haupt in den weiten Äther und bietet dem müden Wanderer ein Ruheplätzchen in seinem kühlen Schatten, kein Strauch mit frischem Grün gewährt den Vögelein ein Obdach, kein Blümlein ragt sein buntes Köpflein aus dem Boden und spendet verschwenderisch berauschenden Duft und ziert dies einsame Land. Nur ein dürrer Stamm regt seine langen Arme aus, über die Weite hinschauend, gleichsam als spreche er einen Fluch über dies Stückchen Erdenfeld aus. Alles eine leere, dürre Sandwüste. Kein Sänger der Lüfte schmettert hier sein Lied hinauf in den unendlichen Äther, dem Morgen zum Lob für seine neue Herrlichkeit, dem Abend zum Dank für seine geschenkte Pracht.

Wilde Schluchten bohren sich in das Granitgestein, das wildzerklüftet umher verstreut liegt, in denen die Schakale ihren Unterschlupf haben. Dumpf dröhnt das Echo ihres heiseren Hungergeschreies in den unheimlichen Schluchten, schauerlich widerhallend, untermischt mit dem Tosen und Brausen eines schwarzen Sturzbaches, der seinen grauen Schaum hinaufspritzt in den Himmelsraum.

Öde Stille, schrecklich grausame Schweigsamkeit dumpfe Leere — kaum eine Spur von Leben. Umhergestreut auf dem kahlen, mit Gesteinstrümmern besäten Sandboden liegen verdorrte Knochen längst verwester Tiere. Es ist das Land des — Todes.

Einige verirrte Raben fliegen krächzend umher, sich auf dem dürren Gebein niederlassend. Wie schauerlich klingt ihr heiseres Gekreisch in dem Tal des Todes. —

Weit in der Ferne schreitet ein Mann, ein Hüne von Gestalt. Lustig flackert sein weites, langes, dunkles Gewand im Winde. Auf dem Haupte trägt er einen großen, breitkrämpigen Schlapphut, der sein Gesicht so beschattet, daß er noch nicht zu erkennen ist. Auf dem Rücken trägt er eine Sense, das Symbol seiner Tätigkeit — Mäher der Menschen — der Tod. Als die Raben ihn gewahr werden, fliegen sie scheu auf und davon. Nur einer bleibt sitzen, die Neugierde, den sonderbaren Mann in dieser Einsamkeit, in dem Tal des Todes, zu sehen. Immer näher und näher kommt er, langsam, gesenkten Blickes. Wie ist das eine dürre Gestalt, mit kalkiger Blässe in seinem hohlen Gesicht und dem feurigen Blick in den Augen. Ihre Blicke begegnen sich. Was ist das für ein Blick! Wie Flammen brennt und frißt er, wie Feuer glüht und sticht er, wie Blitze zuckt es aus seinen Augenhöhlen.

Seine Lichter sprühen ihm zuckend ins Auge und — erstarrt sitzt der Rabe, festgebannt auf dem Totengebein. Es war der Blick des Todes, dieses dürren Sensenmannes. — — —

Max Rosenfeld:

Wandel.

Als ich die schwüle Sommernacht
In deinen Armen zugebracht,
Als wir uns glühend aneinanderrissen,
Umwallt von deines Haares Fluten,
Und du an meinem Hals dich festgebissen,
Da hatten beide wir gedacht:
Zu sterben in den Liebesgluten.

Es gingen Jahre hin jedoch.
Und sieh, wir leben beide noch!
Auch scheinet uns das Glück kaum trüber
Als in dem wollustschwülen Wachen.
Nun gehen wir einander stolz vorüber,
Und jedes trägt ein fremdes Joch . . .
Mit kaltem, höhnisch kaltem Lachen.

Joh. Mang:

Die Helden von Spichern am 18. Januar 1871.

Am Spicherer Berge brütet die Nacht,
Dort, wo gewütet die furchtbare Schlacht.
Doch still! — pong — dumpf hallt es vom Turm.
Husch! Saust vorüber der heulende Sturm.
Schnee wirbelt auf! Der Himmel grollt!
Pong — zum zwölften Schlage die Uhr ausholt. —
Es lispelt — es raunt von Grab zu Grab,
Schatten, sie schweben vom Berge herab.
Die Gräber bersten, es steigen hervor
Die Spicherer Helden in düsterem Chor.

Sie stehen gewappnet mit blutigem Schwert
Und lauschen hinüber nach welscher Erd':
Ein brausendes Jubeln die Nacht durchklingt,
Das diesen Helden die Kunde bringt:
Das Herzblut, das auch hier geflossen,
Hat eine edle Saat begossen,
Hier mitten in welscher, eitler Pracht
Ersteht ein Deutschland mit siegender Macht;
Dann Heil Kaiser! Deutscher Kaiser dir!
Dir, Kaiser Wilhem, schwören wir!

Eine Uhr — pong — so tönen Glocken schon.
Alles still — wie ferner Hauch der letzte Ton.
Verwehend tändeln die Schatten dahin,
Hinauf! Hinauf zum Berge sie flieh'n! —
Die Flur liegt tot, in Winters Ruh,
Und starrer Schnee, er deckt die Ruhstatt zu.
Umsäuselt vom Hauche der Freudenmär,
Die sieghaft klang vom Westen her,
Quillt's nochmals aus den Gräbern wirr:
Heil Kaiser, Kaiser Wilhelm dir!

Ignis Fatua:

Erinnerungszauber.

Du hast mir meinen schönsten Traum geschenkt. —
Das dank ich dir, jetzt, wo der graue Schleier
Der Nacht sich über meine Tage senkt —
Und wo zu seliger Erinn'rungsfeier
Vergangnes ringsum an zu leuchten fängt.

Und um mich her wird sonnenlichter Tag —
Ich seh' dich durch den Frühling zu mir schreiten —
Du kniest an unsrer Liebe Sarkophag —
Der Liebe, darin in vergangenen Zeiten
Mein Glück und meine Sonne lag. — —

Erda:

Gewesen!

Ich war einst ein Wildfang, ein lustiges Blut,
Froh klangen stets meine Lieder;
Da meinten die Menschen mit mir es so gut,
Ich strahlte Sonnenschein wieder.

So freudenvoll war mir das Leben, so hell,
So von der Liebe durchdrungen:
Im Fluge vergingen die Tage so schnell,
Ich hab' gelacht und gesungen.

Nun hat mir das Leben den Frohsinn geknickt,
Ich steh' allein und verlassen.
Das Glück und die Liebe sind weit mir entrückt,
Ich lernte leiden und hassen.

Doch lieb ich das Leben, das einst mich verzog,
Vom Leide werd ich genesen;
Wenn mich auch das Schicksal um alles betrog,
Ich bin ja glücklich gewesen.

Gotthold Laube:

Glück.

Kannst du noch in Maientagen,
Wenn im Hain die Finken schlagen,
Nur dein irdisch Los beklagen:
Bist du glücklich nicht!

Schleicht vom Ofen flackernder Schein
In dein Dämmerstübelein
Und kannst dann noch hadernd sein:
Weilt dir fern das Glück!

Doch kannst du in Hain und Minnen,
Ohne weiter nachzusinnen,
Deiner Seele Sehnsucht stillen:
Hast du es, — das Glück!

Rudolf Müller-Lauk:

Frühling war's!

Schatz! Frühling war's,
Bald war es Mai,
Da sah'n wir uns zum ersten Mal —
In meinem Herzen wächst die Qual! —
Liebtest Du mich?

Schatz! Frühling war's,
Gleich war es Mai,
Da sah'n wir uns zum zweiten Mal
In meinem Herzen — welche Qual!
Liebtest Du mich?

Schatz! Frühling war's
Jetzt war es Mai,
Da sah'n wir uns zum dritten Mal,
Mein Herz, es bebte wild vor Qual! —
— Du liebtest mich!

Abendfriede.

Still sinkt die Nacht hernieder,
Der Mond betritt die Bahn;
Sein mildes Licht scheint wieder,
Das wir so oft schon sah'n.

Die Welt liegt still im Frieden,
Vorbei des Tagesmüh'n,
Der Schlaf erquickt hienieden —
Durchs Weltall Träume zieh'n.

Ich steh' am Waldeshange
Schau sinnend himmelan:
„O Herz! Herz sei nicht bange,
Fühl': Gottes Lieb' bricht an!"

Er schenkte uns die Liebe,
Ein kostbar edles Gut.
Was wär ich — ohne Liebe? —
Wie meintest Du's so gut!

Mädchenaug'!

Mädchenaug'! Was willst du fragen,
Schaust mich ja so traurig an?
Willst du, daß ich dir soll sagen,
Daß ich dich nicht lieben kann?

Mädchenaug'! Durch deine Wehmut
Willst du nur mein Herz betören;
Denn ich weiß, — du weißt auch sehr gut,
Daß nur ihr ich will gehören.

Ernst Mölter:

Wiedergefunden.

Durch kahle Zweige streicht ein rauher Wind
Und welkes Laub bedeckt die schmalen Wege,
Die wir zusammen oft gegangen sind.
Der kleine Bach selbst rauscht so müd' und träge.

Ich schreite sinnend durch den Spätherbst hin,
Da hör' ich neben mir ein Vöglein klagen,
Und tief in dürren, frost'gen Blättern drin
Seh' ängstlich ich zwei bunte Flügel schlagen.

Ich hob das Tierchen schnell vom Boden auf. —
Vor Kälte wär es beinah wohl erfroren —
Liebkosend wärm' ich in den Händen drauf
Das zarte Wesen, das schon halb verloren.

Und seltsam, wie nun meine Finger sacht
Hingleiten an dem zitternden Gefieder,
Da habe ich so bei mir selbst gedacht,
Du seist das Vöglein und ich hätt' dich wieder.

Und leise spreche ich zu dir, mein Kind:
„Sei nicht mehr bange, höre auf zu klagen,
Ich bin ja bei dir, und wir beide sind
Nun wieder fröhlich wie in alten Tagen.

Lehn nur dein blondes Köpfchen wieder sacht
An meine Brust, ich will dich fest umfassen.
Und will wie damals in der heiligen Nacht
Dich küssen und nie wieder von dir lassen,
Ich will dich führen in ein sonnig Land,
Auf daß ein ew'ger Frühling um uns bliebe,
Und keine rohe unberufene Hand,
Mein Vöglein greife, das ich so sehr liebe!" —

Robert Häusle:

Winter.

Der feurige Sonnenball wirft sein goldenes Licht flammend über die silberglitzernden Schneeflächen. Weiß gekrönt steht die Donnereiche am Seeufer, majestätisch über das blaue Wasser hinschauend. Weiter zurück am Feldweg schauen Weidenstümpfe herüber, tückisch, wie kleine Kobolde ihre Köpfe hervorstreckend, um zu necken.

Still ist es, ruhig und schön — Wintereinsamkeit! Wie festgebannt liegt der See, kein Zittern; ruhig klar spiegelt er den Himmel, die glühende Sonne, die Donnereiche und die kleinen Kobolde in stiller Andacht.

Ein Kräuseln, ein Flimmern, im Feuer erstrahlt der See, in den Frau Sonne ihren Purpurmantel taucht.

Der Abend naht heran. Ein leis fächelnder Wind huscht über den See und treibt mit den Wassern sein neckisches Spiel. Der See bebt, denn er fürchtet den tückischen Gesellen, den eisigen Nordwind, der sich durch ein kühles Wehen ankündet.

Die Sonne steht tief am Horizont und schaut betrübt herüber, denn sie weiß, das schöne Schauspiel, über das sie ihr goldenes Gewand ausgebreitet hat, wie lange, und der listige Bösewicht hat gesiegt! Frühling im Winter — sie will bleiben, nur noch ein wenig dableiben, um diese Schönheit zu genießen, sich an ihrer eigenen Herrlichkeit zu erfreuen, aber der rauhe, eisige Nordmann kommt und versteht das nicht. Sausend zieht er einher, wirbelt wild die zarten Schneeflocken auf, fährt stürmisch über die Wasser, die erschreckt beben und wellen. Sein graues, flatterndes, zerrissenes Gewand bedeckt den goldenen Sonnenball. Den letzten Scheideblick schenkt sie ihrem lieben Gespiel, der einsamen Flut und geht tieftraurig am Abendhimmel unter.

Vor kurzem noch Leben in der Natur, sie erstrahlte im goldenen Sonnenglanz — Frühling im Winter, jetzt ist sie kalt, rauh, Tod in der Natur, im eisigen Nordwind.

Schwüle Sommernacht.

Auf die Stadt mit schwerer schwüler Pracht,
Drückt die Sommernacht.
Drohend steigen dumpfe Wolken auf,
Schichten sich und ballen sich zu Hauf.

Und des Mondes halber fahler Kreis,
Er entfärbt sich mehr und mehr, wird weiß.
Sterne, die wie sonst emporgestiegen,
Werden gleich in Dunkelheit und Gräue liegen.

In den langen Straßen, hier und dorten,
Sitzen an der Häuser Pforten,
Teils auf Schwellen, teils auf Stühlen
Die Portiersfamilien, um sich abzukühlen.

Mit Gefühl ein Jüngling bläst Harmonika,
Tief gerührt lauscht Alter wie auch Jugend da.
Schließlich hat die Scheibe doch gewonnen.
Langsam weichend sind die Schleier ganz zerronnen.

Hermann Fornaschon.

Schau . . .

„Schau in dich und schau um dich . . ."
Vergiß die Worte nicht! —
Bist du zufrieden, glücklich,
Ist's in und um dich licht —
Dann schau in dein Gewissen,
Ob du stets recht gelebt . . .
Ein sanftes Ruhekissen
Bleibt was dein Herz erhebt.

Die Welt betrachte immer
Mit offnem Aug' und Sinn —
Was eitler Tand und Schimmer,
Nimm nicht als Kleinod hin.
Die Menscher lern' erst kennen,
Bevor du ihnen traust . . .
Bis du, die Freund sich nennen,
Dann — gründlicher durchschaust . . .

Bruno Teßmann.

Schuld und Sühne.

Skizze.

I.

Leutnant Herbert von Ebersbach saß in seinem Arbeitszimmer, den Kopf in beide Hände gestützt, ein Bild stummer Verzweiflung.

Langsam nur rückte der Zeiger der großen Wanduhr vorwärts; — doch Stunde auf Stunde verrann; — das traurige Bild blieb dasselbe.

Da endlich — nach Stunden — erhob er sich, müde, — matt; — ein todestrauriger Seufzer durchzitterte das Gemach.

Sein dunkles Auge richtete sich starr auf das Bild eines Kameraden, welches über seinem Schreibtische hing. — Ein lachendes junges Leutnantsgesicht sah ihm entgegen.

Er schauderte zusammen.

Wo war das frische Leben hin, das ihn aus jedem Zuge des Bildes entgegenlachte? — Kalt und tot sah er ihn, den es vorstellte, jetzt im tiefen — tiefen Walde, auf einer kleinen Lichtung liegen; rings umher rötete sein Herzblut das Erdreich. — Und er — er — sein Freund — er hatte es getan!

Eines Weibes wegen!

Gequält wandte sich sein starrer Blick himmelwärts, — dann brach der starke Mann zusammen. — — —

II.

Es klopfte an der Tür der Komtesse Ida von Walden. Das Empfangsmädchen öffnete.

„Melden Sie mich dem gnädigen Fräulein."

„Sofort, Herr Leutnant."

Sie führte ihn in den Salon — dann ging sie.

Würde ihn seine Braut vorlassen. — Wußte sie schon von heute morgen?

Es dauerte lange, ehe das Mädchen zurückkam.

Sie wußte also schon.

Endlich knarrte die Tür. „Das gnädige Fräulein läßt bitten."

Langsam wandte sich Herbert der Boudoirtür zu. Er öffnete sie leise — zögernd.

Trübe Ahnungen peinigten ihn.

Sie kam ihm nicht entgegen wie sonst. Auf dem Kanapee saß sie, als er eintrat, bleich und traurig.

Er grüßte mit unsicherer Stimme. „Guten Abend, Ida."

Es schien, als ob sie nicht antworten wollte; endlich löste sich ein Wort von ihren Lippen herb und bitter: „Mörder!"

„Ida!" alles in ihm schrie auf ob dieser Beschuldigung.

Wohl hatte er Erich von Wartensleben den Tod gegeben. — Allein der hatte sträflich des Freundes Braut zu lieben gewagt, hatte versucht, sie dem Freunde zu entreißen.

Da forderte er ihn. Erich sühnte sein Vergehen durch den Tod.

„Haben Sie mir noch etwas zu sagen?" klang es wieder herb von den Lippen Idas.

„Ida!" schrie er noch einmal auf und sank vor ihr in die Knie. Bittend schaute sein Auge sie an.

Sie sah es; sah die unendliche Reue, sah seinen Schmerz — und sie wurde weich.

Sie legte ihm ihre Hand aufs Haupt. — „Herbert, warum hast du das getan?" — — Ihre Stimme klang tröstend und doch leise durchbebt von einer tiefen seelischen Trauer.

Er schluchzte laut auf.

„Ich gestehe es, Herbert. Ich habe ihn geliebt, so, wie ich niemand geliebt. — Aber dir hatte ich Treue geschworen; — ich hätte sie dir gehalten."

Eine lange Pause entstand.

Wie segnend ruhte ihre Hand auf seinem Scheitel, und ruhiger wurde ihm ums Herz.

Endlich brach Ida die Stille.

„Herbert," sagte sie weich. — „Stehe auf!"

Er tat's mechanisch — und blickte sie an.

„Herbert," ihre Stimme klang fest, „du hast den Freund getötet um meinetwillen. Um meinetwillen nahmst du ihm das Leben. — — Herbert, wir müssen uns trennen; denn du weißt — ich habe ihn geliebt. — Hätte er gelebt, ich hätte dir Treue bewahrt bis in den Tod. So geht es über meine Kräfte. — Lebe wohl." — —

Er wußte, daß es so kommen würde.

Er hatte zugehört wie einer, der sein Todesurteil erwartet. Keine Muskel regte sich in seinem Gesichte. Nur seine Augen bohrten sich in die ihren, und sie wagte nicht, den Blick von ihm abzuwenden. — — —

Da ging ein Beben durch seinen Körper; er stürzte auf sie zu, riß sie in seine Arme und drückte einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen.

O, er wußte, es war der Abschiedskuß.

Sie würde nie ihr Wort zurücknehmen. Dann ließ er sie los. — Noch ein Blick streifte sie, in dem unendlicher Schmerz zu lesen war, — dann stürzte er hinaus. — —

III.

Draußen tobten die Elemente einen fürchterlichen Kampf. Ein wirbelsturmartiger Wind ließ ihn kaum vorwärtsschreiten. Mühsam arbeitete er sich bis zu seiner Wohnung durch.

Er zündete die Lampe an.

Dann nahm er den Revolver von der Wand, denselben, den ihm einst sein seliger Vater vererbt. — —

Er setzte sich und starrte auf das Bild seines Freundes.

Seine Schläfen arbeiteten heftig.

Welcher Ausweg blieb ihm? — — —

Ohne Ida konnte er nicht weiterleben . . .

Sein Glück dahin — was sollte er noch auf der Welt? —

Er betrachtete die zierliche Waffe. — — — Die Lampe erlosch allmählich — Herbert saß im Dunkeln. — —

IV.

Am nächsten Morgen fand man Herbert von Ebersbach tot in seinem Zimmer, das Bild des Freundes in der Hand. Die Kugel hatte sein Herz durchbohrt. —

An seiner Bahre stand auch Ida. — —

Ein brünstiges Gebet für sein Seelenheil stieg aus ihrem Herzen empor — warm und innig.

Er hatte seine Schuld gesühnt.

An seinem Totenbette gelobte sie, Diakonissin zu werden.

„Friede den Gebeinen eines Unglücklichen," sagte der Pfarrer; und „Amen" erklang es aus dem Munde der Anwesenden.

Ida hielt, was sie gelobt. Sie ging hin, tat ihre Pflicht und sühnte ihre Schuld.

Karl Jos. Alex. Schwarz:

Den Mädchen, die abends, In den Gassen am Fenster.

Ein Suchen geht durch alle Land,
Ein Sehnen und ein Träumen,
Von Liebesglück — von Hand in Hand,
Es ist ein großes Weinen . . . .

Sie möchten jedem Bruder sein,
Gut schwesterlich es halten.
Da greift das Schicksal engend ein
Mit seinen herben Walten.

Die Pfade steinigt, dornenvoll,
Die zueineinander führen,
Sieh, jede wagt's und zahlt den Zoll —
Um sich ein Herz zu küren.

Doch, weist sich dann die Lust als Trug;
Vereint, beglückt zu leben!
Dann — fühlen sie es tief genug,
Wie eng, wie arm sie leben!

Ein Suchen geht durch alle Land,
Ein Sehnen und ein Träumen,
Von Liebesglück — von Hand in Hand —
Es ist — ein großes Weinen . . .

Martin Renovanz:

Vor „Schwinds Morgensonne".

Still ist's im Stübchen; nur ein leises Heben
Und Atmen zieht durch Mädchens Brust:
Des Traumgotts wunderholde Bilder weben
Im Schlafe ihr süßreine Lust. — — —

Da huscht ein Sonn'strahl übers Kissen,
Der sie geküßt, hinaus sie läd.
Und kaum erwacht sie, springt das Füßchen
Des Mägdleins aus dem weichen Bett.

Rasch zieht das Strümpfchen und das Röckchen
Sie an; und schnell erfrischt, gekämmt
Zieht noch den Vorhang sie, und Frühlingsglöckchen
Erklingen leis; zum Fenster lehnt

Hinaus sich frisch des Mägdleins Köpfchen;
Ihr sonnig Herz füllt Jubelsang;
Anmutig flattern ihre Zöpfchen
Im linden West; dem Schöpfer Dank.

Singt fröhlich in den heitern Morgen
Das Mägdlein, seliger Wonnen voll.
Der Vöglein Zwitschern scheucht' die Sorgen
Und eitel Freud' dem Herz entquoll.

So schaut sie lange froh und heiter
In jenes Morgens Sonnenlust. —
Dann geht zur Arbeit froh sie weiter,
Seliger Wonnen voll die Brust. — — —

Uns aber, die wir jung gewesen,
Wird's innig warm bei diesem Bild.
Drin können wir die Sehnsucht lesen,
Die unserm Herzen nie gestillt:

O, holder Unschuld seliges Bangen!
O, Jugendzeiten stilles Glück!
O, wonnevoll heißes Verlangen!
Weh, daß du nimmer kehrst zurück!

Rudolf Goldschmidt:

Deutschland-Österreich-Lied.

Deutschland und Österreich allezeit.

Brüder, füllt die Weinpokale,
Blut von deutschen Reben,
Laßt ein Glas voll goldnem Trunk
Uns auf Deutschland heben,
Österreich sei vergessen nicht,
Das ist deutschen Bruders Pflicht.

Deutsch in Österreich ist das Herz,
Deutsch sind Wiener Mädchen,
Ist das deutsche Volk beglückt,
Jauchzen Österreichs Städtchen,
Herz und Seele sind gesund,
Deutsch ist Wien bis auf den Grund.

Wiener Walzer, Wiener Kunst
Froh durch Deutschland wehen,
Deutschlands Dichter, treu und deutsch,
Stolz mit Österreich gehen,
Ist die Welt auch noch so weit,
Deutschland und Österreich allezeit!

A. N. Hermann Henke:

Das Herz.

(Nach einer Legende von Géza Gárdony.)

Als der Erlöser noch auf Erden
Und unter seinen Brüdern ging,
Zu heilen Kummer und Beschwerden
Am Vaterbusen Gottes hing,
Da hörte gern im Jüngerkreis
Er künden Gottes Ehrenpreis.
Einst von der göttlich großen Lehre,
Und vieler Unrast angestrengt,
Zurückgekehrt vom wilden Meere,
Er seinen Schritt zum Herde lenkt,
Und ganz erschöpft und todesmatt
Hinsinkt auf seine Lagerstatt.
Indes die Jünger eifrig sprachen
Von göttlich großen Meistersachen,
Und wissen wollten gar so frei,
Was Gottes größtes Werkstück sei.
Sie suchten emsig hin und her,
Bemeisterten sich kreuz und quer.
Der eine pries den Regenbogen
Mit siebenfacher Farbenpracht,
Den Gott zum Zeichen hingezogen,
Besiegelnd seine Friedensmacht.
Der Andre pries die Edelsteine
Als Werke höchster Schöpferlust:
Besiegt von ihrem Glimmerscheine,
Der doch so kalt ist, mir bewußt.
Ein Dritter hielt die Wolkenhülle,
Ihr wechselvolles Wunderspiel,
Und ihre lebensreiche Fülle,
Den Tau, das höchste Schöpfungsziel.
Johannes doch, der sanfte Knabe,
Des Meisters Liebling oft genannt,
Er pries als Gottes höchste Gabe
Ein Kinderantlitz unverwandt.
Petrus der Fels, des Ratens müde,
Und müde auch des Hin und Her,
Bestand darauf, daß ohne Schiede
Jed' Werk verkünde Gottes Ehr'.
Judas Ischarioth dagegen
Zu protestieren rasch begann,
Weil just der Unterschiede wegen
Eins vor dem andern Gunst gewann.
Dem Meister reichte das zu Leide,
Er hatte schlummernd mit gehört,
Obschon sein Antlitz bleich wie Kreide,
Der Geist sich stärkte, unbetört.
Johannes sieht den Meister lauschen,
Und wirft sich voller Kinderlust,
Vernehmend seiner Gottheit Rauschen,
Ihm selber an die treue Brust.
Und spricht zum Meister trauter Weise:
Wohl seh' ich, daß du müde bist;
Doch weiß ich auch, zu Gottes Preise,
Daß deine Kraft unendlich ist.
Wir martern uns und sind beflissen
Des reichsten Gottes höchster Kunst;
Geziemt uns Armen, es zu wissen,
Dies Werk, so nenne es, mit Gunst.

Fürwahr! Spricht der Erlöser weise,
Und wirft sein Antlitz stolz zurück —
Liebkosend ihn im trauten Kreise —
Es gibt ein größtes Meisterstück! —
Andreas drauf des Wortes mutig,
Pries den gestirnten Himmel neu;

Und auch das Abendrot so blutig,
Verkündend Gottes Lieb' und Treu'.

* * *

Das nicht — spricht selber Jesus Christ,
Weil, was du suchst — erhab'ner ist. — —

* * *

Petrus, der Fels, kam auf die Berge;
Getroffen hätt' er's gern, fürwahr;
Gebirge, Steine bau'n nicht Zwerge;
Sie baut der Stärkste ganz und gar.

* * *

Das nicht — sprach selber Jesus Christ,
Weil, was du suchst — noch stärker ist. — —

* * *

Des Zebedäus Sohn, Jakobus,
Er pries das tiefe, tiefe Meer,
Den weltenvollen Erdenglobus —
Und alle Schönheit rings umher.

* * *

Das nicht, sprach selber Jesus Christ,
Weil, was du suchst — viel tiefer ist. — —

* * *

Bartholomäus pries die Flora,
Die morgenfrisch, mit Tau benetzt,
Beim ersten Kusse der Aurora,
Die Menschheit in Entzücken setzt.

* * *

Das nicht — sprach selber Jesus Christ,
Weil, was du suchst — viel schöner ist. — —

* * *

Philippus aber fand die Sonne
Das höchste Werk aus Gottes Hand,
Weil sie mit Lust und Lebenswonne
Erleuchtet und erwärmt das Land.

* * *

Das nicht — sprach endlich Jesus Christ,
Weil, was du suchst — viel schöner ist.

* * *

Und keiner wagte, mehr zu nennen,
Ischarioth verließ die List;
Doch alle mußten sie bekennen,
Daß Gottes Macht unendlich ist.

* * *

Die große Stille brach Johannes,
Sich aller Kleinheit treu bewußt — —
Das Kinderherz des großen Mannes
Sinkt wieder an des Meisters Brust:
Zu finster ist bei uns es oben —
Spricht er: wir haben's nicht erkannt:
Wir wollen Gott, den Vater loben,
Ihn selber bitten um Verstand.

* * *

Da strömte Jesu ganze Wonne
Vom Antlitz, heller als die Sonne,
Und überwältigend den Kreis,
So spricht er selbst, der alles weiß:
Was alles in sich faßt und trägt —
Und was von allem wird bewegt — —
In höchster Lust — bei tiefstem Schmerz — —
Es ist das kleine — große — Herz. —

Minna Gabriel:

Indianerglaube.

Eine Hütte unter Palmen
Einsam steht am Meeresstrand,
Und ein Priester an der Schwelle
Hebet segnend jetzt die Hand.
„Lieben sollst du deine Feinde!"
Spricht der Diener Gottes mild. —
Vor ihm steht mit Adlerblicke,
Tief gesenkt den schweren Schild,
Stolz der Indianerhäuptling,
Lang vom Haupt das Haar ihm wallt,
Rot durchglüht das edle Antlitz,
Hoch und sehnig die Gestalt.
„Lieben kann ich meine Feinde
Nimmer!" und die Stimme bebt —
„Denn erschlagen hab' ich alle
Und nicht einer mehr mir lebt."

Schriftsteller-Zeitung.

Verlagsrecht.

In diesem Jahre sind zwei Verlagsbuchhandlungen in Zahlungsschwierigkeiten gekommen. Der Verlag für Literatur, Kunst und Musik stellte seine Zahlungen ein und die Firma E. Pierson-Verlag, Dresden, geriet in Konkurs.

Diese beiden Verlagsbuchhandlungen hatten sich zum größten Teil auf den Herstellungskosten-Verlag gelegt, und die Autoren kamen dadurch in die schlimme Lage, ihre Bücher zurückkaufen zu müssen und sich event. einen neuen Verlag zu suchen. Da die Autoren nun zum größten Teil die Herstellung ihrer Werke voll bezahlt hatten, steigt die Frage auf, ob sie wirklich verpflichtet sind, ihre Werke zurückzukaufen, oder ob sie die Bücher als ihr Eigentum betrachten können.

In dieser Hinsicht ist es wohl nötig, im Interesse der Autoren einige Aufklärungen über das Wort „Verlagsrecht" zu geben, denn dies hatten in beiden Fällen die Autoren den Verlegern übertragen. Das Verlagsrecht ist von der Verlagspflicht getrennt und es gestattet dem Verleger, die Bücher zu vertreiben. Dadurch nun sind die Bücher Eigentum des Verlags, da es ja ohne Bücher ein Verlagsrecht nicht gibt. Wenn nun der Verlag nicht mehr in der Lage ist, der Verlagspflicht zu genügen und die Bücher zu vertreiben, so bleibt immerhin noch das Verlagsrecht bestehen und dies müssen die Autoren zurückkaufen; dadurch werden natürlich auch die Bücher ihr Eigentum. Selbstverständlich steht aber auch den Autoren das Recht zu, das Aufrechterhalten der Verlagspflicht zu beanspruchen, doch nur insofern, daß sie ihre Forderung aus dem Absatz der Bücher bei der Konkursmasse anmelden können. Daß die Bücher Eigentum des Verlags sind, geht aber noch viel deutlicher daraus hervor, daß jeder Autor Bücher über seine Freiexemplare hinaus gegen einen gewissen Prozentsatz von dem Verlag kaufen muß. Sein Eigentum braucht man selbstverständlich nicht zu kaufen.

Nach diesen Ausführungen drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf: „Ist diese Gesetzgebung gerecht?" Wenn heute ein junger Schriftsteller seine ersten Werke herausgibt, so erscheint es ganz ausgeschlossen, daß ein Verlag diese auf eigene Kosten druckt. Es gibt vielleicht ganz seltene Fälle, wo dies der Fall ist. Das kommt aber für die Allgemeinheit gar nicht in Frage. Weit häufiger kommt es aber vor, daß sich junge, wirklich gute Talente durchsetzen und gelesene Tagesschriftsteller werden. Sind nun diese Bücher, für die der Autor Herstellungskosten bezahlt hat, sein Eigentum, so wird er sie dem Herstellungskosten-Verlag einfach entziehen und für teures Geld verkaufen, denn wenn ein Werk läuft, laufen bekanntlich die anderen nach. In diesem Falle wäre nun der Verleger, der die Erstlingswerke gebracht hat, im großen Nachteil. Er hätte sich für eine Sache bemüht, die ihm einfach aus der Hand gerissen wird und könnte niemals einen Aufschwung seines Geschäfts erfahren. Wie wir aus der Zahlungseinstellung der oben genannten gut eingeführten Firmen ersehen haben, wird an dem Herstellungskosten-Verlag tatsächlich nicht so viel verdient, und der Verleger, welcher seinen Autoren anständige Honorare zahlen kann, weil die Bücher eben gehen, ist weit besser daran. In diesem Falle wird also jeder vernünftige und anständige Autor die Gesetzgebung nur billigen können.

Wie können sich aber die Autoren schützen? Das Mittel dazu ist ganz leicht. Es kann in den Verträgen einfach die Bestimmung aufgenommen werden, daß im Falle eines Konkurses oder einer Zahlungseinstellung die Bücher Eigentum der Autoren werden. Dies wird auch jeder anständige Verleger gern billigen, denn sobald ein Verlag in Konkurs kommt, hat der Inhaber kein Interesse an und keinen Nutzen von den Büchern, denn alle Beträge fließen ja in die Konkursmasse.

Die Aufnahme dieser Bestimmung in den Verträgen wäre aber noch ein weit größerer Schutz für die Autoren. Der Inhaber des Verlags für Literatur, Kunst und Musik hat sogar, im guten Glauben, um sich halten zu können, das Buchlager, welches sein Eigentum war, gegen ein Darlehen verpfändet.

Hätte nun diese Bestimmung in seinen Verträgen gestanden, so hätte er das Darlehn nicht erhalten und es wäre vielen Autoren, die ihr gutes Geld gezahlt haben und dafür nicht einmal die Bücher bekamen, Verlust und Verdruß erspart geblieben.

Dr. W. K.

Deutscher Dichterbund.

Der **Deutsche Dichterbund** ist seit 1. April 1912 begründet. Seine Ziele sind Bekämpfung der Schundliteratur und des absoluten Dilettantismus, die jeden begabten Schriftsteller das Emporkommen erschweren, sind Förderung der Kollegialität, Gedankenaustausch und Hebung der Schriftstellerei. Jedem Mitglied steht Mitarbeiterschaft im Bundesorgan „Das Magazin" frei, doch bleibt die Entscheidung über Aufnahme der einzelnen Beiträge dem Herausgeber und dem Schriftleiter überlassen. **Ein Jahrbuch wird in Form einer Antologie** alljährlich herausgegeben und ist jedes Mitglied berechtigt, einen Beitrag dafür zu liefern.

Als Vorstand wurde Herr Schriftsteller **Ludwig Lücking**, Hannover, Wagenerstr. 11, gewählt. Schriftführer und Kassierer ist der Verleger des „Magazins" Herr **Adolf Dreßler jr.**, Leipzig-Möckern, Kirschbergstr. 70. Alle Zahlungen sind nur an diesen zu richten. Das **Eintrittsgeld** beträgt Mk. 3.— und der **Jahresbeitrag** Mk. 1.50.

Als Mitglied des „Deutschen Dichterbundes" wurden bisher eingetragen:

1. Herr Hofrat George Morin.
2. Frau Emma Croon-Mayer.
3. Frau Regierungsbaumeister Edith Riemer-Dembczak.
4. Frau Baronin von Zedlitz (Erda).
5. Herr Ernst Hutzenlaub.
6. Herr Fabrikbesitzer Artur Weil.
7. Fräulein Frieda Duncker.
8. Herr Hugo Tlustek.
9. Herr Ludwig Lücking.
10. Frau H. Lohr-Stoll.
11. Herr k. k. Major Franz Jary.
12. Herr Heinrich Hinn.
13. Frau Maria von der Lochau-Hettermann.
14. Herr Th. Heinrich.
15. Herr A. Schwerin.
16. Herr E. Stimmel.
17. Herr Adolf Dreßler jun.
18. Herr Rudolf Blum.
19. Herr Robert Jordan.
20. Herr Nikolaus Schmidt.
21. Herr Bruno Volger.
22. Herr Rudolf Goldschmidt.
23. Herr Franz Withalm.
24. Herr Max Kruze.
25. Frau B. Kiehne-Lange.
26. Herr Lehrer B. Müller.
27. Herr Lehrer Otto Bolz.
28. Herr Paul Goerres.
29. Herr Karl Welge, Lehrer.
30. Herr Max Rosenfeld.
31. Herr Johann Gottlieb Bote.
32. Herr Ewald Baumgarth.
33. Herr E. Krauß.
34. Herr Ewald Lotzing.
35. Herr Robert Häusl.
36. Herr A. Busch, Lehrer.
37. Herr Ernst Dycke.
38. Herr Dr. Ernst Dycke.
39. Herr Franz Fuchs.
40. Herr Harry Hahlbohm, Lehrer.
41. Herr Gotthold Laube, Lehrer.
42. Herr Jan G. van der Haar.
43. Herr Oberlehrer Josef Achleitner.
44. Frau H. Pauselius.
45. Herr Bruno Teßmann, Lehrer.

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes und tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lüking, Hannover, Wagenerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70, I.

Inhaltsprobe

aus

Jena.

Ein dramatisches Spiel in einem Akt.

Von

Professor Hugo Koester.

Bühnenvertrieb:

Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,

Leipzig-Möckern.

(Augereau zurück. Hinter ihm eine Patrouille mit dem gefangenen Hirten Horn in der Mitte.)

Napoleon.

Da ist der arme Schächer!
Nun, tret' Er vor die Front!

(Die Soldaten lassen den Hirten heraustreten.)

Wer bin ich, Hirte?

Horn.

Ein Todfeind meines Volkes!

Napoleon.

Und noch mehr?

Horn.

Der Erste hier, was Ihr doch nimmer wäret,
Wenn noch der große Friedrich Preußens lebte!

Napoleon.

Ihr seid in meiner Hand!

Horn.

Ich seh's, Herr Kaiser!

Napoleon.

Und Ihr verschmäht des Kaisers Gnade?

Horn.

Wenn's
Mehr Schande ist wie Gnade!

Napoleon.

Hört mich an,
Ein Schleichweg führt empor zum Berge, drauf
Ihr Kinder der Natur die Tiere weidet,
Zeig uns den Pfad! Dies Kästchen dort, gefüllt
Mit goldenen Stücken, wird Dein Eigen sein!

Horn.

Füllt es mit Perlen und mit Edelsteinen,
Wie nichts so kostbar ist im Schoß der Erde,
Ich werd's nicht tun!

Napoleon.

Du hirnverbrannter Narr,
Was hindert Dich, Du blöder Thor? Es spukt
Wohl etwas hinter Deiner niedren Stirne
Von Vaterland und sonst'gen schönen Dingen?

Horn.

Ihr mögt den armen Hirten nur verachten!

Napoleon (wütend).

Laß es gesagt Dir sein, Dein Vaterland
Ist nicht's! Schau hier, wo meine Sporen klirren,
Wo meine Schritte dröhnen, die zertretene
Zerstampfte Erde ist Dein Vaterland!

Horn.

Es kann doch bald ein grünes Saatfeld werden,
Wo hoffnungsreiche, starke Halme wogen!

Napoleon.

So wählt: Hier meine Gnade, Gold und Ehre!
(innehaltend).

Horn.

Herr Kaiser, ich bin wohl ein armer Mann,
Ein schlichter Hirt, den Ihr geringer schätzt,
Wie unter Euerem Fuß die sand'ge Scholle,
Besät ist Eure Brust mit Sternen, zu
Dem Höchsten seid Ihr auf des Ruhmes Leiter
Emporgestiegen, aber redet nicht, Herr Kaiser,
Von Ehre, die nur Schande ist und Schmach!

Napoleon (wütend).

Vorwitz'ger, Frecher! Das dem Kaiser Frankreichs?

Horn.

Dies Land, Herr Kaiser, diese Straßen, Berge,
Die Luft, die mich umweht, die Vögel, die
Zum Himmel zwitschern, dieser Bäume Kronen,
Die Quellen, Bäche und das Silberband
Des Flusses, der durch goldene Auen rieselt,
Ist meines Königs Gut, ich bin sein Knecht,
Ich werde meinen König nicht verraten,
Mehr sag ich nicht, ich hab von Jugend auf
Gehaßt den Erzschelm Judas, fordert nicht,
Daß ich ein Gleicher werde!

Napoleon.

Bringt den Tropf
Aus meinem Aug' und laßt ihn füsilieren!
(Man hört hinter dem Zelt Stimmen von Weibern und Kindern.)

Horn.

Ist meiner Lisbeth Stimm' und meiner Kinder!

Ney (zum Kaiser).

Liegt an der Kenntnis dieses Pfads soviel,
Daß man mit Gold ihn aufwiegt, Majestät?
Zu Horn) Bitt' um Dein Leben, Bursch, jetzt wird es ernst!

Napoleon.

Bleibt in den Schranken Ney! — (Zu Horn) Noch einmal,
Freund,
Seid mir zu Willen und Diensten! Dort
Ist Eure Freiheit! Liebt Ihr Eure Kinder?

Horn.

Weh Euch, Herr Kaiser, wollt Ihr meiner spotten?
Ich bin ein unglückselig Menschenkind,
So jammervoll, wie ein elender Wurm,
Der sich im Schlamme windet, Not und Mühsal
Fiel mir als Los auf Erden, nie hat Lust
Und Wonne mir gelächelt, nur ein Schimmer
Von Sonnenschein fiel über meine Wangen,
Wenn ich nach Winters Nacht die ersten Blumen
Im Felde meinen lieben Kleinen brachte,
Daß sie dazu gejauchzt und mich geküßt,
Und Ihr könnt fragen: „Liebt Ihr Eure Kinder?"

Napoleon.

Ihr redet eine fremde Sprache, Mann.

Horn (für sich).

Ich glaub's, seh' ich die eisenharten Züge,
Daß er sie nicht versteht.

Napoleon.

Ich frag zum letzten Mal,
Wählt zwischen Tod und Freiheit!

Horn.

Gebt mir beides,
Der Tod ist meine Freiheit! Reißt die Zunge mir
Aus meinem Gaumen, doch bleibt sie verschwiegen,
Stecht sie mit tausend Nadeln, ihr Geheimnis
Wird sie nicht von sich geben, schneidet mir
Das Herz aus meinem Leibe, wühlet nur
In seinen Falten, des Verrates Schlange
Ist nicht darin versteckt.

Napoleon.

Du armer Schwärmer,
Gibt's viele solcher Narren so wie Du?

Horn.

Ob's Narren sind, darüber läßt sich streiten,
Doch seid gewiß, in allen Dörfern hier
Von den gemeinen Leuten, die den Pflug
Mit schwiel'gen Fäusten ziehn im groben Kittel,
Die gleich dem Lasttier ihre Bürden schleppen,
Ist keiner drunter, der in Euch nicht sieht die Hölle
Und Euch wie Satan haßt!

Napoleon.

Führt ihn hinweg!

Ney.

Das Weib läßt sich nicht wehren, Majestät,
Sie wimmert auf den Knien. —

Horn.

Herr Marschall, geht
Und fragt die Lisbeth, ob der Hirte Horn

Ein Judas werden soll, ein Hochverräter,
Ein Lump, ein Spitzbub! Hier mein Kopf darauf,
Sie wird das Wimmern lassen! Führt mich ab!

Napoleon.

Was andres meine Herrn! Genug geschwatzt,
Die Preußen sind im Marsch, die Posten
Sind schon am Plänkeln mit den Unsren! Die Geschütze
Die Höhn hinauf, ich selbst hab das Kommando!

Ney.

Das ist der Sieg!

Napoleon.

Auf Wiedersehn, ihr Herrn! (Alle ab).

Neuheiten des Bühnenvertriebes

Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.

Leipzig-Möckern

Phantasie, Märchen und Versdramen:

„**David**", biblisches Festspiel in 7 Bildern von Margarete von Döring geb. von Rohr. — Das Werk ist abendfüllend und als Bühnenspiel mit Musik gedacht.

Ein Jugendwerk des bekannten französischen Dramatikers Alfred de Musset „**Zwischen Lipp' und Kelchesrand**", dramatische Dichtung, Übersetzung von Franz Schulz.

„**Wiederkehr**", ein Dramen-Zyklus von Albert Kachellek. 1. „Die Hoffenden." 2. „Der Offizier des Königs". 3. „Nacht".

Der bekannte hochbegabte Dichter Professor Hugo Koester: Eine neue Faustdichtung „**Faust**", dramatisches Gedicht in 5 Akten. „**Das Drama der Welt**", dramatisches Gddicht in 3 Akten. „**Alexis, Prinz von Rußland**", ein unhistorisches Trauerspiel in 4 Akten. „**Günther**", eine Dichtertragödie in 3 Akten. „**Euphorion**", ein Dichtermärchen in 1 Akt. „**Kindesliebe**", ein dramatisches Gedicht in 2 Aufzügen. „**Die Tragödie der Irrungen**", ein bürgerliches Trauerspiel in 4 Akten.

„**Die Köhlerin im Waldsee**", ländliche Tragödie in 3 Akten von Leo Weismantel.

Adolf Dreßler jun.: „**Gertrud**", ein deutsches Waldmärchen in 1 Aufzug. „**Wenn der Flieder blüht**", Frühlingsspiel in 1 Aufzug.

Historische Dramen:

„**Alarich**", Schauspiel in 5 Aufzügen und einem Nachspiel von Hermann Wolter.

„**Julia Alpinula**", Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Streibel.

„**Vittoria Accorambona**", Tragödie in 5 Aufzügen von Theodor Salburg-Falkenstein. Das hochpoetische Werk spielt in Italien um das Jahr 1585.

Reinhold Gollos: „**Zu spät**", Trauerspiel in 3 Akten. „**Kappel**", ein historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. „**Kunigunde von Scharfeneck**", eine Volkssage in 3 Aufzügen.

Der Braunschweigische Dichter Karl Welge: „**Die Schlacht bei Oelper**", am 1. August 1809. „**Hennig Brabant**", historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. „**Et kummt anrest ar man denkt**", Plattdeutsches Volksschauspiel in 4 Akten.

„**Bernhard von Weimar**", ein Trauerspiel in 5 Akten von Hugo Koester, Spielzeit 30jähriger Krieg.

„**Schill**" oder „Im Sturme der Zeit", historische Tragödie von Karl Fuchs, Spielzeit im Jahre 1809.

„**Joachim Murat, König von Neapel**", Trauerspiel in 4 Aufzügen von Robert Jordan. Spielzeit 1815.

Zur Gedächtnisfeier der großen deutschen Befreiungstage 1813, welche kommendes Jahr ihre Zentenarfeier erleben:

Hugo Koester: „Jena", ein dramatisches Spiel in 1 Akt, Spielzeit 1807. „Die Befreiung", ein vaterländisch s Drama in 5 Akten nebst einem Prolog, Spielzeit 1813. „Napoleon", ein Trauerspiel in 5 Akten, Spielzeit 1815, 1821.

Moderne Dramen:

„Die Macht des Reichtums", Schauspiel in 4 Akten von R. Barta. Schildert die Zustände der Arbeiter in Böhmen.

„Die Alten", Volksstück mit Gesang in 3 Aufzügen von Anna Schullerus. Das Werk schildert die Zustände der Deutschen in Siebenbürgen. Es wurde dort mit großem nachhaltigen Erfolg an vielen Orten aufgeführt.

„Der neue Glaube", Tragödie eines Suchenden in 1 Akt von Paul Duysen.

„Kokett", dramatische Dichtung in 1 Akt von Karl Fiedler. Das Stück spielt zur Weihnachtszeit und schildert die Verworfenheit eines jungen Mädchens, die einem edlen Jüngling den Untergang bereitet.

Zwei Frauenkomödien von Aristus: „Der Versöhnungstrunk", „Frau Hawerland und ihre Söhne".

„Der Mammon, die Liebe — und peitschende Wellen", Drama in 4 Aufzügen und einem Vorspiel von Ernst Arminius.

„Der Liebe Leid", Drama in 5 Aufzügen und einer Schlußszene von August Bleier.

„Sünde", eine Priestertragödie in 5 Aufzügen von Franz Schibas.

„Notwehr", soziales Drama in 3 Akten von Max Männel.

„Kampf", Schauspiel in 5 Aufzügen von Th. Massar. Das Stück behandelt die Wahlkämpfe in packender Weise.

„Kommerzienrat Altmann", Drama in 4 Akten von J. Benadam.

Heitere Neuheiten:

„Liebe macht glücklich", Wiener Lustspiel in 3 Akten von A. Fritsch-Weidenrieth u. Franz Wilh. Wehrhardt.

„Der Kampf um den Mann", Lustspiel in 3 Aufzügen von Oskar Lorenz.

Weitere Neuheiten:

„An der Verkehrsstraße", Tragikomödie in 3 Aufzügen von Arnold Aleksandrowicz. Motto, erster Aufzug, Oskar:

Die Welt, mein Guter, ist ein seltsam beklemmendes Kunstwerk und wer es genießen will, muß selbst was vom Künstler in sich haben. Aber weh' dem, der's hat.

„Der Hochstapler", Schwank in 3 Akten don A. Herbst.

„Du sollst Vater und Mutter ehren", Drama in 4 Aufzügen von Josef Günther.

„Des Meeres Opfer", Drama in 1 Vorspiel und 2 Akten von Josef Günther.

„Demokrit", Komödie in 4 Akten v. Gustav Schmilinsky.

„Männer", ein Schauspiel in 3 Aufzügen von Alfred Lindenthal.

„Das Heiratsverbot", Komödie in 3 Aufzügen von Eduard Wasgott.

„Die Entführung", Lustspiel in 1 Akt von A. Herbst.

„Ins neue Leben", Drama in 3 Aufzügen von Friedrich Fränkel.

„Germanenglaube", dramatische Dichtung v. Franz Kern.

„Venetia", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Emil Buchholz.

„Das Bild", dramatische Szene von Frau Baronin von Normann.

„Venus Bulgivaga", Tragikomödie in 3 Aufzügen von Arnold Aleksandrowicz.

„Rudbert und Irmingard", Trauerspiel in 5 Akten von Bruno Sasse.

„Hermann und Thusnelda", ein Schauspiel. 1. Aufzug von Josef Freiherr von Eichendorff. 2. bis 5. Aufzug von Ludwig Schneider.

◎◎◎ Bühnenwerke ◎◎◎

in Buch oder Manuskript, auch von noch nicht aufgeführten Autoren, prüft, bearbeitet, bringt an unter günstigen Bedingungen

Magazin-Verlag Ad. Dreßler jun. in Leipzig-Möckern.

Vom Büchertisch.

„Leben, Sünde und Sehnsucht“, Gedichte von Hugo Kersten, Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Der Verfasser bietet uns hier ein Buch von bestrickender Eigenart, die den Leser sofort gefangen nimmt und in den Bannkreis der Ideen des jungen Dichters zieht. Die Gedanken sind fast durchweg originell, und der Verfasser offenbart auch in der Ausarbeitung der Verse ein feinsinniges künstlerisches Verständnis. Adolf Dreßler jun.

„Auf der Wacht in der Schlacht Anno 70 an der Saar“ von Otto Bolz, Saarbrücken 1911, Verlag von Chr. Claus.

Endlich wieder einmal ein Buch, welches von echtem deutschen Geist getragen ist und uns wie eine Offenbarung echten deutschen Heldentums anmutet. Markig und von fortreisendem Schwung in der Sprache werden diese schönen, begeisterten Verse jedes Herz bezwingen; brausen sie doch wie ein mächtiger Strom frisch und lebendig dahin. Adolf Dreßler jun.

„Lachen ist Gottesdienst“ von W. Hegewald, Verlag Neues Leben, Berlin W. 30, Preis Mk. 1.—.

Der Verfasser enthüllt uns hier in anmutig erzählender Form eine Reihe lustiger Seminaristenstreiche. Wenn man an all die trockene Schulweisheit denkt, die so oft den Idealen der Jugend zuwider läuft, so muß man an diesem Büchlein seine helle Freude haben. Jugend ist eben unverwüstlich, und durch sie wird die Prosa des Lebens immer noch zur Poesie. Das Werkchen erhebt sich weit über die gewöhnlichen Humoresken. Echt dichterische Schilderungen, oft voll Geist und feinen Witz, werden den Leser erfreuen. Adolf Dreßler jun.

„Frühlingsgräber und Morgenlicht“ von Martin Kiehr, Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern, Preis Mk. 1.50, geb. Mk. 2.—.

Wir haben hier ein Werk von zwingender poetischer Kraft und reicher wundervoller Phantasie. Alle diese Novellen stehen so weit ab von unserem Leben, und doch erfassen sie seine tiefsten Tiefen mit großer mystischer Kraft. Die Natur- und Seelenschilderungen sind fast durchweg von großer Schönheit und reißen den Leser mit fort. Es leuchtet uns etwas wie eine höhere Offenbarung aus diesem kleinen Büchlein entgegen. Martin Kiehr will verstanden sein und richtet sein Buch an keine flüchtigen Leser, sondern an ernste, denkende Menschen. Adolf Dreßler jun.

„Das Leben, wenn es köstlich gewesen ist“. Erlebnisse von einer, die mit Herz und Auge durchs Leben ging. Für Jung und Alt erzählt von Hans Nennert. Straßburg i. E. 1911. Friedrich Bull, Verlagsbuchhandlung.

Ein neues Buch von Hans Nennert ist mir immer wie ein Trost und liebes Ereignis, da ich immer das Gefühl habe, einem edlen Menschen und echten Dichter gegenüberzustehen. In diesem Werke jedoch hat der Dichter sein Bestes geboten und sich in allen Stücken durchweg selbst übertroffen. Er läßt einer Blumenvase die Geschichte eines Lebens erzählen, welches durch Wohlstand und Armut, stilles Glück, bittere Kämpfe und tiefes Leid zum schönen, häuslichen Frieden eingeht. Das alles ist so lebenswahr und doch von einer wunderbaren Phantasie beseelt. Als direkte Meisterstücke vom Ende der Erzählungskunst bezeichne ich nachstehende Stellen: die Traumerscheinung des toten Vaters, als seine Familie in höchster Not ist, die Geschichte vom Ringlein, die Erlebnisse der Blumenvase auf dem Friedhof und schließlich die Traumerscheinungen beider Eltern am Weihnachtsabend, wo dem Weib gewordenen Mädchen zwei liebe Kinder und ein treuer Mann zur Seite stehen. Das Buch Hans Nennerts dürfte auf keinem Weihnachtstische fehlen und müßte meiner Meinung nach Verbreitung und liebendes Verständnis in jeder Familie finden. Adolf Dreßler jun.

„Der Roman einer Kaiserin“ — Katharina II. von Rußland. Geschichtlicher Roman von Eugen Zabel. Mit 47 Porträts und Illustrationen nach Vorlagen in den Schlössern und Museen von St. Petersburg und Moskau. Berlin, Richard Boug; Preis 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark, in echtem Pergamentband 7.50 M.

Diese Erzählung schildert das größte weibliche Herrschergenie der Geschichte in glänzender Doppelbeleuchtung, als „Semiramis des Nordens“, wie sie Voltaire wegen ihrer echt männlichen Willenskraft und Weisheit verherrlichte, und als lebenslustige, einem kleinen deutschen Fürstenhof entstammende Frau, die mit dem Beweglichen, Geistreichen und Drolligen ihrer Phantasie allem

nur denkbar „Menschlichen" unmittelbar nahestand und dabei gewissermaßen die imponierende Größe eines Napoleon mit dem Verführerischen und Lachenden einer Madame sans gêne verband. Wir verfolgen ihre Reise nach dem hohen Norden, ihre Leidenszeit an der Seite des kindischen, aller Mannheit baren Großfürsten Peter, die Art, wie sie am Sarge ihres gräßlich ermordeten kaiserlichen Gemahls vorbei zum Throne emporschreitet, die Kulturarbeit Peters des Großen fortsetzt und deutschen Bauern und Handwerkern an der Wolga eine neue Heimat anweist. Wir erfahren, wie sie sich von den ersten Männern ihrer Zeit bewundern läßt, sich als satirische und dramatische Schriftstellerin einen weittragenden Einfluß sichert und gleichzeitig mit ihren Günstlingen einem ununterbrochenen Rausch von Liebesleidenschaft hingibt. Alles zieht bis zum Höhepunkt in der weltgeschichtlichen Stellung der Kaiserin Katharina II. bei der Enthüllung des Denkmals Peters des Großen, des herrlichen Reiterstandbildes der Zarenresidenz, in Eugen Zabels dramatisch durchgeführter Erzählung in farbig ausgeführten Bildern wie etwas Selbsterlebtes vorüber, das sich der Phantasie unauslöschlich einprägt und geschichtlich beglaubigte Wirklichkeit im Spiegelbild fesselnder Erzählerkunst zurückstrahlen läßt.

„Nach des Tages Müh". Fünfzig Gedichte eines Arbeiters von August Brüllmann. (72 Seiten) 8°. Zürich 1912. Verlag: Art. Institut Orell Füßli. Gebunden in Leinwand Fr. 1.80 (Mk. 1.50).

Dieses kleine Liederbuch bietet uns die schlichten poetischen Erzeugnisse, gleichsam die Feiertagsfrüchte eines mitten im gereiften, werktätigen Leben stehenden Mannes. Echt und ungekünstelt muten uns diese von einem warmen Lebenshauch umwitterten Weisen an, die so volkstümlich ihrem Gehalte nach sind als anspruchlos in ihrer formalen Technik. Der Dichter selbst weist darauf hin, daß seine Verse weder als klassisch noch als mustergültig eingeschätzt werden wollen; aber es sind aufrichtige und der künstlerischen Form keineswegs entbehrende Stimmungsbilder aus den Fest- und Feiertagsstunden eines von Glück und Not durchzitterten, reichbewegten Arbeiterdaseins, die ihr Entstehen einer beachtenswerten Freude am Schönen, an befreiendem Wort, an erlösendem Klang zu danken haben.

„Das Kartell", Roman von Max Visenius. Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Mit packender Schilderungskunst zeigt uns der Verfasser den Kampf eines edlen Mädchens. Durch den Zwang der Verhältnisse und der gesellschaftlichen Ordnung, aber auch um ihren Vater zu retten, wird sie zu einer furchtbaren Tat getrieben. Dieser hochbedeutende, glänzend geschriebene Roman verdient ohne jeden Zweifel vollste Anerkennung und weiteste Verbreitung, da er eine dringende Notwendigkeit für unsere Zeit ist.

Adolf Dreßler jun.

„Aus zwei Welten". Ein episches Gedicht von Wilhelm Käsebier. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, 1912.

Ein tief empfundenes hochpoetisches Werkchen, welches uns den jedenfalls noch jungen Dichter im besten Lichte erscheinen läßt und uns Veranlassung gibt, schöne Hoffnungen auf sein späteres Talent zu setzen. Ein abschließendes Urteil über sein Können läßt sich nach dieser kleinen Probe noch nicht bilden. Adolf Dreßler jun.

„Am Wege erblüht", Skizzen von Hans Berthold. Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Die Stärke dieses Büchleins liegt in den Natur- und Landschaftsschilderungen, und hier fand ich Stellen von so wundervollem Liebreiz, daß ich nicht flüchtig darüber hinweggehen konnte, sondern sie zwei-, ja sogar dreimal lesen mußte. Aber auch die novellistischen Vorgänge sind lebenswahr und getreu geschildert. Es ist eben ein Buch, welches ein liebes bleibendes Erinnern in uns zurückläßt, und welches man gern ein zweites Mal zur Hand nimmt. Adolf Dreßler jun.

„Was du ererbt von deinen Vätern . . ." Roman von Richard Hopf. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, 1912.

Der Roman zeigt uns, wie der Sohn eines wirklich geistig bedeutenden Vaters untergeht, da ihm das geistige Erbe seines Erzeugers nicht geworden ist. Dieses Werk ist mit so viel Feingefühl und Liebe, dabei aber lebenswahr und vollkommen verständlich geschrieben, daß man alle Vorgänge miterlebt und auch den literarischen Wert hoch schätzen muß. Es wäre dem Werke eine weite Verbreitung auf jeden Fall zu wünschen, da es sich weit über den Durchschnitt erhebt und für unsere Zeit eine hohe Bedeutung hat. A. Dreßler jun.

Druck von Steib & Zeiß, Gera-R.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

November 1912.

Gestern noch auf stolzen Rossen....

Eine Erzählung aus dem Balkankriege von
W. Lüderitz.

(Nachdruck verboten.)

Durch die Straßen von Konstantinopel schritt ein schönes, junges Paar, ein hochgewachsener türkischer Reiteroffizier mit seiner Braut, einer liebreizenden, schlanken Orientalin.

Manch' bewundernder Blick folgte dem Paare. Ob die Vorübergehenden den Beiden wohl auch ansahen, was ihre jungen Herzen schwellte? Sicherlich wohl, denn in ihren Augen glühte der Gottesfunken der Liebe.

Es war kein Alltagsgespräch, was sie führten. „Auf dem Balkan gärts," so erzählte er. „Der Bulgare möchte wohl die Türken am liebsten ganz aus Europa vertreiben und auch die Serben und Griechen scheinen Kriegsgelüste zu haben. Wenn wir nur erst in Tripolis unsere Gegner abgeschüttelt hätten; denn wir werden gewiß schweren Stand haben. Unser Volk ist ja allerdings von altersher ein kriegerisches Volk gewesen; aber andere Völker sind heute weit kriegstüchtiger als wir. Ich fürchte für unser Vaterland. Gebe Allah, daß die drohenden Kriegeswolken an unserm Lande vorüberziehen.

Du weißt ja, wie ich den Krieg verabscheue, und schon öfters habe ich dir von dem Zwiespalt in mir erzählt. Mein ganzes Denken und Fühlen gilt der Idee des Völkerfriedens, und mein Arm muß das todbringende Schwert führen. Ach, wie oft habe ich nicht schon mit dem Geschick gehadert, daß ich der letzte Sproß eines alten, schlachtenerprobten Geschlechtes bin. Doch ich weiß, was ich meinen Ahnen schuldig bin; man soll nicht sagen, daß der letzte unseres Stammes ein Unwürdiger gewesen. Aber nie werde ich aufhören, der Sache des Friedens zum Kriege zu verhelfen.

Ich kann dir garnicht sagen, Geliebte, wie glücklich ich bin, daß ich dich eins weiß in meinen Bestrebungen, daß ich mit dir darüber sprechen kann, wie mit einem treuen Gefährten und Mitkämpfer für den Frieden."

Seine klugen, gütigen Augen tauschten einen zärtlichen, innigen Blick mit ihr, ehe er weiter fortfuhr.

„Ich hatte in der letzten Nacht einen erhebenden Traum," begann er wieder. „Ich sah einen Engel an meinem Lager stehen. Er hatte deine Züge. In den Händen trug er eine Pergamentrolle, darauf stand in großen, goldenen Lettern ein herrliches, gewaltiges Friedenslied. Mit heißen Blicken verschlang ich die Worte; denn schon manchmal habe ich versucht, ein Friedenslied zu dichten, ein Lied, so groß und erhaben, wie es noch kein Volk besitzt. Wie armselig, wie schwach erschien mir nun mein Werk gegen dieses. Das ergriff mich so allgewaltig, als wäre das Kriegslied aller Zeiten und Völker in dem einen Liede greifbar vergegenwärtigt. Wahrlich, das härteste Herz müßte davon erschüttert werden. Und dann der Schluß: allbezwingende Worte der Menschenliebe, der Menschlichkeit, der Friedensliebe! Und was für eine Sprache! Ich kenne kein Buch, kein Lied, weiß keine Stelle im Koran, die mich jemals so ergriffen und zugleich auch so begeistert hätte. Nun martere ich mein Gehirn, die Worte mir wieder ins Gedächtnis zurückzurufen, so gewaltig, so wuchtig, so packend und mit solch himmelhoher Begeisterung. Ich werde nicht ruhen, Geliebte, ehe mir das nicht gelungen ist. Dann aber will ich die Hauptsprachen der

Welt lernen, damit ich den Völkern das Lied aller Lieder in ihrer Muttersprache lehren kann."

Es war drei Wochen später. Der Krieg war ausgebrochen, die Montenegriner als die ersten des Balkanbundes in das ottomanische Reich eingedrungen.

Der junge Offizier war bei seiner Braut, um von ihr Abschied zu nehmen. Sie hing weinend an seinem Halse.

„Ich kann nicht leben ohne dich, Geliebter. Wenn du mir nicht wiederkehrst, was wäre mir dann noch die Welt, und würde mein Vaterland zu Grunde gehen, ich fühlte nicht größeren Schmerz."

Er strich ihr liebkosend das Haar. „Während meines Studienjahres in Deutschland," sagte er, „da hörte ich einst einen Soldaten ein schlichtes, schönes Volkslied singen. Ich habe es mir wohlgemerkt. Wenn der deutsche Soldat in finstrer Mitternacht auf der Wacht steht, da hat er das Lied wohl auf den Lippen. Auch mir soll es ein Talisman sein; dir aber sei es ein Trost! Es heißt darin:

Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht,
Wenn es ans treue Lieb gedacht. —
Jetzt bei der Lampe mildem Schein,
Gehst du wohl in dein Kämmerlein
Und schickst dein Nachtgebet zum Herrn,
Auch für den Liebsten in der Fern.
Doch wenn du traurig bist und weinst,
Mich von Gefahr umrungen meinst:
Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut.

Du Kleingläubige! Jede Kugel trifft ja nicht, und Allah ist groß! Eins aber schmerzt mich tief: das Friedenslied! Nun ist der Krieg entbrannt, ehe ichs vollenden konnte, und so kann ich meine heilige Mission nicht erfüllen oder aber sie kommt zu spät."

Als die Sonne sank, schieden sie. Blutrot ging der Sonnenball unter.

Ob das wohl ein schlechtes Omen ist? so fragte sich das Mädchen, dessen sonst so strahlende Augen mit glanzlosem Blicke dem Naturschauspiel folgten.

* * *

Zwei Wochen später; da hielt sie in ihren zitternden Händen einen Brief. Sie las mit brennenden Augen und klopfenden Herzens:

Mein herziges Lieb!

Mein Herz schlägt warm in kalter Nacht, wenn es ans treue Lieb gedacht. Sonst aber ist es schlimm um das arme Herz bestellt; vor Grauen und Schmerz scheints mitunter stillstehen zu wollen, und wahrlich, manchmal könnte man wünschen, daß es aufgehört hätte zu schlagen, um nicht noch mehr von dem grauenvollen Kriegselend sehen zu müssen. Ich bin schon einmal im Gefecht gewesen. Wir waren nicht siegreich. Es ist ein unbeschreibliches Gefühl, das einen dabei beherrscht. Trotz allen Widerwillens tat ich mit als irgend einer. Da gibts kein Überlegen. Man wird mit fortgerissen; wie Wahnsinn hats einen erfaßt. Denn wirklich, es ist Wahnsinn, blutiger Wahnsinn, aber wie wehrlos reißts einen mit fort.

Wenn dann freilich die Schlacht vorbei ist und man sieht Leiche bei Leiche, blutüberströmt und starr und kalt die eben noch so blühenden Menschenleiber, da erfaßt einen ein namenloses Grauen, die Ernüchterung. Auch mancher Kamerad ist darunter. Da kommt ja dann freilich auch ein Gefühl des Hasses hoch gegen unsere Feinde. Anders aber ists wieder dort, wo die feindlichen Soldaten niedergestreckt sind. Ist es denn nur möglich, so fragt man sich, daß man diese fremden Menschen, von denen man nichts weiß, die niemals unsern Weg gekreuzt, uns noch nie ein Leid zugefügt haben, hat töten können. Wie eine furchtbare Anklage starren einen die fremden, verzerrten Totengesichter an. Hier kommt her! ihr Minister und Diplomaten, die ihr den Krieg herauf beschworen! Wenn ihr dann noch euern Blick frei erheben könnt und nicht ein gellendes „Mörder!" in euern Ohren zu hören glaubt, dann habt ihr nichts menschliches mehr an euch! — Doch wenn ich mich auch ereifere, was nützts? Und wenn ich tausend Stimmen hätte und meinen Friedensmahnruf erschallen ließe, so gewaltig und packend wie das mir im Traum geoffenbarte Friedenslied, er würde doch ungehört verhallen im Siegestaumel der Feinde, im mörderischen Geschützfeuer der Schlacht.

Bislang bin ich unversehrt geblieben. Die Armee ist auf dem Rückzuge. Wir haben schon drei Tage nichts gegessen und sind gänzlich erschöpft. Es herrschen unbeschreibliche Zustände in unserem Heerlager. Wir werden die Bulgaren nicht mehr aufhalten können, und es wird nicht lange dauern, dann stehen sie als Sieger vor den Toren von Konstantinopel.

Um mich sorge Dich nicht, mein Lieb.

„Sei ruhig, bin in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut."

* * *

Seitdem waren wiederum acht Tage ins Land gegangen. Alle Tage las das Mädchen den Brief ihres Geliebten. Sie kannte ihn auswendig und doch las sie ihn immer wieder. Ob wohl heute ein Lebenszeichen von ihm kommen wird? so fragt sie sich jeden Tag.

Da klopft es. Sie hört es nicht.

Es ist der Bote, der einen Brief bringt.

Eine Handschrift! Ein Zittern befällt ihre zarte Gestalt. Sie wagt es nicht, den Brief zu öffnen. Ist es eine Kunde von ihm? Doch es muß sein. — Sie rafft sich auf und öffnet ihn.

Da, ein jähes Erschrecken — ein qualvolles Aufstöhnen. Ihre Augen nehmen einen starren, entgeisterten Ausdruck an.

Er ist tot! gefallen in den Kämpfen an der Tschataldschalinie! so lautet die Meldung eines Kameraden.

„Sei ruhig, steh in Gottes Hut,
Er liebt ein treu Soldatenblut"

kommt es erschütternd von ihren bleichen Lippen.

Rudolf Goldschmidt.

Dreibund-Lied.

Heil dir, Rom, im Glanz der Tiber!
Heil dir, stolze Donaustadt!
Die das ganze Volk der Deutschen
Treu zu Bundesbrüder hat.

Mag der Himmel seinen Segen
Wieder auf die Scharen streun!
Mögen sich nur Lorbeerkränze
Winden um die Stirn der Leun!

Festgeschlossen auf der Erden
Ist der Riesenbund der drei,
Fest nach Osten, fest nach Westen,
Wer der Feind auch immer sei!

Blitzen ringsum die Kanonen,
Schürt auch Mars den Kriegesbrand,
Donnern soll es durch Äonen:
Schlaget ein die Bruderhand!

Fritz Hugo.

Wegfahrt.

Nur nicht in Scharen
Durchs Leben fahren!
Einsame Pfade
Zur Höhe führen,
Ferneste Grate
Den Himmel berühren.
Auf breiten Straßen wandern so Viele
Wandern in Tiefen ferne vom Ziele,
Gönnen einander nicht Licht und Sonne. —
Einsames Wandern durch Leid und Wonne
Führt uns zu Höhen niegeahnt.
Einsame nur haben Wege gebahnt,
Brachten uns Götterkunde — Segen.
Großes erblüht nur auf stillen Wegen. —
Nur nicht in Scharen
Durchs Leben gefahren!
Findest allein
Nur den heiligen Hain.
Kommst du in lärmenden Massen gezogen,
Hast du dich selber ums Glück betrogen!

Der stille Weg.

Kennst du ihn noch, den stillen Weg
Voll Sonnenlicht?
Vergiß ihn nicht
Den Steg,
Wo wir in heilgen Stunden
Uns einst gefunden.

Und wo aus ew'gen Weiten
Die Seligkeiten
Der Liebe sanken.
Wo sehnende Gedanken
Zur Gottheit schauernd hingetragen.
Vergiß ihn nicht in fernen Tagen.

Gotthold Laube.

Herbstleid.

Kleine, zarte Weidenkätzchen
Schauen in den Herbst hinein,
Aufgeweckt aus sanftem Schlafe
Durch den milden Sonnenschein ...

Doch nur kurz währt ihre Freude,
Sonne muß hinuntergehn . . .
Und im zarten Frühlingskleide
Jammernd nun die Armen stehn.

Ach Herz, was bangst du?

Ach Herz, was bangst du
In dieser Zeit?
Laß schlafen, ... laß schlafen
Daß alte Leid!

Sieh rings die Bäume!
— Schnee deckt ihr Kleid —
Schon träumen sie selig
Von Frühlingszeit. — — —

Otto Bolz.

Der Säuferhannes.

Frostklirrende, sternenfunkelnde Hunsrücknacht. Das Christfest liegt ahnend über den tiefverschneiten Höhen des Soonwaldes, wo der Koppenstein trutzige einsame Wacht hält, liegt ahnend über all den träumenden stillen Hunsrückdörfern, in all den seligkeitsweiten Menschenherzen.

Nur bei der Butzenbas nicht. Die kann nicht froh sein. — Kalt, kahl die Stube. Ein abgehärmt Weib sitzt da, stierend, frierend, bangend, bebend.

Ob er bald kommt, der Hannes, ob er bald kommt?

Sie wartet auf ihn, sorgt sich um ihn; doch dann graut und graust ihr wieder vor dem erbärmlichen Mann, der dem Trunke fröhnt, der ihr Heim zur Hölle gemacht, ihr Leben mit Schande besudelt.

Ob er bald kommt, ob er nicht an sie denkt und an die zwei armen Würmchen?

Sie weint. Ein wildes Weh rast ihr durch den Körper. Bohrende, beißende Reue erfüllt ihr Herz.

O, du Ärmste! — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Und er? — Schwer schwankend, fallend und fluchend stappt und stolpert er dem nahen Dorfe zu. Ein dumpfer, stumpfer Druck lagert hart auf seinem Hirne, eine ziellose Leere irrt vor seinen blöden Blicken.

Der Schnaps, ja der Schnaps beschwert mit Zentnerwucht die Glieder, macht den Männerleib zum kläglichen Klumpen.

Da! Wieder ein Fall. Ein Grunzen. Dann noch ein unverständlich Lallen. — Stille. — Stille.

Der Schnee hat sich erschrocken zusammengeduckt unter der ungewohnten drückenden Last.

Und die Flocken des Himmels fangen an zu fallen leis, ganz leis miteinander flüsternd von Winterschönheit und Weihnachtsfrieden, fallen herab, sich sehnsüchtig und neugierig zu dem nun schon wieder still ruhenden Erdgenossen gesellend und kichern ganz leis in sich hinein ob der dunklen Masse, die da liegt.

Und der Mond kommt auch, grell und grinsend hinter einer Schneewolkenwand hervor und schaut auf den merkwürdigen Schläfer.

Und der schneidendscharfe Dezemberwind kommt und besieht sich das Bild. Dann eilt er behende, die Sturmmähne schüttelnd, von dannen —
— — — — — — — — — — — — — — —

Im ärmlichen Bettlager aber blickt noch immer ein wehwundes Weib zur fahlen Decke empor, starrt sorgenvoll hin zu dem unheimlich langsam weiterschreitenden Uhrenzeiger.

Draußen uhut eine Eule. Dumpf, schaurig gellt der Schrei vom Friedhof durch das schlummernde Dorf.

Das Nachtlämpchen ist am Verlöschen. Ein Flackern und Zittern. Ein letztes Aufzucken. Ein still Verglühen des Dochtes.

Nun ist's dunkel.

Doch immer noch horcht das Weib herzpochend hinaus auf die Straße.

Kommt er bald? Kommt er bald?

Und sie wartet — wartet.

Meine kleinen Erlebnisse aus Hamburg

von Edith Riemer—Dembczak.

Oktober 1912.

Was ich dem lieben Leser erzählen will, soll keine Kritik sein. J, Gott bewahre! Dazu gibt es viel berufenere und gescheitere Menschen, wie ich es bin. Ich will nur etwas von meinem lieben Hamburg plaudern, welches ich in meinem sechsmonatlichen Hiersein recht liebgewonnen habe. Denn als ich im Mai in der freien Hansastadt Einzug hielt, da sah es überall grün und ungemein freundlich aus. Der Rot- und Weißdorn blühte, die Sonne lachte, so daß ich gleich den Eindruck gewann, „hier ist gut Hütten bauen". Und die Stadt und Umgegend hat mir auch richtig das versprochen, was sie hielt, wenn auch nicht immer alles Gold ist, was glänzt. Denn im Herbst sieht es hier recht nebelig und traurig aus. Den Schnupfen verliert man nie und die Gummischuhe behält man am besten gleich an den Füßen, — Ja. ja. lieber Leser, ich übertreibe nicht. Den Nebel schneidet man wohl am zweckmäßigsten mit einem großen, scharfen Messer durch und — die Menschen machen trotz allem vergnügte Gesichter. Es ist ja auch das Beste, was sie machen können, man muß mit den Wölfen heulen! — Da gehe ich neulich an einem wunderschönen sonnigen Vormittage „rund um die Alster". Einen Tag vorher hatte es tüchtig geschneit und gehagelt. An den Ufern lag der Schnee auf Masten und Rasenbeeten. Mir war so recht vergnügt zu Mute, so daß ich nicht spazieren ging, sondern wie „besessen raste" nach meines Mannes Ansicht, dem ich natürlich meine Erlebnisse bei Tisch erzählte. Das sollte aber seinerseits ein Lob sein, ich weiß es genau! In zwei Stunden um die Innen- und Außenalster gehen, ist für ein Weiblein immerhin eine anerkennende Leistung, denn es mag ja Leute geben, die es noch schneller machen wie ich, z. B. so ein Kunstläufer oder so eine andere ähnliche Größe! — Und, als ich so ziemlich nun die Hälfte der Alser herumbin und mir zur Genüge die schönen Villen der reichen Kaufleute mit den dazu gehörenden Vorgärten angeschaut habe, zieht es hinter mir dunkel rauf. „Es wird doch nicht" dachte ich rechtzeitig mich besinnend, wo ich mich eigentlich befand, nämlich im Hamburg, wo das schöne Wetter im Herbst zu den buntesten Phantasiemärchen gehört. Und richtig! Die Sonne schien zwar noch, doch es fing hörbar zu donnern und blitzen an und schließlich — hagelte es gemütlich mit erbsengroßen Körnern. Na, also. warum nicht gleich? dachte ich belustigt. Einen Schirm hatte ich nicht! Zwar einen fußfreien Rock, die Freude meines Mannes, aber einen — riesengroßen Federhut! Was das bedeutet, wird wohl jede Dame als mitfühlende Seele verstehen! — Zum mindesten kommt man als „geknickte Lilie" zu Hause an. Doch — ich leistete trotz allen Hindernissen noch das, was ich mir vornahm nämlich — in zwei Stunden in unserer Wohnung zu sein. Und als ich im gemütlichen Zimmer saß, ja — da ging erst der „richtiggehende Regen" los. Es goß, wie aus Kannen. Petrus mußte großes Reinemachen veranstaltet haben. Da ich es mit meinem lieben Nächsten bis jetzt immer noch ganz ehrlich gemeint habe, rate ich jedem, der nach Hamburg zieht, sich einen Stockschirm schenken zu lassen. Wenn man den nämlich hat, kann einem hier nicht mehr viel passieren und — man fühlt sich ungemein wohl. Ich besitze zwar leider noch nicht ein solch Monstrum, aber Weihnachten steht vor der Tür und da kann man solche Wünsche äußern. Und wenn mich dann wieder so ein Wetter überrascht, dann funktioniert hoffentlich dieser Stockschirm, denn ich kenne Fälle, wo es auch mal anders kam, als man dachte! — Das Leben ist in Hamburg wohl bedeutend teurer, als anderswo. Manche Hausfrau mag mit mir einen hörbaren Seufzer ausstoßen! Wir hungern hier zwar alle nicht — i, bewahre! Aber das Billigste ist hier noch der Flunder und den kann ein gebildeter Europäer wohl ab und zu vertragen, keineswegs aber zu Mittag, Kaffee und Abend-

brot! — Und galant ist die Hamburger Männerwelt! Ich gehe nämlich tagtäglich allein zwei Stunden spazieren, denn meinen Mann fesselt der königliche Dienst in der Amtsklause. Und wenn wir Sonntags gemeinsam ausgehen, so kommt es doch meistens auf die „Kaiser-Wilhelmstrasse“ raus! Da ist weiter nichts besonderes zu sehen, aber es macht uns Spaß! — Also, wenn ich so alleine meine Wege gehe, dann kommt es öfters vor, daß mir ein Herr seine Begleitung anbietet, z. B. mit den beliebten Worten: „Fräulein, darf ich Sie begleiten? Dann sage ich nach meinem neu erprobten und vorzüglich bewährten Rezept: „Das trifft sich fein, Sie können gleich mitkommen meinen Mann abholen.“ „Ach nee — lieber nicht.“ bekomme ich oft zur Antwort und ich bin dann die zuvorkommende Herrenwelt bis auf weiteres los! — Ich lache mir eins ins Fänstchen, wenn Gewisse mit langer Nase abziehen müssen. Eine Frau, die ruhig ihres Weges geht, ohne sich irgendwie auffällig zu betragen oder sich auf der Straße umzudrehen, soll man in Ruhe lassen. Dies ist meine unmaßgebliche Meinung! — Von Theatern lernte ich bis jetzt noch nicht viel kennen. Gerade die Operettentheater. Da gibt es nun allabendlich die Hamburger Ausstattungs-Revue „Was kost' Hamburg?“ mit Tetge und Fietge und der unvergleichlichen Harfenjule, die mit ihrem Lied: „ich kenn ein Herz für das ich bete“ sogar einen Schutzmann auf dem „Hopfenmarkt“ bis zu Tränen rührte. Dann die Operetten „Alt-Wien“ und „Der liebe Augustin“. „Wenn der Flieder blüht in den Zweigen“ usw. heißt das Lied, welches mir wie eine italienische Drehorgel durch meinen armen Kopf nachträglich zieht, der wieder an einer Hamburger Erkältung zu leiden hat.“ Die Herren Ärzte könnten an mir reich werden, ich sage ausdrücklich „könnten“, denn ich kann mich ja noch beherrschen“. — Und trotzallem und allem ist Hamburg eine hübsche Stadt, in der sich wohl jeder wohlfühlen mag, wenn er einigermaßen gerecht ist. Es kann ja nicht alles Gold sein, was glänzt! — Viele Menschen, viele Ansichten. Ich glaube aber mit Bestimmtheit annehmen zu können, daß noch jeder auf seine Kosten in unserem schönen Hamburg gekommen ist, nicht wahr liebe Leser und Leserinnen, Sie werden es mir bestätigen können! —

Wenn der Herbst in den Winter schläft

von Martin Kiehr.

Wenn die Oktobersonne golden die welken Blätter bescheint, dann soll man trinken recht goldenen Wein. Der Rat ist gut. Lebt wohl, schöne Tage unter blauem Himmelszelt! Und ihr, Tage voll Herbstesglanz und letzter leuchtender Pracht, ihr gebt mir Kraft zur wahren, mächtigen Freudigkeit, zur großen Lust — zu schwärmen und zu vergessen, was Sorgen schafft! Der Winter ist ein so ganz anderer Mann. Der macht so ganz andre Freuden und Leiden. Dies freie, lachende Stürmen — er umschlingt's mit eisigen Armen; da muß es erfrieren.

Ein kleiner Junge liegt im Bett und schaut in den lachenden Herbstesmorgen hinein. Lauter lachende Sonne! Lauter Sonne — sogar auf seinem Bett ruhn sich ihre schönen, neckigen Streifen aus! Und heut Geburtstag. Und mächtig webt der alte Vater Herbst Gespinnste in des Kleinen Hirn, so ganz sonderbare. Der Junge hat auch immer Haken zum Aufhängen der Gespinste; viel mehr als andere haben. — Was er wohl werden möchte? O, er möchte Baumeister werden. — Und Jahre später, da wieder derselbe Junge am Geburtstag. Dünne, weiße Flocken fallen ohne Ende herab. Es ist Arbeitsstunde im Internat — sehr früh zeitig. Heut sein Geburtstag! Wieder hängen Gespinnste in seinem Hirn. Der Vater Herbst tippt leise an die alten, die in einer Ecke liegen. Da erwacht die Erinnerung und blättert trübe in ihrem großen Buche. Und so viel Arbeit heut noch vor sich! Und die verfluchte Mathematik! — Nun schläft die schöne, schöne Zeit ganz langsam ein! Der Winter kommt lautlos — der harte, düstre, arbeitsreiche Winter. Baumeister wollte er nicht mehr werden.

Seitdem sind viele Geburtstage verflossen. Doch das Kinderhirn hat Recht behalten — wie weise im Leben. Er ist wirklich Baumeister geworden. Baut keine Häuser auf die Erde, nur Gedanken in die Luft; will immer bauen, die rechten Reime der Seele zu finden, die zusammen passen. Drum hat er auch jetzt den graphologischen Briefkasten im „Magazin“ übernommen, um andere bauen zu helfen — an sich selbst. Denn als tüchtiger Baumeister weiß er, wie ein richtiges Gebäude das ist.

Bildprobe aus dem Werke: „Gekrönte Stunden".

Dichtungen von Paul Jörg. Mit 22 Vollbildern und dreifarbigem Titel von Ludwig Fahrenkrog. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. Brosch. 4.—; gbd. 6.—; in Ganzpergament 15.—.

Ein vornehmes Weihnachtsgeschenk!

In ihren Armen.

Sehnsuchtsvoll schlich ich mich zu ihr. —
Ergriffen von der Liebe Gewalt,
Umarmt ich die schöne Gestalt. —
Treu blickten die Augenpaare
O! Gib mir das Höchste, das Wahre!
Die Lippen berührten sich zart und fein. —
O! Könnten wir beide so immer leben,
Kein schön'res Glück kann's im Himmel geben.

Widmung auf ein Bild.

Er hat den Nektar süß von deinem Mund gekostet!
Er hat in's holde Zauberaug' dir oft geseh'n!
Er hat dich oft mit seinem Arm umschlungen!
Wirst du ihm ew'ge Lieb' und Treu gestehn?

Himmelschöne Stunden.

O! schöner Tag, an dem es meinen Augen war vergönnt,
Die reizendste der Frauen anzuschauen.
Der süße Zauber ihrer holden Nähe bracht dem liebeskranken Herzen Hoffnung,
Die Sinne hatten nie zuvor an solch ein Engelsbild geglaubt. —
Und lange mußt ich schmachten, eh' nur ein Wort von ihren Lippen mich ergötzte.
Mein Herz, erfüllt von Liebe wie noch nie zuvor, hing fest an dieser schönen Seele,
Und unvergeßlich bleibt mir jene Stunde,
Als ich die lieben, zarten Händchen
Bedecken durft' mit meinem Munde!
Welch schöne Hoffnung ging mir auf,
Noch nie hat ein geringer Reiz von dieser Art so warm mein Innerstes entzückt.
Und meine Hoffnung hat sich reich erfüllt.
Es kam der einzig-himmelschöne Tag
Da ich von ihren heißen Lippen reine Herzensfreude,
Wahre Liebe, wahre Wonne trinken durfte.
Ich war berauscht und glaubt auf Erden nimmermehr zu wandern. —
Und welche Herzenswohltat, welche reizendste Gewißheit
Ohn' Eigennutz aus reiner Herzensneigung heiß geliebt zu sein.
Ich lebt' im Paradiese der Glückseligkeit
Obwohl noch nicht am Ende aller Herrlichkeit!
Der Hölle Qualen drohten uns vergebens,
Mein Lieb tat mir den noch viel schönren Himmel auf!
Wie glücklich als ich zart ihr liebes Füßchen durft umfassen,
Als ich die reizendste Gestalt ganz fühlen durfte,
So wie sie Gott mir in die Welt gesandt.
In meiner Leidenschaft hab ich ihr all mein Ich,
Mein ganzes Wesen hingegeben
Und huldigte dem Drange nach Unsterblichkeit.
Wie lieb, wie süß, so redend hielt sie fest mich an der Brust.
Kein Glück gleicht auch entfernt nur auf der Erde dem holden Reiz
So überglücklich stimmt nur Götterlust!

Bernhard Müller.

Johannes.

Kühner Geist, der du mit Geißelhieben
einer argen Welt den Sinn zerwühlt,
armer Geist, du konntest nimmer lieben,
weil du nicht die Allmacht hast gefühlt.

Schnell entflohen bist du in die Stille,
wähntest dort geborgen wohl zu sein.
Aber unsers heilgen Gottes Wille
ist es, Kämpfer in der Welt zu sein.

Weltflucht ist nicht Sieg, und das Erlösen
ist nicht unterliegen in der Flucht.
Der nur konnte retten wohl vom Bösen,
der das Gute selbst im Bösen sucht.

Kühner Geist, deshalb mußtest du wanken,
weil dein Christus nahte in Geduld.
Du warst Mensch, drum wurden die Gedanken
deiner Weisheit deine Menschenschuld.

Sterben.

Der Wald will sterben. Sanft und still
umflüstert ihn Natur,
als wenn sie ihn nicht stören will.
Es atmet bang die Flur.

Auch du halt still und bete leis
und blick' hinauf zu Gott.
Und denke tief im Herzen nach
wohl über Not und Tod.

Bernhard Müller.

Unica spes!

Das ist die einzige Hoffnung,
das Grab so kühl und kalt,
wo alles Erdentosen
erstorben und verhallt.

Das ist die einzige Ruhe
im wilden Kampf und Streit
nach diesen Erdentagen
Gott, du, in Ewigkeit.

Das ist die einzige Stätte,
wo alles, alles schweigt,
wo alles Fried' und Stille
und sich zum Himmel neigt!

Paul Goerres.

Die Frau am See.

An dem kleinen See entlang,
Wo im Abenddämmergrau
Still die hohen Föhren flüstern,
Schreitet eine schöne Frau.

Ihres Mundes Wehmutslächeln
Und der Augen tiefes Blau
Lassen Herzeleid erraten
Dieser schlanken, blonden Frau.

Immer treibt ein wildes Sehnen
Sie an jene Föhrenbank,
Wo sie war so gebeselig,
Wo sein süßes Wort erklang.
Hier an dieser Stätte sterben
Möcht ich, wo vom Glück umrauscht,
Fern vom wirren Weltgetriebe,
Wir dem Waldkonzert gelauscht.

Immer mächtger sandte Lieder
Diese scheue Vogelschar,
Heißer, gier'ger tranken Küsse
Wir von unserm Lippenpaar.
Als die Sonne sank im Westen,
Waldvergoldend, wunderbar,
Nahm er Abschied! Nahm er Abschied . . .
Schnell, wie er gekommen war . . .

Sonntagmorgen.

Sonnenzauber, Morgentau,
Lerchensang im Ätherblau,
Zwischen Blumen Falterntanz.
Da ertönt von ferne ganz
Glockenklingen leise, leis' . . .
Engelsingen gleicht die Weis'
Und in diesen Jubel rein
Stimmt mein Herz, erheitert, ein.

Fritz Kottenhoff.

Der Siegesbote von Marathon.

Das Ungeahnte ist nun wahr geworden;
Der Feind geschlagen. — Attika befreit.
Nicht überfluten seine wilden Horden
Die grüne Flur. so sonnig und so weit.
Nun schnellst du auf, den harrenden Hellenen
Fern in Athen die Botschaft kund zu tun,
Und wie die Pfeile von entstrafften Sehnen
Verschwirren, — eilst du heimwärts ohne Ruh'n.

Der Weg ist lang, du schreitest ohne Säumen;
Verwerflich ist ein sinnend — stockend Träumen.

Die Sonne brennt in heiß entglühten Stahlen;
Der Tag war schwer; — noch kam das schwerste nicht.
Der steinig harte Weg schafft wilde Qualen;
Dein Auge schaut empor, und du siehst — Licht.
Hoch vom Olympos flammen dir hernieder
Der Götter Blicke siegverheißend klar.
Was du vollbringst, geschieht für deine Brüder;
Dem Vaterland bringst du ein Opfer dar.

Dein Auge loht; heiß brennt dein roter Mund,
Und dunkel wallt's in deiner Seele Grund;
Zum Ziele drängen ständig die Gedanken. —
In wildem Zittern schlagen deine Flanken.
Noch weit. — Fern in der Welt verstummten Saal
Zeigt sich ein letzter Abendsonnenstrahl. —

Der Weg so lang, so schwer und dornenvoll,
Und du durchfliegst ihn, schweigend, ohne Groll.

Die Mühe wächst zu untragbarer Pein;
Dein Heldenleib kann nicht mehr widerstehen.
Er schwankt, doch mit des Geistes Kraft allein
Zeigst du den Weg ihm auf zu fernen Höhen.
Und was des Geistes Schwachheit nicht vermocht,
Das zwang der Geist, der unbeugsame Wille. —
Doch schweigend an die Herzenskammer pocht
Ein fremder Gast; — nun wird es stumm und — stille.

Wie lange noch? Die müden Füße zittern;
Es packt den Leib ein innerlich Erschüttern.

Die Hand, die linke, hält das matte Herz;
Das Auge richtet stumm sich himmelwärts.
Stumm, — doch ein stiller Schrei spricht aus den Blicken.
„So nah — und nun wollt ihr das Ziel entrücken?
Die ihr so stark, so kühn, so heldenhaft;
Ihr Götter, seid mir Beistand, seid mir — Kraft."

Da naht das Ziel, und schon bekannte Auen
Siehst du zur Seite rings im Dämmerlicht;
Dein Blick faßt neues Leben, um zu schauen,
Was du ersehnt, mit frohem Angesicht.
Doch bricht kein Strahl aus den verhüllten Sternen,
Die einst so feuergleich, so kühn erglüht.

Irr suchen sie in dunklen, stillen Fernen
Das Ziel — das Ziel — wo erst Erlösung blüht.
— — — — — — — — — — — — — — —
Erreicht! — Durch des gedrängten Forums Hallen
Dringt kraftvoll, siegend deiner Stimme Schallen:
Gesiegt — gesiegt — und tausend Seelen hören,
Und tausend schauen wie im Lichtverklären. — —

Den Siegeszweig in der erhob'nen Hand,
Schaust aufwärts du, empor zum Siegesland. —
Dann hüllt ein Schleier dich; die Lider neigen
Zur Erde sich; — du sinkst, — und tausend — schweigen.

Gedichte v. M. H. Gustav Woysch.

Herbststurm.

Über die buntfarbige Haide
Der Herbststurm brausend weht.
Der Mond in bleichem Kleide
Jenseits des Hügels steht.

Im Wald ein leises Rauschen
Wie ferner Stimmen Weh.
Durch kahle Zweige lauschen
Die Sternlein aus der Höh'.

Sie sehn des Sturmes Wüten,
Sie hören den Klagegesang. —
Die letzten, verspäteten Blüten,
Sie liegen den Weg entlang.

So reißt der Herbst des Lebens
Die Blüte hinweg, die Kraft.
All' Sträuben ist vergebens,
Das Herz wird matt, erschlafft. —

Wenn dann zu neuem Leben
Der Lenz die Blumen weckt,
Wirst du, mein Herz, hinschweben,
Da dich kein Sturm je schreckt.

Willy Rudolf.

Ein Traum.

Du liegst dem Engel gleich in weißen Kissen
Und eine weiße Wolke dich umweht.
Die sanften Augen sind geschlossen
Und eine leise Falte deiner Stirne läßt mich wissen
Daß dein Fuß im sonnigen Traumland geht.

Ein leiser Sonnenstrahl stiehlt sich durchs weißbehangene Fenster
Und trifft das bleiche, leidende Gesicht
Und schmerzlich lächelnd zuckts um deine Lippen;
Läßt Amor dich vom süßen Tropfen nippen,
Von sanfter Jugendunschuld ein Gedicht?

H. Pauselius.

Gretel und der Mond.

Skizze.

Klein-Gretel ging mit den Eltern nach Hause. Es war ein milder Abend im Spätherbst.

In den Anlagen herrschte schon Einsamkeit und Ruhe, nur das dürre Laub raschelte unter den Füßen. Aber Gretel jubelte nicht darüber, wie heute am Nachmittag, als sie denselben Weg machte. Sie war jetzt sehr müde und torkelte manchmal ein wenig; dabei klammerte sie sich an die Hände der Eltern.

Gretel lag sonst um diese Zeit schon längst in ihren weißen Bettchen und schlief süß und sanft, heute indeßen war eine Ausnahme! Der liebe Großvater hatte seinen Geburtstag gefeiert und Gretel hatte das erste Mal mit den Erwachsenen zu Abend essen dürfen.

Schön war es gewesen, wie herrlich hatte der süße Pudding geschmeckt. Gretel wollte fragen, ob nicht ein Stückchen davon übrig geblieben sei, aber der Sandmann warf so große Körner in die Augen. Das Köpfchen der kleinen dreijährigen sank immer tiefer.

Nur noch ein wenig Geduld, Liebling, tröstete die Mutter, bald sind wir daheim. —

Der Abendwind hatte inzwischen die dunklen Wolken auseinander geblasen, der Vollmond trat leuchtend hervor.

Gretels gesenkter Kopf fuhr in die Höhe. „Was ist das dort oben für eine große Kugel, frug sie, wo kommt die denn auf einmal her und was will sie?“ „Das ist der Mond, antwortete die Mutter, den läßt der liebe Gott scheinen, weil die Sonne nun schlafen gegangen ist..“ Gretel nickte befriedigt, und heftete ihre Blauaugen aufmerksam und ganz wach auf „die große Kugel.“ „Ach Vati!, rief das kleine Mädel auf einmal, gucke doch, der Mond läuft immer mit uns, und er hat doch keine Beine, nein, ich sehe keine Beine, wie mag er das wohl machen?“

„Wenn du groß und verständig genug bist, und zur Schule gehst, dann will ich dir einmal die Bahnen der Gestirne erklären, jetzt begreifst du es doch noch nicht.“ So belehrte der Vater. Gretel aber fuhr ernsthaft fort den guten, alten Mond zu beobachten. Plötzlich machte sie einen kleinen Hopser und jubelte: „nun weiß ich, nun weiß ich, wie er es macht, ich hab's gesehn, — er rutscht!“

Und wie die Eltern auch lachten, Gretel ließ sich in ihrer Entdeckerfreude nicht stören. Glücklich wiederholte sie: „Ich hab's geseh'n, — er rutscht!“

K. J. A. Schwarz.

Heimkehr.

Man riß mich los, von dir, o, Rhein,
Mit meiner Liebe Pein.
Man riß mich hoch zum Norden hin,
Mit liebekrankem Sinn.
Doch ob dem Donnern von dem Meer,
Ob den Geschützen, schwarz und schwer,
Ich einem doch mein Herz nur lieh
Und das warst du — Marie!

Ich liebte zwar die Fremde heiß,
Fand dort manch blühend Reis,
Das seine Knospen mir erschloß.
Doch ach, es mich verdroß,
Daß die geglaubt ihren Duft,
Um diese süße Minneluft.
Da könnte ich vergessen — sie,
Und das warst du — Marie!

Ich riß mich los, zu dir, o Rhein,
In meiner Sehnsucht Pein;
Sie schrieb mir ja — o stolzes Glück —
„Kehrst einstmal du zurück?“
So träumte ich: Bist du erst da,
Ist die ihr Herz, voll Liebe nah! —
Doch ach, doch ach, Sie – liebte nie!
Und das warst du — Marie!

Dann — zieh ich an dir, Rhein, einher;
Mein Herz ist kummerschwer.
Trüb, wie die Wogen, ist mein Sinn,
Mein Fuß, weiß nicht, wohin?
Die Brust ist wund, stöhnt weh und mild,
Krankt um dies zauberhafte Bild,
Das in den Wogen malt sich glüh,
Und das bist du — Marie!

Du gibst mir zwar, ihr Bild, o Rhein,
Die blinkt aus deinem Wein.
Doch ach, in meiner Nähe nicht
Ein Lachen aus ihr bricht . . .
Um die ich kam, um die ich zog,
Die um das höchste Glück mich trog
Vor der trotzdem ich niederknie'
Mir — lachst du nie, Marie!

F. Lr. Friestau.

Marthi.

Skizze.

Stumm und ergriffen lauscht die kleine Schar von Leuten den Worten des greisen Pastors. Noch jugendfrisch hell und rein tönt seine Stimme aus dem Winkelchen hervor wo eben Nicht-Katholiken begraben werden; hier steht der Geistliche am Sarge. Nur einige Gräber sieht man in diesem Winkel, alle schön gepflegt, und wie zum Trotz stehen hohe Brennesseln und anderes Unkraut an der Wand des Friedhofs. Weit hinaus klingen die Worte des Priesters, andächtig und mit Tränen in den Augen lauscht tiefergriffen die Menge.

Jung Marth'chen, die so früh verwitwete junge Frau liegt auf ihre Arme gestutzt am offenen Grabe und tränenlos starrt das brennende Auge in das Grab hinab, als wollte es die Bretter des schlichten Holzsarges durchdringen und noch einmal das liebe Antlitz sehen, das Antlitz, das so lieb und schön lächeln konnte, die Augen, die mit ihrem hellen Schein einem so wohltuend in die Seele blickten. Alles, ihr alles hält der Sarg umschlossen! Nicht nur ihr Gatte wird heute begraben, nein, auch ihr Ernährer, Beschützer und wahrster Freund. Sie steht allein da, arm, gänzlich verlassen, die arme Schauspielerin, nicht einmal das Begräbnis kann sie aus eigenen Mitteln bestreiten. Doch auch in der Seele des Schauspielers regt sich Erbarmen und er denkt: Vielleicht bist du auch schon Morgen an der Reihe, dann liegst du stumm und still da wie der jetzt, dem auch einmal das Leben sonnig schien, der auch mit dir von Stadt zu Stadt zog. Man hat ja keine Heimat, weiß selbst es nicht wohin man einstens sein müdes Haupt legen wird, zum ewigen Schlummer, zum ewigen Ausruhn, zur ewigen Rast.

Jetzt klingen die Schollen an den Sarg. Jeder der Anwesenden wirft noch einen Blick auf die letzte Ruhestätte des so früh Verblichenen. Schweigend geht man nach Hause, Marthi allein bleibt beim frischen Grabhügel zurück, um ihren Mann noch Lebewohl zu sagen, Lebewohl, um dann vielleicht nie mehr an den ihr so teuren Hügel zu treten.

Hinaus in die Welt treibt sie der Schmerz, hinaus .... weit, weit fort von hier .... die Steine und Mauern drohen auf sie zu fallen ... nur fort, fort, fort. — Atemlos kommt sie in ihrem bescheidenen Zimmerchen an, schnell nimmt sie ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, die letzten Heller werden eingesteckt, und ... am nächsten Tage war Marthi verschwunden. Alles Suchen, alles Forschen nützt nichts, sie bleibt verschwunden und verschollen. Man behilft sich ohne sie, doch die beste und schönste Schauspielerin ist eben nicht leicht zu ersetzen; man bricht auf, verläßt das kleine Provinzstädtchen und zieht weiter. Den einen am Friedhofe draußen, den hat man schnell vergessen.

Es vergehen Jahre um Jahre. Im fernen Westen sitzt eine ehrwürdige Matrone am Fenster ihres Zimmers und sieht in die klare, schöne Mondnacht hinaus, denkt der Zeit, wo sie ihren ersten Mann begraben hatte. Damals, im größten Kummer und Schmerz war sie davon gelaufen und hatte nach mannigfachen Schicksalsschlägen hier in Amerika, auf einer Farm ein zweites Heim gefunden. Sie war fleißig, gut und sparsam und gefiel ihrem Herrn, der auch schon lange Jahre allein durchs Leben schritt. Sie wurden ein Paar und Marthi sagte ihm: „Freund! Mein Herz gehört einem anderen, der nicht mehr unter den Lebenden weilt, den ich aber niemals vergessen werde." Und er: „Wir leben wie zwei Geschwister. Die Zeit heilt auch die größten Schmerzen und vielleicht gelingt es mir dann einmal, nur ein ganz kleines Plätzchen, neben diesem großen, unvergeßlichen, in deinem

treuen Herzen einzunehmen.“ So lebten sie hin, still und zufrieden mit sich selbst, bis auch Marthi ihren zweiten Mann begrub. Und jetzt, jetzt sitzt sie da am Fenster und schaut zu den Sternen empor und gibt ihnen Grüße auf, an das stille Grab in dem Provinzstädtchen, wo sie zuerst empfunden was Liebe, was Trennungsschmerz auf immer ist. Selbst will sie nochmals hin, mit eigenen Augen will sie noch einmal an ihrem Lebensabend, den teuren Hügel seh'n.

Verwildert und verwahrlost, mit Unkraut und Gras bewachsen, findet sie ihr teures Grab wieder und voll Zagen fragt sie sich: Ist's das rechte? Ja?! Ihr Herz sagt ihr, daß „er“ da ruht, ihr Mann, der starb als sie noch jung und schön, der Mann, den sie liebte, heiß und innig, und noch heute, nach so vielen Jahren liebt sie ihn ungeschwächt wie damals, als sie noch in der Blüte der Jahre stand. Traurig wird ihr zu Mut. Sie fühlt sich so einsam, so verlassen, so allein. — Allein? — Nein, sie ist ja bei ihm und will ja froh, will ja jetzt lustig sein, da sie mit ihm wieder vereint ist. So leicht wird ihr ums Herz, fast spürt die Seele ihre Hülle nicht mehr. Sie setzt sich zu Füßen des Grabes, — ihr Kopf sinkt auf die Brust herab und lächelnd, die Hände um das schwarze Holzkreuz geschlungen schläft sie ein, um nie wieder mehr zu erwachen. Weiße Engel steigen zur Erde nieder, lösen die Hände vom Kreuze und geleiten die Seele zu lichten Höhen, fröhlichen, seligen Wiedersehens.

Hermann Fornaschon.

Geschwister,

Carl.

Erscheint das Leben dir freundlich und lacht,
Sei fröhlich und froh . . .
Bleibts auch nicht so,
Sind doch beglückende Stunden verbracht.
Wems aber wettert und ernsthaft will gehn,
Hör nur zu und achte darauf:
Allzeit bleibts der natürliche Lauf,
Daß man im Unglück das Glück lernt verstehn.

Anna.

Oft sah ich im Antlitz dein lichtvolles Lachen,
Es glitt wie der Sonnenschein darüber hin . . .
So denk' ich, dein kindlich Gemüt wird es machen,
Daß heiter dein Herz bleibt und fröhlich dein Sinn.
Und wenn auch zuweilen Wolken im Leben
Beschatten den Pfad und das klare Licht . . .
Der Frohsinn durch Wehmut und Finsternis bricht
Dem glücklichen Herzen, dem schadet das nicht:
Er wird dir nur Sicherheit geben.

Max Rosenfeld.

Nymphenschloss.

O Fürstin, seit ich malen darf dein Bildnis,
In diesem märchenhaften Nymphenschloß,
Blüht mir ein Glück, wie ich es nie genoß,
O Dank, daß du mich zogst aus meiner Wildnis!

Wie enden doch die Sitzungen so wonnig —
Palette, Pinsel müssen fort geschwind.
Dann bist du wie ein schlichtes Menschenkind
Und küssest meinen Mund und lachest sonnig . .

Doch abends ist Grandekour im blauen Saale,
Wo du, als Fürstin im Demantenstrahle,
Von höchsten Gästen heiß umworben wirst.

Und schmeicheln um dich Pracht und Ordensterne,
Dann sehe ich dich still beglückt von ferne
Und weiß: In deinem Herzen bin ich Fürst.

Zeitgenössische Dichterinnen:

Paula Wassermann.

Die Dichterin stammt aus angesehenem Bürgershause, ist in Klagenfurt-Kernten 1865 am 27. Nov. geboren, vermählte sich im Jahre 1888 mit einem pflichtgetreuen Gerichtsbeamten und ist seit 1910 Witwe. Ebenso trüb wie der Geburtsmonat gestaltete sich ihr Schicksal, doch hatte sie einen treuen Freund zur Seite, dies ist der Idealismus gewesen, der das Lebensschifflein der Dichterin durch trübe Novembernebel hindurch, zu den sonnigen Gestaden des Lichts geleitet und ihm die Kraft gegeben, manch bitteres Herzeweh zu tragen. Bei ihrem einsamen Herumstreifen durch die schöne Gebirgswelt hatte sie eine liebe Freundin gefunden, Frau Muse. Nun wurde der Dichterin tatsächlich jede Blüte am Strauch zum Liede und jede Blume erzählte ihr eine Geschichte. Diese Blumen hat sie gesammelt und in ein „Herzgarterl" gepflanzt, welches demnächst in Buchausgabe erscheint. Wenn auch der Verfasserin der Kampf mit dem Leben nicht erspart geblieben ist, so hat sie doch in ihren dunkelsten Stunden, den Weg zum Licht gefunden und ein neues Leben voll Schaffensfreude. Sie liebt ihre Einsamkeit, doch zwei Freunde hat sie gerne um sich, dies ist der Idealismus und die liebe göttliche Frau Muse. Werke „Herzgarterl" Sonnenschein und Rauhreif, Sammlung „Volkslieder" Neue Lyrik." Mitarbeiterin des „Bunten Abend" der deutschen Lieder des Magazin, Beiträge in andern Blättern und Zeitschriften.

Mitglied der „Vortragsvereinigung deutscher Künstler", „des deutschen Dichterbundes" und „des allgemeinen Schriftstellervereins". Die Verfasserin lebt in Stanz, Obersteiermark, wo auch ihre Mutter und Schwester weilt.

Auf Paradieses Spuren.

Du klagst o Mensch ein Gott hab dich verlassen,
Aus Edens Garten in ein wüstes Land?!
O folge mir auf Paradieses Spuren
Ich zeig den Pfad dir, reiche mir die Hand.

Komm mit wo jubelnd Nachtigallen schlagen
Vom Mond beleuchtet hell im Birkenhain;
Schau wie ein Kind mit frommen Händefalten
Zum Himmel auf im lichten Sternenschein.

Sieh an des Baches klaren Silberschimmer
Darin sich matt der Strahl des Mondes bricht,
Der treu besorgt die kleinen Lämmer hütet
Am blauen Himmel dort im Sternenlicht.

Er schaut heraus aus kleinen Silberwolken
Um nach des Himmels Lämmlein auszuspähn,
Die mit den Sternen froh Verstecken spielen
Bis schlummermüde sie in's Bettchen gehn.

Nun wollen auch die müden Blumen schlafen
Die Nebelfrauen decken weich sie zu,
Und von den lichten Elfen treu behütet
Tun sie die Äuglein zu und geh'n zur Ruh.

Es flüstert noch das Schilf im leisen Schlafe
Glühwürmchen zündet sein Laternchen an,
So jauchzend zirpt das Heimchen tief im Grase
Ein Vöglein klagt, daß es nicht schlafen kann.

Hörst du nicht dort den klaren Waldbach rauschen
Umsäumt gekost vom weichen Wiesengrün,
Und küßt er nicht die heißen Blumenlippen
Die durstig dort an seinen Ufer blühn.

Am Bergesgipfel Nebelfrauen schweben
Im Sonnengold zur frühen Morgenstund,
Sieh an das Meer mit seinem stillen Leuchten
Drin träumend Perlen ruhn im tiefen Grund.

Breit aus die Arme weit gen osten Morgens
Die Sonne lacht dir warm ins Herz hinein,
Steh Abends einsam auf dem Bergesgipfel
Sieh purpurn sterben sie im letzten Schein.

Und gibt es nicht so süße selige Stunden
Wo du im Wonnerausch dich selbst vergißt,
Sieh an der Mutter reine treue Züge
Die glücksverklärt den blonden Liebling küßt.

Und selig wenn vereint mit reinen Seelen
Gebunden durch des Geistes Zauberband,
Du jauchzend übern tiefen Abgrund schreitest
Zu jenen lichten Höhn — ins Sternenland.

O Mensch sind deine Sinne dir verschlossen
Ist all die Herrlichkeit dir unbekannt?!
Du klagst o Mensch ein Gott hab dich verstoßen
Aus Edens Garten in ein wüstes Land.

Lasst mich allein.

O Menschen laßt mich meine Wege gehen
Schaut in das wehe Herz mir nicht hinein,
Schaut nicht in meine kummervollen Züge
Geht aus den Weg mir nur — laßt mich allein.

Der ganze Himmel trüb und grau umfangen
Vor eisigen Herbststurm flieht der Sonnenschein,
An nassen Bäumen schwere Tropfen hangen
Die bange Seele weint — laßt mich allein.

Zum nahen Kirchhof lenkt ich meine Schritte
Lehn müd mein Haupt an den zerfallnen Stein,
Die weißen Rosen dort am Hügel winken
O laßt mich schlafen hier — laßt mich allein.

Mich traf ein Blick aus lieben treuen Augen
Und milde Worte drangen auf mich ein,
Ein Lippenpaar küßt meine heiße Stirne
Ich breit die Arme aus — und bin allein.

Buchwidmung an meinen Sohn Heinz Wassermann
Fähnrich der Feldartillerie.

Herzgarterl.

Wenn einst verstummt der Harfe Seite
Und matt verklingt mein letztes Lied,
Tritt ein hier in den Heimatgarten
Manch Blümlein ist für dich erblüht.

Hab drin gepflanzt mit stillen Sehnen
Der Rosen Zier im Sonnenschein,
Nach heißen Tag mit meinen Tränen
Goß ich die zarten Blumen ein.

Hab selbst ein Stück von meinen Herzen
Hinein gepflanzt in Lied und Wort,
Mein Odem grüßt in jeder Blume
In diesen Garten leb ich fort.

Die Verfasserin beabsichtigt ein Büchlein heraus zu geben, von welchem bedeutenden Männern unter anderen auch Wilhelm Kinzl das Manuskript eingesehen haben. Es wurden der Dichterin überall warme, sogar herzliche Anerkennungsworte gezollt und kann auch ich mich mit Freuden und gutem Gewissen diesem Urteil anschließen. Paula Wassermann ist keine Durchschnitts-Dichterin, alles was sie bietet ist gefühlvoll schlicht und schön und strömt den Duft eines rechten, eigenen Empfindens aus, sodaß ihr Gedichtbüchlein viele warme Freunde und Verehrerinnen finden dürfte, wovon schon die hier abgedruckten Gedichtproben einen viel besseren Beweis geben als es große Lobesergebungen tuen können.

Adolf Dreßler jun.

E. Kuntze's Lebenslauf.

E. Kuntze (Elisabeth) wurde zu Dresden als viertes Kind des Großkaufmanns Hermann Theodor Kuntze geboren, und verbrachte ihre ersten Lebens-

jahre in ihrer schönen Vaterstadt und in kürzerem Aufenthalt in England. Jedoch kehrte ihr Vater mit seiner Familie wieder nach Deutschland zurück, und wählte als Aufenthaltsort Frankfurt a. M.

In diese Zeit fielen die Lernjahre des Kindes, und, obgleich der Vater keinen Schulbesuch für seine Tochter wünschte, so wurde es doch durch seine englischen Erzieherinnen eifrig ans Lernen gehalten.

Für Religion und alle anderen deutschen Schulfächer kam außerdem noch ein trefflicher Privatlehrer ins Haus, der mit seinem Unterrichte für alles Gute und Schöne zu begeistern verstand. Er machte auch diesem Kinde die Religion als Heiligstes zugänglich, und erweckte in ihm ebenfalls eine große Vaterlandsliebe.

Ganz besonders sei hier aber die edele, gute Mutter erwähnt, die durch ihr Vorbild und ihre sanfte Leitung am besten ihre Söhne und Töchter zu erziehen verstand.

Die Jugendzeit verlebte E. Kuntze auf dem Steingute, das sich ihr Vater in Rheinhessen erwarb, und wenn hier auch die geistigen Interessen nicht außer Acht gelassen und die Studien im Zeichnen (eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen), in den fremden Sprachen und in der so geliebten Musik fortgesetzt wurden, so traten doch nun hauptsächlich die häuslichen Pflichten an ihre Schwestern und sie heran. Viel bewegte Zeiten und ernste Erfahrungen erlebte sie hier. Der Vater erkrankte jählings und wurde, von einem Schlaganfall getroffen, sechs Jahre lang an den Lehnstuhl oder das Bett gefesselt.

In das Jahr seiner Erkrankung fiel der für Deutschland so ruhmvolle und siegreiche Krieg gegen Frankreich. Hell flammte in dieser großen Zeit die Vaterlandsliebe in ganz Deutschland auf, und die hohe Begeisterung, ein Jedes mit fortreißend, erfaßte auch mächtig das Herz des jungen Mädchens und regte es von Neuem zum Dichten an, denn schon als Kind hatte es fleißig Erzählungen geschrieben und viel gereimt, doch verschwanden diese kleinen Versuche wieder unter seiner gereifteren Kritik.

Als der Vater dann der Familie entrissen wurde (die Brüder standen in auswärtigen Beschäftigungen), und auch die älteste Schwester, die der Mutter in Bezug auf die Bewirtschaftung des Gutes treu zur Seite gestanden hatte, nach ihrer Verheiratung aus dem Familienkreis schied, durfte E. Kuntze ihrer Mutter in diesen Angelegenheiten dienstbar werden. Ihr neues Amt erfreute sie, und vertiefte noch mehr ihre Anhänglichkeit an das traute, alte Vaterhaus mit seinen herrlichen Gärten und Rebengeländen. Eine Reihe von Jahren, bis der schöne Wohnsitz einen anderen Herrn fand, genoß sie im engen Verein mit der guten Mutter und ihrer treuen jüngeren Schwester Olga (Georg Kurt) ein ungetrübtes Familienleben, und auch nach der Übersiedelung der kleinen Familie in das goldene Mainz konnten die beiden Töchter noch ein paar frohe Jahre mit der geliebten Mutter verleben.

Ihr Tod traf sie dann schwer und hart, uud blieb dieser Verlust den Nachtrauernden allzeit gegenwärtig. Wohl bauten sie sich zusammen wieder ein gemütliches Heim auf, in dem sie die Schriftstellerei von Neuem vornahmen und in ihr, sowohl wie in der Musik und Malerei ihre beglückendsten Freuden fanden.

Hauptsächlich wendete sich aber E. Kuntze wieder der Dichtkunst zu; außer anderen Gedichten verfaßte sie in dieser Zeit das Buch: „Rheinwanderung“. Später schrieb sie eine ganze Reihe von Jugenderzählungen unter den Titeln: "Ährensammlerinnen“, „Maiblumen“, „Engelsfüßchen“, „Leidvoll und Freudvoll“ usw. sowie auch eine Kalendererzählung für den Hessischen Hausfreund: „Herr, zeige mir deine Wege!“

Jedoch gesellte sich zu diesem friedevollen Streben bald so manche Sorge und verschiedentliche Todesfälle lieber, nahestehender Personen brachten den Schwestern neuen Kummer. Auch den Schmerz des Getrenntwerdens mußten die bisher Unzertrennlichen erfahren, und bekam E. Kuntze die Aufgabe, einen weitläufigen, vereinsamten Verwandten den Haushalt zu führen. Nach dessen Verheiratung konnte sie aber mit der treuen Schwester, die ähnliche Verpflichtungen gefunden hatte, wieder zusammenziehen, um gemeinschaftlich in den wirtschaftlichen Kampf einzutreten. Sie gründeten unter viel Sorge und Not eine Familienpension, in der sie nun schon fünf Jahre tätig sind, und es beglückt sie, auf gleichem Wege wieder zu gehen und sich an den Erfolgen treuer Arbeit erfreuen zu können. —

Theater-Zeitung.

Der Lübecker Schriftsteller und Dichter

Hermann Formaschon

bekannt durch seine mecklenburgischen **Volkstypen** und sonstige Schriften, wird durch seine beiden neuesten **Bühnenwerke**:

Glauben

Schauspiel in 3 Akten, und

Der junge Herr

Komödie in 3 Akten

jeder Bühne sicherlich Erfolg verheißen. Der Autor versteht es ganz vorzüglich, seinen aktuellen Stoffen durch straffe, geschickte Behandlung eine bühnenwirksame Durchführung zu geben. — Die beiden Werke seien deshalb den Herren Theaterdirektoren aufs beste von uns empfohlen. Bühnenmanuskripte unter günstigen Bedingungen durch den Verlag und Bühnenvertrieb **A. Dreßler jun., Leipzig-Möckern.**

Inhaltsprobe

aus

Glauben

Schauspiel in drei Akten

von

Hermann Formaschon.

Bühnenvertrieb:

Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,

Leipzig-Möckern.

I. Akt.

Sakristei einer Vorstadtkirche, eingerichtet zum Wahlraum zweier Mitglieder in den Kirchenvorstand. — Links ein erkerartiger Ausbau mit gothischen bunten Bogenfenstern ein kleiner Altar; Kruzifix und zwei Leuchter darauf. Die Querwand hat zwei Türen, wovon die rechte über einigen Stufen in die Kirche führt. Zwischen beiden das Ölbild eines alten Geistlichen. — An der rechten Seitenwand großes Bild „Isaaks Opferung;" einige Stühle darunter. Im Vordergrunde Eingangstür. — In der Mitte des Raumes ein größerer Tisch, von Stühlen umstanden.

Sonntag Vormittag nach Beendigung des Gottesdienstes.

1. Szene.

Elisabeth, dann Therese.

Elisabeth (steht am Tisch, versunken in der Betrachtung des großen Bildes — seufzend.) —

Isaaks Opferung! — — Ein alter lebenserfahrener rechtschaffener Mensch ist im Begriff, sein Kind — — zu ermorden — (empört) mit blankem Stahl zu töten auf dem Altar — göttlicher Liebe . . ! (Sinnend.) Wie kann nur so etwas möglich sein! — (Sich traurig abwendend.) Das soll — mein Vater mir doch einmal menschlich erklären . . . . (Nach kurzer Weile mit scheuem Blick auf das Bild.) Und überhaupt — wie kommt solch grausiges Bild in eine — Sakristei? (Eifrig.) „Der Sturm auf dem Meere," wegen meiner — „Segen über die Kindlein" oder ähnliches — das wäre mir verständlich (ausdrücklich). Dafür wäre wohl hier der rechte Ort . . .

Therese (verschleiert und in schwarzer Kleidung erregt durch die Eingangstür — stutzt). O — entschuldigen Sie Fräulein Wagner! Ich — ich dachte meinen Bruder hier zu finden.

Elisabeth (liebenswürdig). Bitte, Frau Tonn, (Therese zuckt sichtlich zusammen) kommen Sie doch herein! — Wie Sie sehen, ist noch niemand von den Wählern hier und der Herr Wahlkandidat, Ihr Bruder, ergeht sich, wie ich vorhin nur bemerkte, in den Friedhofsanlagen.

Therese (schüchtern eintretend — etwas unsicher). Die Kommunion ist wohl bald zu Ende?

Elisabeth. Ich glaube kaum; es waren viel Abendmahlsgäste angemeldet (Geht liebreich auf Therese zu und führt dieselbe herein — tröstlich). Sie sind so verstört und aufgeregt . . . (auf das Bild zeigend). Verstehen Sie das?

Therese (den Schleier zurückschlagend, nach kurzer Betrachtung sinnend). Vielleicht — vielleicht auch nicht . . . (Erbebend.) Schauderhaft! — — Und die Handlung wurde uns und wird noch heute von berufenen Erziehern allen Christenmenschen, sowohl wie einer Jugend als Großtat auf dem Glaubens- und Heilwege gepriesen . .!

Elisabeth (aufmerksam). Sie könnens also auch nicht begreifen?

Therese (vertraut und wehmütig ernst). Liebes Fräulein Elisabeth, zwischen uns beiden sollten die wenigen Jahre eigentlich nichts ausmachen und doch lächelt ihnen Gott sei Dank die Sonne des Frohsinns, während ich auf der Schattenseite des Lebens — —

Elisabeth (ihr den Mund schließend). Nicht so — das dürfen Sie nicht sagen, Therese; es wird alles wieder gut.

Therese (verzweifelt lachend, ironisch). Ah — die Menschheit ist ja so — liebevoll und die frommen, guten Menschen sind so teuflisch schön, daß einem vor sprachlosem Staunen zuweilen der Verstand aussetzt . . .

Elisabeth. Wie bitter Sie sprechen! —

Therese (gegen den Altar). Aber es ist wahr. — Des Herrgotts — vornehme Geschöpfe erwarten alles vom lieben Nächsten . . . Und was sie nicht — rauben, das wünschen sie (auf das Bild zeigend — leidenschaftlich) in Liebe und gutem Glauben — geopfert zu sehen . . .

Elisabeth (starrt ihre Freundin sprachlos an. Therese erwidert eine Weile den Blick.)

Therese (eifriger). Der Himmel und die Menschen verlangen von ihren Auserwählten Opfer und wieder — Opfer . . . Und wenn man nichts mehr zu geben vermag — (flüsternd erregt) und sich vielleicht auch ein wenig sträubt, weil man nichts mehr geben — will, dann wird man (mit Handbewegung unter den Tisch) — geduckt . . . ! (Voll Leidenschaft.) Gewaltsam hinunter gedrückt . . !

Elisabeth (Therese umfassend, bittend). Seien Sie doch nicht so furchtbar trübe und weltfremd!

Therese (träumend auf das Kruzifix blickend — seufzend). Ja, ja, ja — — der Glaube und die menschliche — Liebe! (Wild auflachend.)

Elisabeth (ihrer Freundin ins Antlitz blickend — zutraulich) — Und die Hoffnung — Therese! Sie haben gewiß Ihr Leid — — aber Sie besitzen doch nun auch Ihre liebe kleine Freud zu Hause . . . (Herzlich) Wie soll der Junge heißen?

Therese. Jürgen! (Voll Ingrimm.) Daß er einst die Drachen — zertreten möchte . . !

Elisabeth (ängstlich zurück). O Gott! — — Und sich dann womöglich baden im Blute der — Ungeheuer.

Therese (mit hämischen Vergnügen). Ganz recht, — damit die heimlich giftigen Stachel seiner freundlich und liebevoll tückischen Mitmenschen an dem Panzer zerbrächen — — damit er gefeit sein könnte gegen die Hinterlist und versteckte Bosheit der — treuen Erdenkinder . . . (höhnisch auflachend). O, wer das erleben dürfte!

Elisabeth (gemessen). Ich kenne Sie heute kaum wieder, Frau — (zögernd.) Therese.

Therese (sarkastisch). Sagen Sie meinenthalben nur gerne „Frau Tonn", Fräulein Elisabeth — Die Melodie klingt gut zu der Litanei.

Elisabeth (teilnahmsvoll näher, ihr die Hand entgegen streckend). Therese, ich will keine Wunden

aufreißen, aber — wie lange ist es her, daß Sie von Ihrem Manne ein Lebenszeichen bekamen?

Therese (stutzt — nach kurzer Zeit etwas ruhiger). Mehr, denn ein halbes Jahr — — (sich verstört umsehend.) Da war er zuletzt hier. —

Elisabeth. Und seitdem haben Sie nichts mehr von ihm gehört?

Therese (kopfschüttelnd). Will auch nichts mehr von ihm wissen und hören.

Elisabeth. Aber um des Kindes willen sollten Sie doch am Ende nicht so hartherzig sein!

Therese (unruhig). Das Kind kennt seinen Vater nicht. (Schroff). Und der dort draußen ist ein — Verräter . . .

Elisabeth (mit einigem Vorwurf). Therese — Sie hielten doch heute Kirchgang!

Therese (spöttisch). Wo der Herr Pastor so schön predigte und die christlichen Lehren — zu würzen verstand mit allerlei gewagten, doch nicht mißzuverstehenden Andeutungen.

Elisabeth (näher). Mein Vater —

Therese (zustimmend). Seelsorger dieser Gemeinde.

Elisabeth (etwas verstört). — hätte Sie von der Kanzel herab inkommodiert?

Therese (höhnisch). Er trug die menschlichen Schwächen der Gemeindemitglieder liebevoll vor den Gnadenthron — (empört) und fand bei der Schriftauslegung Zeit genug auf besondere Fälle von Laster und Ärgernis — zu schimpfen . . .

Elisabeth (verteidigend). Mein Vater pflegt nie zu schimpfen, am allerwenigsten persönlich zu werden und zumal an heiliger Stätte.

Therese (auf das Bild zeigend, ausdrücklich und mit Ironie). Der da — der alte Abraham, der ehrwürdige Patriarch, pflegte auch nie Menschenopfer zu bringen, am allerwenigsten sein eigen Fleisch und Blut, es seien denn die Kinder seiner — Kebsweiber . . . Die wurden — ausgetrieben . . .

Elisabeth (verschämt, mit vollem Vorwurf). Therese!

Therese (aufflammend). Jahrelang habe ich in Liebe und Geduld brennendes Sehnen und Verlangen in mich verschlossen . . . Ich habe gebeten und gehadert, gejubelt und geklagt . . . Und nun, da ich in Schmerz und Leid, in Trauer und Angst das heißeste Hoffen erfüllt sehe — — da verlangt er von mir (erregt) mein Kind dem Vorurteil und der Falschheit der Welt — zu opfern?! (In wilder Leidenschaft vor dem Altar zusammenbrechend). Ach — ich bin ja so — — unglücklich . . . (Ihr Körper erbebt unter herzzerreißendem Schluchzen,)

Zweiter Akt.

8. Szene.

Therese. Manfred.

Therese (kurz). Warum schicken Sie Ihre Schwester fort?

Manfred (sich setzend). Verzeihung! — Aber ich möchte ein offenes Wort zu Ihnen sprechen, Therese, das keiner Zeugen bedarf.

Therese (nervös). Sie meinen, jetzt ist die Gelegenheit einmal günstig? —

Manfred. Zunächst wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück . . . Sie sind ja nun gerichtlich von — ihm geschieden.

Therese (bedeutungsvoll). Ist der Glückwunsch konventionell oder — wurzelt es doch tiefer?

Manfred. Sie haben Recht. — Mein Verhalten seit einiger Zeit Ihnen gegenüber konnte mir den Vorwurf nicht ersparen . . . Aber aus ehrlichstem Gewissen heraus: Ich freue mich mit Ihnen!

Therese (mißtönend lachend). Na — daß meine Freude eine gedrückte sein muß, sollte Ihnen am verständlichsten sein . . . (verbissen). Wenn Sie sich erst einmal in Ihrem Leben das abgerungen haben, was ich durchgekostet, mag Ihre Freude wohl auch anders ausschauen . . . Da bekommt schließlich das Dasein einen eigenartigen Geschmack — (spöttisch) einen so süßlich bitteren, wissen Sie, aber herzhaft gepfeffert.

Manfred (in tröstendem Mitleid). Ich begreife natürlich, Therese — —

Therese (springt leidenschaftlich auf). Sie begreifen! — — Daß ich nicht lache! . . . Sie begreifen garnichts, — Sie reden bloß. (Aufflammend.) Wenn Sie Angst und Weh eines zerknirschten menschlichen Herzens, den Kummer eines Weibes wirklich begriffen — wenn Sie wüßten, wie die Flammen da drinnen — (mit der Hand zum Herzen, ausdrücklich) die Sie einst in wilder, ungezügelter Leidenschaft anfachten, brennen — — dann würden

Sie vielleicht empfinden, was es heißt — (in hervorbrechender Leidenschaft) den inneren Frieden zerstören und das Glück hernach kühl abweisen, hingebende Liebe von sich stoßen und — den Glauben an Gott und die Menschheit verleugnen und rauben . . . (In leidenschaftlichem Hohn.) Ach — was seid Ihr für edle Menschen — — schön, wie die Teufel . . .!

Manfred (der sich erhoben hat). Therese, fassen Sie sich doch in klare Vernunft! — Sie werden doch einsehen — —

Therese (lebhaft). Jawohl — ich sehe alles ein! Ich sehe ein, daß du einen Mut besitzt, der geradezu fürchterlich ist . . . Du kämpfst gläubig gegen Liebe und Haß mit Waffen, die vergifteten Pfeilen verdammt ähnlich sind.

Manfred (sich zur Ruhe zwingend). Willst du mich jetzt anhören oder nicht?

Therese (auf einen Stuhl niedersinkend, kurz). Ich höre.

Manfred. Was du mir da alles vorgeworfen hast, von einem unempfindlichen, kalten und leichtfertigen Gewissen, das steht denn doch auf etwas anderen Füßen, als worauf du es gestellt. — — Meine Anschauungen sind die eines Mannes, dessen Leidenschaft wohl zuweilen einmal mit ihm durchzugehen vermag, der aber trotzalledem fest gezügelt und gut gehalftert bleibt. — (Abwehrend.) Bitte, unterbrich mich nicht. — Ich will mich nicht besser machen, als ich bin, will mich durchaus nicht rechtfertigen vor dir — das hätte keinen Sinn — —

Therese (spitz). Du gestehst also deine Schuld ein?

Manfred (zögernd). Gewiß messe ich mir Schuld bei, aber —

Therese (schnell spöttisch zitierend). — das Weib, das mir zugesellt ward, gab mir von der Frucht und ich aß . . . (Das Haupt stöhnend zur Seite, verbissen.) Ach ja — ich — — bin verworfen . . .!

Manfred (ruhig fortfahrend). — aber ich möchte auch, daß du von mir nicht schlechter denkst, als ich in Wirklichkeit bin. — — Ich habe dein und deines Bruders Haus seit einiger Zeit — wenn du willst, aus Zartgefühl — gemieden, da ich wußte, daß die Entscheidung bevorstand. Und daß du dich dabei erklärlicherweise in großer Aufregung befandest, hast du ja vor kurzem durch dein Verhalten selbst bewiesen . . .

Therese (sich umsehend — heimlich und sehr ironisch). Und dein Zartgefühl für — das Kind? . . .

Manfred. Kommt hierbei vorläufig garnicht in Betracht. — Das ist zunächst noch ein vor sich hindämmerndes Wesen, welches zufrieden ist, wenn es seine Milch bekommt — und trocken liegt.

Therese (aufspringend in nervös weinerlichem Tadel). O, pfui über solche Erbarmungslosigkeit! . . . So wird vertrauensselige und gläubige Hingebung eines Weibes und die Liebe der Mutter mit Füßen getreten! . . .

Manfred. Du irrst. Beides weiß ich hoch zu schätzen, nur soll die ewige Seligkeit nicht davon abhängen. — — Ich wünsche uns durch Umsicht vor dem bösen Leumund der Welt zu schützen. — Und da ich nun einmal als Offizier unbedingt Pflichten gegen mich und meinen Stand zu beachten habe, so bitte ich dich, es vorläufig auf dem Status quo zu belassen. Wer weiß, was die nächste Zeit bringt . . . (Sinnend). Und wenn du hernach ruhiger geworden bist und die alten Wunden sind vernarbt — —

Therese (bitter). Dann können neue geschlagen und die geheilten aufgerissen werden . . .

Manfred. — dann werde ich, meines Versprechens eingedenk, den richtigen Weg zu finden wissen, ein Glück mit aufbauen zu helfen, von dem wir beide einst geträumt — — dessen Fundament sich aber jetzt in Risse und Sprünge spalten würde. (In aufkommender Munterkeit und Schelmerei Therese die Hand entgegenstreckend.) Dann, Therese — (militärisch) Stillgestanden! Das Gewehr über! In Sektionen rechts schwenkt — marsch!

Therese (ein Weilchen unschlüssig mit sich ringend, dann die dargebotene Hand — ergreifend — sehnsüchtig). Mag es so sein! — — (Wie im Traum.) Unser Gott, der die Herzen nach seinem Rat und Willen lenkt — wird es fügen, daß die Wege — sich einen . . .

Manfred (legt seinen Arm um ihre Schulter und zieht ihren Kopf an seine Brust — warm). Glaube und vertraue mir, Therese! . . . Sei du indes dem Knaben eine liebe Mutter — und wenn er sprechen lernt — so lehre ihn auch — „Vater" sagen . . .

Therese (sich sanft lösend und ihm treu ins Antlitz schauend). Und wirst du nicht selbst einmal kommen dich umzusehen und nachzuschau'n?

Manfred (bedeutungsvoll). Ich glaube — es wird sich bald wenig Zeit dazu finden . . . Doch wenn es ist, so rechne ich auf den Abschiedsgruß . . .

(Sie schlingt beide Arme um seinen Hals und küßt ihn mehrmals. Ihr Körper erschauert unter heftigem Schluchzen und Weinen. Dann sich fassend, setzen sich beide).

Therese (beklommen). Ich bin gekommen, das Kind zur Taufe anzumelden . . .

Manfred (stutzend). Und wie gedenkst du dieses zu ordnen? —

Therese. Er soll nach meinem seligen Vater Jürgen Ernst genannt werden.

Manfred. Das ist recht — — es ist damit der Lanze die Spitze gebrochen. —
(Man hört vom Flur her Geräusch und Sprechen.)

Wir werden im nächsten Heft des Magazins auch aus des Verfassers Werk: „Der junge Herr", eine ausführliche Probe bringen. Hermann Fomaschon ist ein Bühnendichter, der ohne Zweifel Anerkennung verdient. Seine beiden Werke entsprechen voll und ganz der Anforderung der modernen Dramas und sind besonders an den Aktschlüsseln von großer packender Wirkung. Es finden sich in beiden Stücken Rollen, die den Darstellern Gelegenheit geben, ihr ganzes Können zu zeigen und ganz besonders darum, weil sich die Schauspieler mit Freude und Liebe den gestellten Aufgaben widmen werden. Der Verfasser hat seine Handlungen aus dem Leben gegriffen und führt sie mit großer zielbewußter Sicherheit und glänzend durch, sodaß in beiden Stücken die Spannung bis zum letzten Fallen des Vorhangs erhalten bleibt.

Adolf Dreßler jun.

Neuheiten des Bühnenvertriebes
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.

Phantasie, Märchen und Versdramen:

„**David**", biblisches Festspiel in 7 Bildern von Margarete von Döring geb. von Rohr. — Das Werk ist abendfüllend und als Bühnenspiel mit Musik gedacht.

Ein Jugendwerk des bekannten französischen Dramatikers Alfred de Musset „**Zwischen Lipp' und Kelchesrand**", dramatische Dichtung, Übersetzung von Franz Schulz.

„**Wiederkehr**", ein Dramen-Zyklus von Albert Kachellek. 1. „Die Hoffenden." 2. „Der Offizier des Königs". 3. „Nacht".

Der bekannte hochbegabte Dichter Professor Hugo Koester: Eine neue Faustdichtung „**Faust**", dramatisches Gedicht in 5 Akten. „**Das Drama der Welt**", dramatisches Gedicht in 3 Akten. „**Alexis, Prinz von Rußland**", ein urhistorisches Trauerspiel in 4 Akten. „**Günther**", eine Dichtertragödie in 3 Akten. „**Euphorion**", ein Dichtermärchen in 1 Akt. „**Kindesliebe**", ein dramatisches Gedicht in 2 Aufzügen. „**Die Tragödie der Irrungen**", ein bürgerliches Trauerspiel in 4 Akten.

„**Die Köhlerin im Waldsee**", ländliche Tragödie in 3 Akten von Leo Weismantel.

Adolf Treßler jun.: „**Gertrud**", ein deutsches Waldmärchen in 1 Aufzug. „**Wenn der Flieder blüht**", Frühlingsspiel in 1 Aufzug.

Historische Dramen:

„**Alarich**", Schauspiel in 5 Aufzügen und einem Nachspiel von Hermann Wolter.

„**Julia Alpinula**", Schauspiel in 5 Aufzügen von Karl Streibel.

„**Vittoria Accorambona**", Tragödie in 5 Aufzügen von Theodor Salburg-Falkenstein. Das hochpoetische Werk spielt in Italien um das Jahr 1585.

Reinhold Gollos: „**Zu spät**", Trauerspiel in 3 Akten. „**Kappel**", ein historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. „**Kunigunde von Scharfeneck**", eine Volkssage in 3 Aufzügen.

Der Braunschweigische Dichter Karl Welge: „**Die Schlacht bei Oelper**", am 1. August 1809. „**Hennig Brabant**", historisches Trauerspiel in 5 Aufzügen. „**Et kummt anrest ar man denkt**", Plattdeutsches Volksschauspiel in 4 Akten.

„**Bernhard von Weimar**", ein Trauerspiel in 5 Akten von Hugo Koester, Spielzeit 30jähriger Krieg.

„**Schill**" oder „Im Sturme der Zeit", historische Tragödie von Karl Fuchs, Spielzeit im Jahre 1809.

„**Joachim Murat, König von Neapel**", Trauerspiel in 4 Aufzügen von Robert Jordan. Spielzeit 1815.

Schriftproben.

Das Leben.

Was ist, o Mensch, dieses kurze Leben?
— Ein Glückerhaschen und rastlos Streben,
Ein stilles Sehnen, ein Harren — Dulden —
Ein Zweifeln — Zagen — ein Sichverschulden.
Ein ewig Sinnen — ein weites Planen,
Ein tiefes Denken — ein selig Ahnen —
Ein freudig Hoffen — ein kurzer Kampf,
Verflüchtend endlich, wie Rauch und Dampf.

Und wenn erlösend der Tod erscheint,
Ist Seelenkummer dann ausgeweint,
Und aus der Asche steigt lauter hervor
Der Geist, der, im Ringen, sich nicht verlor!

Selige Ferne.

Unter Euch lieben Kastanienbäumen
Wandelt ich oft in seligen Träumen.
All' mein Erhoffen, Wünschen und Bangen
Hielt euer blühender Zauber gefangen!

Kerzen des Lenzes — ihr habt sie entzündet —
Bilder der Zukunft mir wonnig verkündet!
O, da hab' ich den Stamm euch umschlungen,
Seliger Ferne den Glauben errungen! — —

Blühet nur weiter, Kastanienbäume,
Hin sind zwar alle die lieblichen Träume,
Sind aus dem Eden der Sehnsucht vertrieben,
Und nur der Glaube, als treu, mir verblieben.

Immer noch glaub' ich an selige Ferne,
Weit über Bergsaum und schimmernde Sterne!
Hier unerreichbar — weltentrückt —
Doch von dem Heiligsten ewig beglückt! —

Wer einmal unseren herrlichen deutschen Rhein gesehen hat und dem sagenumwobenen Zauber der ganzen Gegend sich mit Herz und Gemüt hingeben durfte, dem wird das reizvoll ausgestattete Buch „Rheinwanderungen", erschienen im Magazin-Verlag Leipzig-Möckern eine willkommene Gabe sein. Die gottbegnadete Dichterin läßt in anmutig farbenprächtigen Bildern all die Orte, die für den Rhein von Bedeutung sind, zum Teil mit ihren historischen Begebenheiten an unserem geistigen Auge vorüberziehen. Und all das, was sie uns zu sagen hat, ist erhaben und schön. Wir leben und erleben mit der Dichterin, die uns aus dem reichen Born ihres Könnens mit vollem Becher schenkt. Wir fühlen und empfinden mit ihr und der ganze herrliche Zauber ihrer schönen und formvollendeten Verse gießt sich wie ein warmes Sonnenleuchten in unser Herz. Allen Freunden unseres herrlichen deutschen Stroms und allen Liebhabern einer echten und wahrhaften Kunst kann ich dieses goldechte Büchlein freudig und gern empfehlen.

Adolf Dreßler jun.

O. Kuntzes Lebenslauf.

Die Schriftstellerin Olga Kuntze (Georg Kurt), geboren zu Dresden, als jüngste Tochter des Großkaufmanns Hermann Kuntze, verbrachte ihre ersten Kinderjahre in England, von wo aus der Vater mit der ganzen Familie nach Brasilien auswandern wollte. Er hatte daselbst als Droguenhändler herrliche Jugendjahre verlebt, und nur den ernsten Mahnungen der Londoner Ärzte, seine junge Frau und die fünf kleinen Kinder nicht dem dortigen, gefährlichen Klima auszusetzen, war es zu danken, daß dieser Plan endgültig aufgegeben wurde. Die

Eltern zogen also wieder nach Deutschland, und ließen sich in Frankfurt a. M. nieder.

Wenn später von fachmännischer Seite oftmals Olga's Erzählertalent hervorgehoben wurde, so war dies sicherlich ein Erbstückchen vom Vater, dessen farbenprächtige, humorgewürzte Schilderungen seiner Reiseerlebnisse das Kind mächtig angezogen hatte. Von der feinfühligen Mutter aber und den beiden älteren Schwestern lernte es den Wert der Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit — auch der häuslichen! — hochschätzen; während gute Lehrer es im Privatunterrichte für alles Wissenswerte begeisterten, und die große Liebe zur Musik, und namentlich zur Religion, ihm tief in's bewegliche Herz pflanzten. Eine Schule besuchte Olga nie.

Mit elf Jahren kam sie auf das neuerworbene herrliche Weingut des Vaters, in die Nähe von Mainz, und fand in dem Umgange mit der Natur ihre reinsten Freuden und viel Anregung, ihre Gedanken schriftlich niederlegen zu wollen, sodaß bald in ihr der Wunsch entstand, Schriftstellerin zu werden. Doch kamen schwere Zeiten über die Familie; der Vater wurde durch Schlaganfall rechtsseitig gelähmt, und war ganz abhängig von der Hilfe und Pflege der Seinen. In den nun folgenden sechs Krankheitsjahren trat an das junge Mädchen der ganze Ernst des Lebens und viel Kummer heran. Von den Freuden der Jugend genossen die drei Schwestern wenig, da sie sich in die Krankenpflege, in die vielen häuslichen Pflichten und in die Gutsverwaltung teilten, und die zarte Mutter so gut, wie möglich, schonten. Ein edeles Vorbild gab wiederum diese ihren Kindern durch ihr stets gleichbleibendes, freundliches Wesen, dem Schwerkranken gegenüber, und durch ihre Fürsorge für alle ihre Lieben. Sie ist daher auch das Ideal von Olga geblieben bis auf diesen Tag! — Einige Jahre nach dem Tode des Vaters zog die Mutter mit den beiden jüngsten Töchtern nach Mainz; die älteste Tochter und ein Bruder hatten geheiratet; der andere war ausgewandert. Ein schöngeistig-anregendes Leben führte die kleine Familie in der alten, guten Stadt, und beschäftigte sich Olga hauptsächlich mit Sprachen, Gesang und Klavierspiel. Doch die Sorge nahte wieder; die heißgeliebte Mutter kränkelte, und bald standen die Schwestern, gramgebeugt, an ihrem Sarge. Kurz darauf starb der ferne Bruder, und nach wenig Jahren sank im blühendsten Alter ein besonders teuerer Freund in's frühe Grab. All' dies Leid mußte erst langtsam überwunden werden und fand Olga den besten Trost in rastloser Tätigkeit. Schon längst hatte sie zu schriftstellern angefangen; nun trat sie mit ihren kleinen Arbeiten an die Öffentlichkeit, und fand in der liebenswürdigen Schriftstellerin Frau Adelaide von Gottberg—Herzog, Dresden, eine freundliche und ermutigende Helferin. Das Pseudonym „Georg Kurt", das die Buchstaben eines ihr besonders werten Namens liegt, wählte sich Olga als Talisman!

Große Ereignisse treten nicht in ihr Leben; ein längerer Aufenthalt bei der guten, ältesten Schwester in Bayern; einige kleine Reisen; ein paar Jahre der Dienstbarkeit als Repräsentäntin in mutterlosem Haushalte — das ist alles! Seit ungefähr fünf Jahren hat sie — bedingt durch den Lebenskampf — mit ihrer treuen Schwester Elli eine Familienpension gegründet. Sie findet in gewissenhafter Pflichterfüllung ihr Glück, und hat längst einsehen gelernt, daß „Feder" und „Kochlöffel" sich brüderlich vertragen können, wenn man nur den guten Willen dazu mitbringt! —

Der Wundergarten.

Ein Märchen

von

Georg Kurt.

Ein Engel schwebte einst auf schwanen-weißem Flügel über einen holden, wunderreich geschmückten Garten, und sein sinnender Blick schweifte hinab zu der bunten Pracht, die zu seinen Füßen leuchtete.

Langsam stieg der Abend herauf, und ergoß rosiges Licht über die liebliche Blumenfülle, die ihre balsamischen Düfte, wonniger noch, wie am Morgen, zum Himmel emporsandte: Das Nachtgebet der Natur!

Alle Blumen waren hier zu finden: Die erglühende Rose; der Lilie Unschuldszauber; Vergißmeinnicht; Gedenkmein in tausend Farben; stark duftender Jasmin; grell leuchtende Sonnenblumen; Hyazinthen, Tulpen, Hollunder; Jelängerjelieber, und wie sie alle heißen mögen!

Doch auch der Früchte viele prangten an Baum und Strauch, so köstlich in Farbe und Geschmack, so verführerisch in Gestalt und Schönheit, daß man jeden glücklich preisen konnte, dem sie beschert wurden. Berg, Wald und segenspendende

Getreidefelder woben einen lichten Rahmen um dieses kleine Eden, während schäumende Wasserbäche, und sanft dahinfließende Flüsse und Ströme das milde Licht der Mondsichel zurückwarfen, und die Sterne hoch am Firmamente die Güte ihres Schöpfers lobten.

Doch der Engel fand keine Freude bei dem Anblick von all' dieser Herrlichkeit! Mit traurigen, bekümmerten Augen schaute er auf das Getriebe derer hinab, denen der liebliche Garten zur Wohnstätte diente. Er sah mit Schrecken, wie sie oft die guten Gaben, die dieser ihnen so freundlich darbot, mit undankbaren Händen in Empfang nahmen; wie sie sich miteinander darum stritten, bekämpften, betrogen, ja sogar des Lebens beraubten! Er hörte durch die heilige Stille der Nacht ihr Toben und ihren wüsten Lärm, und händeringend rief er aus: „Warum so ungenügsam, so feindselig, so neidisch, habgierig und gewissenlos?“ Könnte nicht ein jeder mit der Blume, oder der Frucht zufrieden sein, die ihm der Wundergarten beut? Ist das zarte Veilchen weniger lieblich, als wie der Rose stolze Pracht? Kann man dem rotwangigen Apfel zürnen, weil der Ananas goldschimmerndes Gewand leuchtender ist? — Der Herr der Herren wägt einem jeden das ihm bestimmte Teil zu, und will, daß alle durch liebevollen Gabenwechsel sich geistig näher kommen. Warum versucht kaum einer durch „Mitfreude“ das Glück des anderen zu seinem eigenen zu machen? Strahlt der Blumenkelch weniger schön, bloß weil eine andere Hand ihn trägt? — —

Tiefbetrübt senkte der Sendbote Gottes sein Haupt, und weinte bittere Tränen, während ein goldenes Flügelpaar, das er aus Wolkenschleiern genommen, in seiner Hand erzitterte. Da nahte auf lichter Schwinge ein Bruderengel und frug teilnahmsvoll: „Warum bist du so traurig, inmitten der frohen Lobgesänge der Sternenchöre?“

„Ich höre sie kaum noch vor dem zornigen und rohen Geschrei, das von dem mir anvertrauten Garten empordringt!“ war die schmerzliche Antwort. „Noch habe ich heute keine Seele gefunden, die, sanft und still ergeben von hinnen scheidend, sich mit meinem goldenen Flügelpaare über Grabesabgrund tragen lassen wollte. Wie glücklich könnten meine Schutzbefohlenen sein, in dieses Wunderlandes reicher Fülle, wenn sie, mit Lob und Dank nach oben blickend, „Zufriedenheit „im Herzen trügen! So jagen sie aber einem Phantome nach, „Glück“ genannt, und werden unglücklich dabei!

„Tröste dich, Bruder!“ sagte der andere mild „glaube mir, sie sind dort unten nicht alle schlecht! Viele scheinen es nur! Die Lebenslast, die Sorge um das tägliche Brot, die ihnen doch nur zur Stärkung ihrer geistigen Kräfte auferlegt werden — oftmals freilich auch Genußsucht und Habgier — verwirren ihre Blicke, daß sie nur noch unvollkommen, wie durch einen Schleier verhüllt, des besten Gebers weise Absichten betrachten. Doch verlieren wir nicht den Mut! Laß uns gemeinschaftlich zum Erdensterne hinabsteigen -- die Goldschwinge von des Erlösers Verdienst in Händen — und durch den lichten Strahl, der von Ihm ausgeht, die Augen der Armen öffnen und die irren Blicke klären. Bald werden sie dann erkennen, daß in des Herren Hand noch köstlichere Rosen blühen, wie dort im Erdentale; daß unverwelkliche Maienglocken einst einen ewigen Frühling einläuten; und wenn der Mehltau irdischen Getriebes und irdischer Gedanken von den Seelen fällt, werden sie — befreit vom Erdenstaube — voll Entzücken die balsamische Luft reiner, edler Empfindungen einatmen. — Doch was ist das?! Siehst du es nicht aus weiter Ferne? Dort strecken sich ja „dankende“ Hände nach oben aus! Zufrieden mit dem bescheidensten Lebenslose legt sich ein müdes Herz zur Ruh! Und dort — und hier wieder! — Ich wußte es — sie sind nicht alle schlecht! Gelobt sei Gott! Auf — Bruder auf! — Die Goldschwinge trage sie über Tod und Grab zu unserem himmlischen „Paradies!“ — —

Auch das Novellenbüchlein der Schwester von Fräulein E. Kuntze, Olga Kuntze ist im Magazin-Verlag erschienen und hätte die Verfasserin ruhig ihren wirklichen Namen preisgeben können, da sie sich dieser poetischen Gabe wirklich nicht zu schämen braucht. Sie entfaltet ein liebenswürdiges Erzählertalent und man wird ihre Novellen gern und mit sichtlichem Behagen lesen können, was sie uns bietet ist durchweg gut zu nennen. Dabei ist ihr Buch nicht etwa seicht. Manch guter Gedanke und heller Geistesblitz leuchtet uns entgegen und so wird auch der Literaturfreund auf seine Kosten kommen. Adolf Dressler jun.

G. A. Friedlieb.

Gedächtnisgedicht

zum

fünfzigsten Todestag Ludwig Uhlands

geb. 26. April 1787, gest. 13. November 1862.

Akrostichon: „Ludwig Uhlands Kunst preist".

Motto: Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wir die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst!
(Uhland.)

Laßt zum Fest Volkslieder singen!
Uhland lebt in Ihnen fort.
Diese Volksgesänge klingen
Weit und breit von Ort zu Ort.
Im geweihten Werk der Meister
„Heilig achten wir die Geister."

Groß wir ehren Künstlerleben,
Und das geistige Gefecht.
Hört ihr Uhlands Freiheitsstreben,
Liederklang von Pflicht und Recht? — — —
Achtet seinen Trieb zur Kunst!
„Aber Namen sind uns Dunst."

Nicht ist Uhlands Lied ein Stürmen,
Doch „ein guter Kamerad". — — —
Segen wills im Volke türmen,
Kunstvoll durch der Ethik Tat.
Uns war er ein Fürst der Geister,
„Würdig ehren wir die Meister."

Nun zum Todestage wieder
STrahle licht des Dichters Stern,
Preist das schönste Lied der Lieder — —
Singt „das ist der Tag des Herrn!"
Tönen wirds durch Volkes Gunst,
„Aber frei ist uns die Kunst."

Dr. W. Jaros.

Gefunden.

Ein allerliebstes Röslein wuchs
Im fernen, fremden Lande;
Es blüht so üppig, reizend schön
Im purpurnen Gewande.

Ich hatte meine Freude wohl
An vielen Blumen schön.
Doch schwärmt von einer schönsten ich,
Die ich noch nie gesehn.

Wie manches Röschen, stolz und frisch,
Steht lockend auf dem Busch,
Vorüber kommt ein wilder Mann
Und fort ist es — huschhusch! —

So gings auch jener schönsten Knosp',
Sie ward in Gier gepflückt.
Sie ward geherzt, sie ward geküßt,
„Er" war von ihr entzückt.

Leichtfertig ging „Er" mit dir um
Du armes Röslein schön,
Und ließ dich schändlich fallen — ach! —
Bald war's um dich geschehn.

Da fand in Kummer, Nacht und Grau'n
Das arme Röslein ich,
Und war so froh, daß ich es fand
Und pflegt es zart für mich.

Mit Liebe reichlich überhäuft,
Vergaß das Blümelein
Die Schmerzen und die herbe Qual,
Und ward in Freude mein.

Ist auch ein Blättchen ihr geraubt
Die Knospe pranget hoch,
Und der sie ruchlos fallen ließ,
Bereut und liebt sie noch.

Das liebe Röslein kann ihm nicht
Das bittre Leid verzeihn.
Und muß aus lieber Dankbarkeit
Dem Retter ganz sich weihn.

O! Liebes Röslein sei gewiß
Dein Retter ist dir gut;
Es sieht in dir sein Ideal,
Hält dich in treuer Hut.

Treu werd' ich dir mein Röslein sein —
Das tröstend ich geküßt,
So lieb und süß ich oft umschlang —
Bis du entblättert bist. —

Satzungen des Deutschen Dichterbundes.

Zweck des Bundes.

1. Der Bund führt den Namen Deutscher Dichterbund.
2. Der Deutsche Dichterbund (Zentralstelle Leipzig-Möckern, Verlag Adolf Dreßler jr., Kirschbergstraße 70) hat sich die Aufgabe gestellt, gute deutsche Literatur zu fördern und in schonungsloser Kritik gegen alle Auswüchse vorzugehen.
3. Da die gegenwärtige literarische Überproduktion und der Dilettantismus dem wirklich begabten Autoren große Hindernisse in den Weg legen, haben nur talentvolle Kräfte Zugang zum Bunde.
4. Zum Zwecke der Förderung der Bundesmitglieder ist die Herausgabe von Jahrbüchern auf Kosten der Kasse in Aussicht genommen. Jedes Mitglied erhält das Buch frei. Mitarbeit an den Jahrbüchern, sowie Beteiligung an den Preisausschreiben ist Pflicht eines jeden Mitgliedes. Der Reingewinn fällt der Kasse zu.
5. Der Reingewinn von irgend einem bestimmten Jahrbuche kann aber auch auf Beschluß des Vorstandes und einer aus der Mitte der Mitglieder entnommenen Kommission ganz oder zum Teil an die Mitglieder zur Auszahlung gelangen.
6. Die Leitung des Bundes ruht in den Händen des Vorstandes, der aus dem Vorsitzenden und dem Kassierer bzw. Schriftführer besteht.
7. Nach Ablauf eines jeden Vierteljahres hat der Kassierer bzw. Schriftführer dem Vorstande Abrechnung vorzulegen.
8. Die Jahresabrechnung wird den Mitgliedern in der Zeit vom 15. bis 30. April eines jeden Geschäftsjahres bekannt gemacht.
9. Alljährlich soll förderungshalber ein Bundestag abgehalten werden. (Ort Leipzig.) Für die zu weit entfernten Mitglieder wird ein anderer vereinbart, oder überhaupt ein bestimmter, gut gelegener Ort angegeben.
10. Pflicht eines jeden Mitgliedes ist, für den Ausbau und Verbreitung des Bundes Sorge zu tragen.
11. Hilfsbedürftigen Mitgliedern kann nach Ermessen des Vorstandes eine Unterstützung gewährt werden.

Allgemeines.

1. Mitglied kann jeder werden, der nach Prüfung einiger einzusendender Arbeiten vom Vorstande als solches bezeichnet wurde, worauf Bekanntmachung im Organ und Übersendung der Mitgliedskarte erfolgt.
2. Als Bundesorgan ist das „Magazin“ vorgesehen. Verlag: Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.
3. Die Vorstandswahl ist von sämtlichen Mitgliedern zu vollziehen. Von einem ausscheidenden Vorstandsmitgliede kann, wie auch vom Verlag, ein solches in Vorschlag gebracht werden. Die Wahl selbst erfolgt geheim. Jedes Mitglied hat binnen einer gewissen Zeit den Namen des von ihm Gewählten unter Verschluß mit dem Vermerk „Wahl“ an den Verlag einzusenden, worauf Bekanntmachung des Ergebnisses (nach Stimmenmehrheit), im „Magazin“ erfolgt.
4. Sämtliche, für das Organ bestimmte Arbeiten sind nur an den Verlag, welcher diese den Vorständen weitergibt, einzureichen. (Rückporto ist sowohl Manuskripten, als auch Anfragen beizufügen.)

5. Mitteilungen finden im Anzeigenteil des Organs Erledigung.
6. Für den Eintritt in den Bund ist eine einmalige Entrichtung von Mk. 3.— festgesetzt. Der Abonnementspreis des Organes beträgt Mk. 6.—, für Mitglieder Mk. 7.50, welche Erhöhung gleichzeitig als Jahresbeitrag für den Dichterbund gilt, und mit den Mk. 3.— Eintrittsgeld nichts gemein hat.
7. Außergeschäftlicher Reklame (mit Ausnahme von Fachzeitschriften etc.) bleibt das Organ möglichst verschlossen.
8. Geldsendungen sind nur an den Verlag zu richten.
9. Bei Auflösung erfolgt gleichmäßig die Verteilung des Vermögens.

Centralstelle
Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern
Kirschbergstraße 70.

Deutscher Dichterbund.

Als Mitglied des „Deutschen Dichterbundes“ wurden neu eingetragen:

Herr Architekt Henke,
„ W. Drögmüller jun.

❀

Preisausschreiben.

Auf allgemeinen Wunsch wurde der Termin zur Einsendung der Beiträge für das Preisausschreiben auf

1. März 1913

verschoben.

Hochachtungsvoll
Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.
Adolf Dreßler jun.

❀

Unentbehrlich für jeden Schriftsteller!
Journalistischer Führer.
Mitteilungen über die technische und redaktionelle Herstellung einer Zeitung.
Preis 1 Mark. Preis 1 Mark.

❀

Achtung!
Tüchtiger Schriftsteller erteilt gegen mäßige Vergütung jüngeren Kollegen Rat und Hilfe in allen Berufsangelegenheiten: Kritik, Vorschläge, Anbringung von Arbeiten etc.
Angebote sind zu richten an:
Aloys Pohlmeyer, Schriftsteller,
Münster i. W., Gerhardstraße 32.

❀

Graphologischer Briefkasten.

Das „Magazin“ will mit diesem Briefkasten keine „Handschriftendeuterei“ bringen, sondern die ernste Arbeit eines praktischen Psychologen. Selbsterkenntnis ist der größte Sieg — vielleicht aber auch der schwerste. Wir bitten zehn ungezwungen geschriebene Zeilen mit 50 Pfg. in Marken an Herrn Schriftsteller Kiehr in Breslau V., Viktoriastraße 7 II zu senden.

Jeder Sieg über Sorgen
ist ein Aufstieg des Charakters.

W. L. in Br. Diese Handschrift wird zweierlei Menschen irreführen. Zunächst die Menschen, denen Erkenntnis des andern und Vertiefung in den andern nicht gegeben sind — und dann die, denen die Graphologie ein „Handwerk“ ist, die an den Zeichen hängen und klauben.

Die Handschrift verrät schnelles Vergessen rein egoistischer Sorgen. Ein langer, hoher End-

strich — und basta! Und doch verrät sie auch viel Besiegtsein vom Alltag, viel „Wackeln“ der Stimmung, weil nicht immer Geigen am Himmel hängen — oder wenn sie schon hängen — manche einen Mißton gibt. Und — um beim Bild zu bleiben — Musikverständnis. Gerade der Sorgen wegen vielleicht jener Satz, der oben steht; womit man ringt, das wächst im Innern zur Großmacht — muß es ja sein — sonst hätte man es schon längst besiegt. — Aber kein Egoismus steckt drin — gar keiner! — Verachtung alles dessen, was glitzert und kein Gold ist. Und vor allem: Die Kraft sich zu Idealen zu erheben; eine Kraft, die getragen wird von großem und weichem Gemüt und jener seltenen Gabe: Sie denken hoch und klar. — Ich könnte vielleicht noch mehr „vermuten“ — vielleicht auch richtig — aber ich will nur das sagen, was die Handschrift mich erdenken und fest glauben läßt.

❀

Von Martin Kiehr ist im Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern, erschienen:

Von Frühlingsgräbern und Morgenlicht.

Preis Mk. 1.50, eleg. geb. Mk. 2.—.

❀

Hohelieder an den Unbekannten

von

Gerda von Robertus.

Verlag Wilh. Borngräber (Neues Leben) Berlin W. 35.
Preis broschiert 1 Mk., elegant in Leinen 2 Mk.
(Zu beziehen durch jede Buchhandlung.)

Der „Berliner Lokal-Anzeiger“ schreibt:

... Man dürfte selten Gedichte auf erotischer Grundlage finden, die mit so absolut feiner Decenz das Liebesleben zu verklären wissen. Es liegt etwas Ruhiges, Abgeklärtes ausgebreitet über diesen Dichtungen. Sie sind glutvoll, ohne je schwülstig zu sein. Die „Biblischen und historischen Silhouetten“ sind Dichtungen von reicher Gestaltungskraft, kurz und knapp in echt balladischer Form den Stoff behandelnd.

„Düsseldorfer General-Anzeiger“:

Moderne Liebeslieder, aber doch durchaus gesund. Prachtvolle Stimmungsbilder stehen der Sprache Gerda von Robertus' zur Verfügung und eine fast titanenhafte Kraft.

„Die Post“:

... Die Verse tragen eine starke Schönheit in sich ...

„Der Scherer“ (Wien):

Kühn ist die Frau. Etwas Dämonisches liegt in ihrem heißen Fühlen, das die Liebe in aller möglichen Glut für sich in Anspruch nimmt und in Größe verschwenden will ... Eine Künstlernatur durch und durch, die nicht mit kleinlichem Maßstab gemessen werden darf.

„Der Kunstwart“ (München):

Aus Gerda von Robertus' Versen spricht unverhüllte, unverkünstelte Weiblichkeit. Ehrliche Lebenssehnsucht bildet das Leitmotiv. Die Sprache ist eine edle ...

„Hamburger Korrespondent“:

Gerda von Robertus ist eine Persönlichkeit, die Interesse erweckt und Beachtung verdient.

„Münchner Neuste Nachrichten“:

Wort und Bildkraft sind hier einer fein empfindenden Seele in mehr als durchschnittlichem Maße gegeben ... Ein Unterton wehmütigen Klarsehens bewahrt die Lieder vor einer Weichlichkeit, die sonst wortgewordenen Sehnsüchten leicht anhaftet und macht sie auch ruhigeren Geistern sympathisch usw.

Druck: Verlagsdruckerei „Hansa“, Inh.: Bliedtner & Mielke, Lpz.-Mockau.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Doppelnummer.

Dezember 1912 — Januar 1913.

Junge Liebe.

Skizze von Friedr. Fränkel.

———

Die Dämmerung senkte ihre grauen Schleier immer dichter über die Erde. Die Sonne war längst hinter den Bergen versunken, nur am fernen Horizont grüßten noch einige matte Strahlen zurück, die dann auch bald verschwanden. Über dem Meere, das seit einigen Tagen stark bewegt gewesen war, lag heute eine geheimnisvolle Stille.

Ein tiefes Schweigen ringsumher, das nur zeitweise von einem leisen Rauschen der Blätter unterbrochen wurde.

Das war so ein Abend — ein duftiger Frühlingsabend, der die Menschen vergessen macht an das rauhe Alltagsleben und sie auf Augenblicke in die schöne Welt der Träume entführt . . .

Dort auf der südlichen Strandpromenade, zwischen grünen Palmen und blühenden Büschen, saßen zwei junge, liebende Menschen. . .

Liebe . . . . und Frühling . . . .!

Siehst du, liebstes Kindchen, so wie das Meer nach wilden Stürmen jetzt wieder in tiefem Frieden — wie in einem ewigen Traum — sich vor uns ausbreitet, kommen auch für uns wieder glückliche sonnige Tage . . . Es wird ja alles gut werden, wie ich es jetzt nur erst ersinnen kann.

Sie konnte darauf nichts erwidern und senkte nur ihre Augen, in denen eine Träne perlte. Sie liebte ihn ja so sehr und an ihr lag es gewiß nicht, daß ihnen die wenigen Stunden, in denen sie heimlich beieinander waren, so verbittert wurden. Ein halbes Jahr lang kannten und liebten sie einander, und nun sollte es vorbei sein mit ihrem Glück. Wenn doch die Menschen nicht so herzlos wären . . .

Kind, mit einem solchen Notleider gibst du dich auch nur ab? Du vergißt wohl, daß du eine Mitgift von nahezu einer halben Million bekommst? Und da findest du es nicht unter deiner Würde, mit einem Professor . . . . .? Der künftige Mann, der in meinen Augen ein Recht hat, um deine Hand anzuhalten, der muß eine viel höhere gesellschaftliche Position haben; aufs Alter und auf andere Geringfügigkeiten kommt es doch in solchen Fällen nicht an!

So hatte damals der Vater gesagt, als er davon erfuhr . . .

Was aber fragte sie danach, wer er und was er sei, bei ihr genoß er das höchste Ansehen, in ihrem Herzen hatte er die größte Macht, die je ein Sterblicher erreichen kann, — dort war er König!

Über ihr Antlitz huschte plötzlich ein Schatten himmlischen Glückes und namenloser Seelenqual zugleich.

Nein, nein, man darf ja kein Hinderniß in den Weg legen, sonst . . .

Warum?

Felix, der diesen Ernst an ihr bemerkte, bat sie abermals: Laß doch endlich diese unnützen Gedanken, das führt zu nichts und beraubt uns nur der köstlichsten Augenblicke unseres Lebens . . . du mußt fröhlich sein; was kann denn uns die Welt anhaben, da wir einander lieben, — so innig, aus tiefster Seele lieben?

Ein kühler Abendwind kam übers Meer herüber und bildete auf der spiegelglatten Wasserfläche

ganz kleine Wellen, die miteinader friedlich zu spielen schienen.

Eine berauschende Frühlingsluft . . . . .

Unwillkürlich schmiegten sich Beide enger aneinander. Und endlich schien sie sich dieser quälenden Gedanken entledigt zu haben, denn sie blickte jetzt lächelnd zu ihm auf, als wollte sie um Verzeihung bitten.

Schweigend umfaßte er ihren jungen Leib und schaute tief, — tief in diese träumerich-schwarzen Augen . . . . .

Und er war wie weltentrückt . . . .

Er sah in ein fernes, paradiesisch schönes Land, wo nur sie Beide leben . . . er sah in eine blühende Zukunft und er sah nur einen ewigen Frühling und ein ewiges Glück . . . .

Ein schwacher Windstoß kam wieder herüber und weckte ihn aus seinen Träumen.

Du hast Recht, Felix, ich will an alles vergessen, — wenigstens solange ich bei dir bin. Bald muß ich ja wieder fort; die Zeit vergeht so schnell . . . Ach, heut' ist es so wunderschön hier . . . Ich möchte immer da sein wollen, — immer bei dir!

Sie schmiegte sich zärtlich an ihn und wieder schaute er in diese himmlisch schönen Augen . . .

Immer . . . kam es leise von seinen Lippen, dann preßte er sie innig an sich und küßte sie, lange . . . lange . . .

Du mußt noch bei mir bleiben, solche Frühlingstage wie heute, kommen nur selten. Sie sind so bestrickend, so geheimnisvoll-verführerisch — man ist ganz in ihrem Bann. . .

Er küßte sie wieder.

Du glückliche Jugend, genieße, solang es noch Frühling ist!

— — — — — — — — — — — — — — —

Jetzt lassen wir uns von den schaukelnden Wellen forttragen und dann erzählen wir weiter von jenen Frühlingstagen . . .

Erna war nach längerem Zögern endlich in das Fahrzeug gestiegen, überlegte aber noch immer, ob die Fahrt nicht doch lieber unterbleiben solle. Bald waren aber auch diese letzten Zweifel besiegt.

Nur vieles Bitten, Versicherungen und nicht zuletzt eine hübsche Belohnung bewirkten, daß der Gondelführer ihnen das Fahrzeug allein überließ.

Und als nun Felix mit einigen kräftigen Ruderschlägen einsetzte und davonfuhr, rief ihnen der Führer nochmals warnend nach, sie möchten am Ufer bleiben, es sei nicht ganz sicher.

Die Wellen waren schon größer geworden, auch der Wind wehte heftiger und das Wasser nahm eine schmutzig-grüne Färbung an.

Ungeachtet der Mahnung, fuhr Felix immer weiter in die Mitte hinaus.

In Ernas Antlitz war wieder jener Ernst von früher getreten. Einmal mußte sie es ihm ja gestehen! Er muß es doch auch wissen. Wenn plötzlich das Schicksal seine zerstörenden Hände nach ihnen ausstreckt, dann ist es seine Pflicht, das zu verteidigen, was sie ihm gab . . . Und das könnte bald sein, — warum soll er es dann jetzt noch nicht wissen?

Krampfhaft faßte sie seine Hand.

Fel — —, weiter kam sie nicht.

Ein wenig erschrocken, ließ er die Ruder los. Was hast du denn, Ernchen? . . .

Und der traurig-furchtsame Zug in ihrem Antlitze machte einem lieblichen Lächeln Platz. — Nein, jetzt konnte sie es nicht sagen, — dann, — bis sie von ihm gehen würde.

Du sollst nicht so weit hinausfahren, lenkte sie nun ein, und fast sieht man nichts als nur Wasser und Himmel. Schau dich doch um, Felix, wir sind schon so weit.

Das scheint dir nur so, erwiderte er darauf, dort geht es noch weit hinaus . . . dahin sollen uns die Wellen noch ein Stück forttragen . . . Mir ist jetzt gerade so, als wären wir dem Leben entflohen, als läge es weit, weit hinter uns, und wir befänden uns auf der Wanderung in ein anderes neues und viel schöneres Leben . . . Die Wolken, welche dort am Himmel emporsteigen und den Mond verhüllen, bilden einen Schleier davor; wenn wir aber das Ziel erreicht haben werden, wird dieser Schleier mit einemmale herabfallen und uns die ganze Herrlichkeit sehen lassen . . . . .

Der Wind wurde immer stärker, die Wellen immer mächtiger — — schon schaukelte das Schifflein . . . .

Aber sie hörten es nicht, das dumpfe Grollen des Meeres, nicht den Anprall der Wogen und fühlten auch nicht das Schwanken des Bootes.

Und immer weiter trieben die Wellen sie . . .

Jetzt begannen sie wieder zu erzählen und sich zu erinnern an ihre Frühlingstage. Fast ein halbes Jahr zog da an ihnen vorüber; mit vielen schönen Erinnerungen, aber viel mehr Stunden und Tagen ungestillter Sehnsucht und süß-bangen Hoffens . . .

. . . . . Und morgen, Liebste, sind es vier lange Wochen, seit wir das letzte Mal beisammen waren. — Damals — weißt du? — Als wir im Garten ganz allein saßen, umgeben von knospenden Rosen, blühenden Bäumen und duftenden Flieder.

Diese Erinnerung rief eine tiefe seelische Erregung in Erna hervor. Sie versuchte plötzlich, sich aus seiner Umarmung zu befreien. Es gelang ihr nicht. Und als sie mit bittenden Augen zu ihm aufschaute, zog er sie fester, wildbewegt an sich und küßte sie immer und immer wieder.

Und Erna gab seinen Liebkosungen nach und lag wieder wie traumverloren in seinen Armen.

Immer gewaltigere Wogen stürmten heran, immer gräßlicher wurde das Tosen des Meeres und schon trieben die Fluten das Fahrzeug umher.

Und ihnen wars, als hörten sie ein wundersames Raunen einherklingen — als hörten sie in weiter Ferne leise Melodien flüstern.

Ja, — damals — kam es kaum hörbar von ihren Lippen.

Es war junger Frühling, der unsere Herzen so bezauberte. Die ganze Natur schien damals so jung und aus allen Ecken guckte und winkte die Liebe. Ja, Erna! Jeder Strauch, jede Rose duftete Liebe, jeder Vogel sang und zwitscherte Liebe, — jedes Säuseln des Windes flüsterte Liebe — —.

Da konnt' ich dir nicht widerstehen — — und — — Felix — — Felix!

Sie klammerte sich an ihn, als fürchte sie, er werde sie von sich stoßen. — — Aber er wußte doch noch nichts. Und wenn er es wissen würde durfte er sie dann verlassen — ?

Eine gewaltige Welle war herangekommen und über den Rand in den Kahn eingedrungen. Der Anprall war so heftig, daß plötzlich Beide von großer Angst befallen wurden. — —

Wieder eine Welle, — — — wieder Wasser im Boot.

Felix — die Ruder — rasch zurückfahren — es ist ein gefährlicher Sturm — wo sind wir nur? ringsum nichts als Wasser — nur Wasser — Felix, wir sind ja furchtbar weit — wir sind verloren.

Er versuchte sie zu trösten.

Sei doch ruhig, — wir werden unsern Weg finden — da hinüber müssen wir fahren, — von dort sind wir ja gekommen.

Jetzt spannte er alle seine Kräfte an, aber er kam nicht vorwärts. Welle auf Welle stürmte heran und warf das Boot wie einen Ball umher. Das wilde Element höhnte nur der schwachen Menschenkraft.

Noch einmal nahm er den Kampf gegen die Fluten auf — alles vergebens. Und während er in einer letzten Hoffnung immer noch zu rudern versuchte und nach einem Landungsplätzchen vergebens ausspähte, tröstete er das jammernde und laut um Hilfe rufende Mädchen.

Allmählich versagten seine Kräfte und ihre Stimme wurde von dem schauerlichen Tosen und Donnern der Meeresfluten übertönt.

Jetzt konnte nur der Himmel Rettung senden.

Innig umschlungen saßen nun Beide wieder da und warteten ihr Schicksal ab. Vor ihren Augen öffneten sich immer neue gähnende Abgründe auf der unermeßlich weiten Wasserflut.

Dort türmt sich eine Welle riesenhoch empor — kommt immer näher — jetzt geht sie über sie hinweg und reißt sie mit sich fort — — —.

Noch ein Aufschrei. — — Unser Kind — — Felix! — — — Unser Kind. — — — — — —

Dann schaukelten die Wellen sie weit fort.

Friedrich Fränkel.

◇ ◇

Donau und Rhein.

(Germanen-Lied.) Rudolf Goldschmidt.

Hoch das Banner schwarz-weiß-rot,
Hoch den Doppelaar!
Lagert deutsche Brüder Euch,
Furchtlos, treu und wahr,
Wo der Väter Eichen glänzen,
Laßt die Stirne uns bekränzen —
Heil und Germania!

Hoch das Banner schwarz-weiß-rot,
Hoch den Doppelaar!
Deutsche in der ganzen Welt,
Schützet vor Gefahr!
Mag der Tod uns auch umspringen,
Wolln wir frohlockend doch singen:
Heil und Germania!

Hoch das Banner schwarz-weiß-rot,
Hoch den Doppelaar!
Richtet aufwärts Eure Blicke,
Hell und wunderklar!
Blaue Donau, grüner Rhein
Solln uns stets Parole sein —
Heil und Germania!

Robert Jordan.

Blick' um dich!

Wähnst du in Lebenswechselfällen
Verloren dich,
Verzweifle nicht an deinem Gotte:
Blick' über dich!

Schau stets empor zu der Sonne Schein
Und laß dich vom Unglück nicht überwinden:
Wirst du auf Erden den Helfer nicht finden,
Dann blicke zum Himmel, du bist nicht allein!

Er, der auf dem Felde die Lilien ernähret.
Der Speise und Trank allen Vögeln gewähret,
Der alles regieret nach göttlichem Plan,
Der nimmt sich auch deiner liebväterlich an.

Du bist nicht verlassen! Sein Vateraug wacht,
Doch darfst du nicht den Glauben verlieren
Und darfst nicht zweifeln. Laß ihn regieren,
Er wird dich leiden zum Licht durch Nacht!

Wähnst du in Lebenswechselfällen
Verlassen dich,
Verzweifle nicht an deinem Gotte:
Blick' über dich!

Henriette Stoll.

Frau Sorge!

Kennst du den grauen, blassen Schemen
Der gierig durch die Häuser schleicht.
Der im Gefolge, Seufzer, Tränen,
Grausam der Menschen Wangen bleicht.

Er wirft mit eisig bittrer Strenge
Rings seine scharfen Krallen aus
Und schleicht mit hohnvoll irrem Grinsen
Lautlos dahin von Haus zu Haus.

Frau Sorge ist's die unermüdlich
Sich ihre Opfer auserkürt —
Und keiner bleibt verschont hienieden —
Ein jeder wird von ihr berührt.

Edith Riemer—Dembczak.

Die Italienerin.

Ein finstrer Wald! die düstern Nebel schleichen,
Und legen schwer sich auf ein Heer von Leichen,
Rings um den Mond nun graue Wolken stehn,
Als sollt er nicht des Todes Ernte sehn'.

Sie ruhen alle, die vor kurzem glühten,
Das Herz ist still, der Arm kann nicht mehr wüten,
Sie ruhen all! Der Tod hat sie vereint,
In Feindes Armen schläft der tote Feind.

Da rauscht der West, die Erlenbüsche weinen,
Der Mond bricht durch, er will das Feld bescheinen,
Und zwischen Toten, sieh! Wie schlank von Leib —
Geht suchend dort ein italienisch Weib.

Die Flechten lang auf Brust und Schultern rollen.
Was wird die Blüh'nde bei den Toten wollen!?
Was will bei Blut'gen ihres Leibes Pracht,
Was bei gebrochnen, ihrer Augen Macht? —

Sie späht und sucht. — Doch da! — Das stürtzt sie nieder,
Reißt an die Brust des Liebsten starre Glieder,
Und streicht ihm von der braunen Stirn das Haar; —
Sein Blick ist kalt, der ihre Freude war.

Da sitzt sie. — Ihre Bank sind Feindesleichen —
Sie merkt es nicht, die Wangen jäh erbleichen,
Sie sieht nur ihn und nicht was um ihn her,
Hoch wogt die Brust — das Aug' bleibt tränenleer.

Sie ruft ihm zu: „Wach auf und komm hinüber!
Wie ist die rote Lipp' so bleich, mein Lieber. —
Wach auf, wach auf! Juliana ist's, die wacht;
Der Mond scheint hell — schwül ist die Sommernacht! —

„Laß küssen uns, ja küssen ohne Ende!"
Sie streichelt ihm die kalten, blut'gen Hände —
Reißt ihren Liebsten an sich — läßt ihn fallen —
Schreit auf — und — ein unverständlich Lallen.

Und auf den Toten legt sie ihre Stirne,
Das Auge stiert, der Wahnsinn tobt im Hirne.
Sie faßt den Dolch, ein wildes Lachen schallt,
Das fern im Wald vom Felsen widerhallt.

„Hu! hu! wie kalt bist du, mein süßes Bübchen
Bist untreu du oder hast ein andres Liebchen?

Sie ist so schön nicht, küsset nicht so heiß,
Sie trocknet nicht dir von der Stirn den Schweiß."

„Komm her, mit heißem Blut will ich dich tränken!"
Sie spricht's und will den Dolch ins Herz sich senken;
Sie sinnet — jauchzet in Verzweiflungslust,
Und öffnet mit dem Dolch des Toten Brust.

Und faßt das Herz. — „Auch kalt"!? — Die Augen sprüh'n —
„Du kaltes Herz du, bald sollst du erglühn!
Ich will dich tauchen in die heiße Brust!" —
Da stößt den Dolch sie in die eigne Brust,

Doch er bleibt kalt. — „Ich komm, ich seh dein Winken." —
Man sieht sie sterbend auf den Leichnam sinken,
Die Wang' ist bleich — die Brust ist rot von Blut
Das Auge bricht — sie war ihm gar zu gut! —

Martin Renoranz.

Du halte dich aus Weil Und frage nicht: Warum?

[Goethe.]

Verzweifelnd grüble ich hienieden
Ob unsers Lebens Zweck und Ziel:
Wer hat uns unser Los beschieden?
Und wessen Hand erschuf die Welt und Will?

Weiß ich, ob, wenn wir unten eilen,
Nicht droben hämisch lacht ein — Wer?
Und, wenn wir ruhig schlafend weilen,
Der Träume Wust uns schicket eng und schwer?

Warum mußt ich geboren werden?
Wozu muß ich mich plagend mühn?
Eh' ich die rastlosen Beschwerden
Des Lebens hab erfaßt und dessen Sinn? —

O, ewig wird uns nicht gelingen
Des Lebens Rätsel klar zu sehn!
Eh' wir nicht auf mit Engelsschwingen
Ins Jenseits, wo die Antwort harret, gehn.

Dort werden dann wir wohl erfahren,
Warum wir lebend hier geweilt;
Warum in soviel tausend Jahren
Der Menschheit Strom der Erden Rund durcheilt.

Es nutzt uns nimmer unser Grübeln
Mach dingen, die der Geist nie faßt.
Seid fröhlich drum in Lust und Übeln,
In Glück und Leiden, bis zur letzten Rast.

Tut heiter eure Lebenspflichten!
Laßt nur des Grübelns tiefen Sinn!
Einst wird das Dunkel selbst sich lichten,
Wenn wir getragen werden himmelhin.

Max Rosenfeld.

Episode.

In Liebe trunken schnitt ich deine Sihouette,
Es war in jenem kleinen süßen Pavillon,
Du wandest leise trällernd eine Rosenkette.
Und Hassan schlug die Laute an, dein kleiner Mohr.
Der Spitz lag unter deinem seidenen Jupon
Und äugte eifersichtig stets zu mir empor.
Wie klang doch deine Stimme lieblich in mein Ohr:
„Tout doux! Tout doux! Salonridon!"

Du schlangest zärtlich um mich her die Rosenkette,
Dein Mund kam mir zum Küssen nahe: „Louridon!"
Da sprang das Hündchen knurrend auf von süßer Stätte
Und biß nach mir. Du riefest zürnend deinen Mohr:
„Hassan, bringst gleich das Hünchen aus dem Pavillon!"
Mit mir allein hauchtest du leis: „Den Riegel vor!"
Ich war gehorsam und war ein beglückter Tor . . .
„Tout doux! Tout doux! Lalouridon!"

Franz Maria Fuchs.

Ein Liebesgruss.

Ein Gemälde.

Die Komtesse Lara Manil war die Tochter des Grafen und der Gräfin Manil, welcher Graf seinerseits der Sohn des Grafen von Lafroqueux war. Die Grafentitel von Lafroqueux und von Manil

waren aber ihren Trägern nicht vererbt, sondern stammten von angekauften Gütern in Frankreich und Belgien; der Graf von Lafroqueux war nämlich der Sohn eines depossedirten Souveräns und hatte sich unter diesem Titel in Frankreich niedergelassen und dessen Sohn wiederum hatte das Gut Manil im Belgischen gekauft und nannte sich danach. Es war also eine sehr hohe Familie, welcher Komtesse Lara Manil angehörte, was sie aber nicht hinderte, ein durch und durch natürliches Geschöpf zu sein; und ihre Eltern hatten die Aussicht, bei einer Weltumwälzung auf einen Thron zu gelangen, was die Komtesse aber nicht hinderte, ausgelassen gern zu reiten und lustige Lieder zu singen. Es ist mir gesagt worden, daß es nichts Traurigeres gibt, als das Leben einer solchen armen Titularkomtesse, welche eigentlich eine Prinzessin ist. Andere Komtessen dürfen auf Bälle gehen, sie dürfen mit Offizieren aus guter Familie kokettieren, weil das zu einer Ehe führen kann, ja sogar Abenteuer haben. Das Schlimmste, was ihnen passieren kann, ist doch, einen ungeliebten Mann zu heiraten, der nicht so genau nach der Majorsecke fragt. Aber eine solche „hohe" Komtesse, eine Prinzeß im unausrechenbaren Exil, die hat sich vor allem stets vor die Augen zu halten, daß sie dereinst d o c h noch ihren Rang einnehmen könnte — so in hundertvierundzwanzig Jahren etwa — und wehe ihr, wenn sie sich dann die geringsten bürgerlichen Allotrien vorzuwerfen hätte!

Aber ein junges Herz von siebenzehn Jahren . . . lebend auf einem einsamen Schlosse inmitten eines dichten Parkes, unter den traurig blickenden Augen edler Eltern umgeben von der Etikette eines Inkognitohofes, welcher den Verbannten treu geblieben ist . . . ein solches junges Mädchenherz weint oft bittere Tränen nach dem freieren Schicksal wirklicher Grafenkinder, und es lacht oft ein fröhliches Lachen toller Ausgelassenheit — wenn es niemand hören kann.

Komtesse Lara Manil war siebenzehn Jahre alt. Ihre Gesellschaftsdame, eine Generalin von Morin, war würdevoll und streng. Das Schloß Manil war ringsum von einem tiefen, breiten Wasser umgeben, über welches nur beim Tore eine wohlbewachte Brücke führte. Sie hatte Toiletten nach Herzenslust — für die Blumen und die Bäume, für die alten Hofleute und für die Bauern. Und da sie ein natürliches, frohes Mädchenherz hatte, so putzte sie sich nach Herzenslust für den Garten und die streng bewachten Promenaden. Sie hatte aber auch einige Bücher, und in denen las sie die süßen Worte der großen Dichter, die ihr manchmal sagten: Wozu bist du so schön, wozu schmückst du dich so prächtig, wofür lebst du denn, wenn du niemanden lieb haben darfst nach freier Wahl, wie andere, wirkliche Komtessen?! Und es gab Stunden, wo sie — nach der Lektüre Heine's oder Schiller's in einen wahren Sehnsuchtsdrang verfiel, irgend ein fremdes, flammendes Menschenauge auf sich gerichtet zu sehen mit dem Ausdruck: Wie schön bist du — sei es für mich! oder einem schönen Ritter — was immer für einem, dem ersten besten kundgegeben: Du gefällst mir! Dich könnte ich lieb haben!

Aber ihre Erzieher hatten ihr nur zu genau ihre Stellung klar gemacht — sie wußte, daß sie solches nicht tun, nicht hoffen dürfe; und doch konnte all ihr Wissen den Wunsch nicht verlöschen in ihrem Herzen, so wie man die Sonnenhelle selbst dann sieht, wenn man die Augen schließt.

Einem jungen, stolzen, männlichen Wesen zu sagen oder zu zeigen, daß sie es lieb habe, darin bestand dem reinen, ahnungsvollen, wohldressierten Mädchenherzen die ganze Fülle von Frauenwonne, das höchste Erlebnis, der Inbegriff des Liebesdaseins!

Oft träumte sie im Abendsinken in die Blumendüfte und den Vogelsang hinein. Sie dachte sich in einem alten maurischen Zimmer der Alhambra, und unten schritt der Maurenjüngling vorüber, und sie warf ihm ihr Taschentuch zu, durchschwängert von Düften, auf welches sie mit Goldfäden das Geständnis ihrer Liebe gestickt; oft saß sie im Geiste in der Steppe der Kirgisen hinter hohem, wehendem Grase, das ihr Haupt überragte. Da sprengte ein fremder Jüngling vorrüber, sie erhob sich und rief ihm nach: Wohin mit dem Falken? Welches Wild willst du töten? Und er hielt den Renner und schaute sie verwundert an mit Augen, groß wie der Mond im Aufgehen, kehrte dann um, ritt auf sie zu und sagte: Willst du mit mir gehen, dann will ich kein edleres Wild. Und sie neigte nur das Haupt und fühlte, wie sein Arm sie umfaßte und emporhob zu sich, und sie klammerte sich an ihn, und das Pferd schoß morgenwärts und das hohe Gras peitschte seine Lenden — —

Träume! Träume! Unerfüllbar für die Tochter der Fürsten, und doch erfüllbar für das ärmste Melonenmädchen Sevillas, für das niedrigste Kind der Steppe.

Der Sommertag lag im vollsten Glanze über dem Park von Manil, und die kleine Komtesse saß in vollster Promenadentoilette auf dem Balkon ihres Zimmers, der Gesellschaftsdame harrend, mit der sie einen Spaziergang machen sollte. Sie las im Warten ein Buch vom Grafen Schack: „Durch alle Wetter", ein Buch voll heiteren Übermutes und voll malerischer Gewalt; die wunderbarsten Dekorationen waren da geschildert, mit der Hand des Meisters, der die Natur liebt und die Menschen mit der Hand des Dichters, der Liebesleid und Liebeslust selbst mit im Brochaha des modernen Lebens mit dem Schimmer der Romantiker zu umgeben weiß. Und ihr alter Traum überkam sie und ihr altes Sehnen nach der Freiheit der Seele, nach dem seeligen Augenblick des Liebeswortes —

Man rief ihren Namen im Innern des Hauses, Sie erhob sich mit einem Seufzer und stützte die Hand auf das Gesims des Balkons. Sie fühlte die weichen Blüten unter derselben, die sie früher im Garten gepflückt. Schmeichelnd, wie die Berührung einer Menschenhand fühlte sie die Blumen. Die ganze Welt war sonnengoldig und schien zu erzittern vor Lust unter dem leisen Hauche des Windes. Einzelne Vogellaute, so lockend, so sehnend, sie hoben sich aus den Blattwildnissen und wurden beantwortet durch Stimmen, die hoch im Bau zu vibrieren schienen. — — —

Sie blickte hinab. Rund um das Schloß lag der breite, dunkle Teich wie ein Geheimnis, dunkel selbst im Sonnenglänzen. Das war kein Unrecht, wenn sie dem stillen Weiher das Geheimnis ihres jungen, vereinsamten Herzens sagte. Wen traf ihr Geständnis? Die Libelle, die blauschimmernd unten gaukelte. Wen traf ihr Blumengruß? Den Wassergeist, der unten hauste — — — Sie nahm die roten Rosen, die grünen Blätter, die Orangenblüten, die schwerduftenden, und warf sie in den stillen, düstern Weiher und rief hinnab: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!

Die Libelle gaukelte fort, das Wasser blieb stumm und die Blüten zerteilten sich unten, bildeten Ringe und Kreise und zogen umher in diesem Kreise, immer im Kreise, und nur ein Vögelein im Busch schien zu antworten auf den Liebesgruß des armen Fürstenkindes. — — —

Ernst Mölter.

Ein Märchen vom Glück.

Es war einmal ein törichter Knabe, der zog in die weite Welt hinaus um das Glück zu suchen. Nun war er schon viel herumgekommen, aber das Glück hatte er noch nirgends gefunden. Ueberall lachten ihn die Menschen aus, sodaß er ganz traurig wurde und in einen tiefen Wald ging, damit niemand sein Herzeleid und seine Sehnsucht verspotten konnte.

Eines Tages, als er unter einem großen schattigen Eichbaume lag und träumte, geschah es, daß die Königstochter im Walde lustwandelte und gerade auf den Tränmenden zukam.

Da wurde der arme Knabe ganz verwirrt und sah die Prinzessin so hilflos an, daß sie lächeln mußte und stehen blieb.

„Wer bist du"? fragte sie den Ruhenden.

Der traurige Tor konnte noch gar keine Worte finden. Endlich stammelte er so ein paar Brocken her, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen:

Du, vor der sie alle sich neigen,
Frage mich nicht, laß mich weinen und schweigen.
Was du jäh in mir entfacht
War ein unerfüllbar Hoffen,
War eine Blüte zu früh erwacht
Und vom Frost getroffen. —
Du, vor der sie alle sich neigen,
Grolle mir nicht, laß mich weinen und schweigeu. —

Nun konnte die Königstochter nicht mehr lächeln. Mitleidig beugte sie sich zu dem blonden Knaben herab und strich durch seine blonden Locken.

„Küsse mich!" flüsterte sie.

Da schlang er seine zarten weißen Arme um die schöne Prinzessin und küßte sie heiß und lange.

Doch dann glitten plötzlich die Arme müde herab von dem Mädchen und der Knabe fiel hart zu Boden. Das Glück hatte ihn getötet.

In stummem Schmerz betrachtete die Prinzessin den Daliegenden und heiße Tränen rollten auf den toten Körper hinab.

Endlich wandte sie sich um und ging langsam dem nahen Schlosse zu.

Die Wachen salutierten vor der Prinzessin.

Gehet in den Wald, sagte sie, dort liegt einer, der auszog, das Glück zu suchen und es gefunden hat! Dann stieg sie gesenkten Hauptes die hohe Schloßtreppe hinauf und verschwand in dem weiten Portal.

Totensonntag.

Skizze
von
Horn von Horst.

Dumpf und schwer in wuchtigen Akkorden dröhnten von den Türmen der Stadt die feierlichen Glockenschläge in die nebelschwere Luft hinein. Vom vorstädtischen Friedhofe her kamen die Klänge des Chopinschen Trauermarsches und mischten sich mit den Glockentönen zu einem feierlichen und erhebenden Rythmus.

— — — — — — — — — — — — — —

Kopf an Kopf drängt die Menschenmenge durch die Tür des Friedhofes. Stillschweigend lösen sich die Massen zu kleinen Gruppen auf, um ihren ruhenden Lieben, an diesem dem Andenken der Toten geweihten Tage, nahe zu sein.

An den prunkvoll geschmückten Parzellen stauen sich wiederum die einzelnen Gruppen und Laute der Bewunderung gehen durch die Menge.

Überall wohin das Auge blickt, liegen Kränze Kreuze und Kissen in bunter, satter, manchmal auch schreiender Farbenstimmung.

Tausend und abertausend Lichter flackern bei jedem Luftstrome auf den Hügeln der Toten.

Arm und reich haben in verschwenderischer Fülle das Ihrige getan, um ihren Geschiedenen ein Liebeszeichen zu spenden.

Nur auf einem einzigen, von einem dichten Epheubezuge überspannten Hügel liegt keine Blume kein Kranz und brennt kein Lichtlein.
Ganz vergessen scheint das Grab an diesem Tage zu sein.

Vergessen?

O nein! — — —

Durch ein geöffnetes Fenster des städtischen Siechenheimes in der B . . . Straße schlagen die Tonwellen der Glocken und die des Chorals hinein.

Am Fenster aber sitzt gebeugt in einem riesigen Lehnstuhle ein gebücktes, weißhaariges Mütterlein.

Sehnsüchtig schauen ihre Augen nach den Türmen der Stadt.

In ihren schwachen, zittrigen Händen hält sie das neue Testament und schwere Tropfen fallen unter den Brillengläsern hervor auf das aufgeschlagene Buch.

Es ist Anne Holsten, die älteste Insassin des Asyls.

Und Anne Holsten denkt an ihren toten Sohn, ihren einzigen Liebling unter dem epheuüberspannten Hügel.

Jahre sind es her. Anne Holsten rechnet angestrengt.

68 Jahre, da wurde ihr Sohn Melle Holsten geboren. O wie wehte Glück und Freude durch das Haus Holsten am Markt.

Und prächtig gedieh der Junge.

Welch ein Stolz war es, als sie mit ihrem Manne, ihren Sohn in der Mitte, nach seinem Abitur, durch die Straßen der Stadt gingen.

Wie keck saß ihm die weiße Mütze auf dem dunklen Haar.

Dann kam Melle Holsten nach Hamburg zu einem Bankier in die Lehre.

Und hier fing sein Verderben an.

Mitgerissen von leichtsinnigen Menschen fing Melle Holsten an zu trinken und spielen.

Brief kam auf Brief und alle forderten Geld, und nochmals Geld.

Und die armen verblendeten Eltern gaben alles für ihren Einzigen.

Dann starb Oluf Holsten und das stattliche Haus kam unter den Hammer.

Es war eine schwere, schwere Zeit.

Frau Anne Holsten bekam nur ein kleines Kapital ausgezahlt, aber sie nahm tapfer den Kampf mit dem Leben auf und klagte nie.

Aber dann die Schande.

Melle Holsten ist eingesperrt! so ging das Gerücht durch die Stadt.

Frau Holstein wurde noch schweigsamer und stiller. Ihr Haar war leicht ergraut. Sie weinte nicht, sie klagte nicht, als sie in Hamburg im Gefängnis ihren Sohn besuchte, gutwillig gab sie das Letzte hin, um die Fahrt unternehmen zu können.

In Gefängniskleidung stand Melle Holsten vor seiner Mutter.

Da fiel sein Blick auf ihre gebeugte Gestalt und auf das grau gewordene Haar.

Mit einem Aufschrei, indem die ganze Skala seines verfuschten Lebens und seiner Reue lag, brach er vor der Wucht dieser stummen Anklage zusammen.

Liebe, liebe Mutter verzeih'!

Und Anne Holsten hatte seinen Kopf an ihre Brust gedrückt, ihre zitternden Lippen küßten die ihres Einzigen.

Mache gut, was du gesündigt hast, Melle, sagte sie weich.

Mutter, ich will, ich will gutmachen, schrie Melle Holsten, seine heißen Augen saugten sich fest an der leise sich entfernenden Gestalt seiner Mutter.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als er aus dem Gefängnisse entlassen wurde, und durch das Tor schritt, hörte er überall ein Lied singen, das ihn wie mit eisernen Klauen ans Herz griff.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein."

Was ist los? fragte er einen Fremden.

Der schaute ihn an, als sehe er ein Gespenst und fragte wieder.

Sie wissen nicht?

Melle Holsten schüttelte den Kopf und sagte:

„Ich komme eben aus jenem Hause und zeigte mit der Hand nach dem Gefängnis.

Ach so, nickte der Fremde. Krieg gibt es!

Frankreich hat Deutschland den Krieg erklärt! Allerdings, dort drüben werden Sie davon nichts gehört haben, aber hier lesen Sie.

Damit streckte er Melle Holsten eine Zeitung in die Hand und verschwand im Strome der aufgeregten Menschen.

Melle Holsten ging wie im Traum durch die brandenden Fluten des Volksstromes.

Auf einer einsamen Bank am Alsterufer ließ er sich nieder und laß.

Von der Straße her hörte er wieder das Lied:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein".

Sein Entschluß war gefaßt.

Noch an demselben Abend langte er in St.... an.

Wie ein Dieb schlich er sich durch die bekannten Straßen und Gassen der Stadt.

Heim zur Mutter.

Leise klingte er die Tür auf.

Im dämmernden Scheine der Öllampe saß seine Mutter am Tische und ihre fleißigen Hände führen die Nadel. Sie mußte hart kämpfen um das tägliche Brot.

Kam da nicht jemand?

Sie schaute auf und Melle, Melle mein Sohn! und Mutter, liebe Mutter! klang es durch den engen Raum.

Mutter und Sohn hatten sich wiedergefunden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Und nun, Mutter, will ich gutmachen, was ich gefehlt habe, morgen melde ich mich bei dem Kommando als Kriegsfreiwilliger und wenn ich wiederkomme, sollst du dich meiner nicht mehr zu schämen brauchen.

Und komme ich gesund zurück, will ich für dich nur für dich noch leben.

Melle, mein Sohn!

Liebe Mutter!

Andächtig küßte Melle die grauen Haare und die welken Hände der Mutter.

Am andern Morgen zog er begleitet von den Segenswünschen und den Tränen seiner Mutter seiner Bestimmung entgegen.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall".

summte er leise.

— — — — — — — — — — — — — — —

Feldpostbriefe kamen und gingen an Anne Holsten und Musketier Melle Holsten im X. Holsteinschen Infanterie-Regiment zur Zeit vor Metz.

Dann plötzlich blieben die Briefe aus und die an Melle Holsten kamen als unbestellbar zurück.

Frau Anne Holstens Haar wurde weiß.

Eines Tages aber kam ein großer versiegelter Brief an.

Musketier Melle Holsten ist bei dem Sturm auf Loigny schwer verwundet worden und wird mit dem nächsten Verwundetentransport dort eintreffen.

Mit zitternden Händen las Frau Holsten den Brief und weinte.

Schwer verwundet, stammelte sie, o Gott mein Junge, schwer verwundet.

Dann nahm sie aus der Schublade ein Bild. Es war Melle als kleiner Bursche und küßte es. Melle du hast dein Versprechen gehalten, mein Junge ich danke dir.

Drei Tage später brachte man ihren Einzigen totkrank nach Haus.

Und abermals drei Tage später heftete sie ihrem toten Sohne, im Beisein des Bürgermeisters und des Pfarrers, für seine hervorragende Heldentat bei Loigny das ihm verliehene eiserne Kreuz eigenhändig auf die Brust.

Er hatte sein Wort gehalten und alles gesühnt.

„Fest steht und treu die Wacht am Rhein."

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Glocken hatten verklungen.

Durch das knarrende Friedhofstor schlich gebeugt am Stabe ein altes weißhaariges Mütterlein nach dem epheubekränzten Grabe.

Stille heilige Stille lag auf dem Friedhofe, nur noch wenige Menschen bewegten sich zwischen den Gräberreihen.

Die Dämmerung wob leise gespenstige Schatten.

An dem Hügel ihres Sohnes ließ sich die Greisin nieder und mit müden Augen starrte sie in das verglimmende Abendrot.

Heute habe ich keine Blumen für dich mein Liebling, murmelte sie müde und strich mit ihren alten Händen über den Epheu.

Sie wollte sich erheben, aber die Glieder wurden ihr so schwer, ihr Kopf sank auf den Hügel und ihre Lippen küßten die Erde des Hügels.

So fand sie am andern Morgen der Wärter des Friedhofes, friedlich und sanft entschlummert, ein Lächeln auf dem alten verhunzelten Gesicht.

Melle Holstens Grab trug an diesem Tage den prächtigsten Schmuck.

„Nimmererlöschende Mutterliebe."

Hermann Fornaschon.

Schiffbruch.

Er hat des Lebens Schaum hinweg getrunken,
Er hat geschwelgt in gottvergess'nem Wahn —
Nun ist sein Schiff, das glänzende, gesunken . . .
Das Meer durchirrt er jetzt auf schwankem Kahn.

Was stiess dem Schiff das Leck in seine Rippen,
Was brachte ihm den jähen Untergang?
Gewahrte die verderbenschwangren Klippen
Der Schiffer nicht, der mit dem Sturme rang? —

O doch, er sah sie wohl, die gischtumsprühte,
Wildnächtge Brandung dort, des Unheils Schooß;
Doch Hand und Stirn im Fieberwahn ihm glühte
Er wandt den Blick und steuerte drauf los . . .

Und der Pilot —? Er hat an Bord genommen
Den besten Lotsen auf der ganzen Welt — —
Den Glauben hieß man ihn — den ernsten, frommen,
Der hoch das Kreuz in seiner Rechten hält . . .

Doch weil die andern lust'gen Schiffsgenossen:
Amor und Venus, Bachus und Gambrin
Darob des Spottes gift'ge Pfeile schossen —
In falschem Schamgefühl entließ er ihn.

Da tanzte, froh des Sieges, einen Reigen
Die ausgelaß'ne lustentbrannte Schaar,
Und Venus wand von blühn'den Mandelzweigen
Den schönsten Kranz und reichte ihm den dar.

Dann bot Gambrinus ihm im mächt'gen Kruge
Den schaumgekrönten braunen Gerstensaft
Er leerte ihn in einem langen Zuge
Und in die Adern strömte Mut und Kraft.

Drauf füllte Bachus den krystall'nen Becher
Mit goldgefärbten Wein vom Vater Rhein,
Und Amor bot den kühlen Trank den Zecher
Und streute Rosenblätter in das Glas hinein . . .

Und im bachant'schen Sinnestaumel wähnte
Er noch der Freude Lichtgestalt zu sehn,
Indeß zur Seite ihm der Abgrund gähnte . . .
Wildwirbelnd schon begann das Schiff zu drehn.

Als dann das Fahrzeug an dem Fels zerschellte,
Da wandt' den Rücken ihm die Götterschar . . .
Und schreckenzeugend in die Ohren gellte
Ihm noch ihr Hohngelächter immerdar.

So irrt er denn ganz einsam und verlassen
Im leichten Kahn auf weitem Lebensmeer,
Und wild umfluten ihn die Wogenmassen . . .
Nach Hülfe suchend eilt sein Blick umher.

Und nirgends Land — — kein grünes Eiland schimmert
Durch's Wogengrau als Boten fernen Glück —
Fort mit der Träne, die im Auge flimmert!
Auf, Charon, alter Fährmann — auf, zum Styt . . !

A. Schwerin.

I.

Warum sterben die Rosen,
Warum weinst du mein Lieb,
Warum läßt es das Kosen;
Was macht es so trüb?

Weil der Früling vergangen
Und sein Duft ist verweht
Drum sein Herz vor Verlangen
Und Sehnsucht vergeht.

Laß doch Liebchen das Weinen,
Lach fröhlich und frei
Übers Jahr will mirs scheinen
Kommt wieder ein Mai!

II.

Es sitzt ein Vöglein auf dem Baum
Und singt ein altes Lied,
Ein Lied vom großen Liebestraum
der jedes Herz durchzieht.

Gar seltsam ist die Melodei,
Ein jeder lauscht ihr gern
Und meint, wie schön die Welt doch sei,
Und preiset Gott den Herrn.

Und wer nicht hört, wenns Vöglein singt,
Geht elendig zu Grund,
Denn wenn der Liebe Lied nicht klingt,
Schlägt früh die Todesstund.

III.

Ich bin ein Gott, denn siech ich liebe,
Und reiner als der Sonne Licht
Erstrahlt mein Aug' in jenem Triebe,
Der sebst den härtsten Fels durchbricht.

Ich bin ein Gott, denn von der Flamme,
Die heiß in meinem Busen brennt,
Sorgt man, daß sie den Ort entstamme
Den heilig selbst der Böse nennt.

Ich bin ein Gott, fühl in mir liegen
Die ungeheuerlichste Kraft,
Die nur bestimmt ist, stets zu singen
Und ständig nur das Gute schafft.

Ich bin ein Gott, denn alles Schöne
Ergreift mein Herz in hohem Drang,
Nur Hohes, Großes ich ersehne,
Nur Freude und nur Jubelsang.

Ich bin ein Gott, denn die ich liebe,
Ist Göttin an Gestalt und Geist,
Die mir da draus im Weltgetriebe
Zu höherm Lauf die Richtung weist.

IV.

Wenn dich Wolken umtürmen
Und Gefahren bestürmen,
Dann bleibe fest!
Weich nicht zagend zurück,
Trink mit ruhigen Blick
Den bittern Rest!

Zieht die Not dir entgegen,
Will der Hunger sich regen,
So halte aus!
Wanke nicht wie ein Rohr,
Heb den Kopf stolz empor
Und geh grad aus!

Doch wenn des Lichtes Strahlen
Endlich herniederfallen
Dann strebe unverwandt
Nach jenem Sonnenland
Im Siegeslauf.

V.

Ich war ins Leben gezogen
Mit klingendem Spiel,
War kühn entgegengepflogen
Dem strahlenden Ziel.

Da hüllte plötzlich im Dunkel
Mich ein auf der Bahn,
Nur eines Sternes Gefunkel
Sah fühllos mich an.

Und mutig bin ich geschritten
Trotz finstrer Nacht
Und habe, wenn ich gelitten
Des Tages gedacht.

Des Tags, der blendende Strahlen
Weit schickt übers Land,
Und wo für Mühen und Qualen
Belohnung ich fand.

Doch als ich's glaubte gewonnen
Nach hartem Bemühn,
Wars nebelähnlich zerronnen
Kein Licht mehr mir schien.

Da zog ich lachend und heiter
Mit klingendem Spiel,
Den Pfad, den dornigen weiter
Zu schönerem Ziel.

Die Trösterin.

H. Pauselius.

Bist du traurig, müd' und krank,
Von der Welt betrogen, —
Wende dich mit ganzem Sinn
Zur Statur, der Trösterin.
Sie hat nie gelogen.

Wandle durch den Frühlingswald
Muntrem Bach zur Seite:
Junge Pracht den Weg entlang,
Horch! Der Vögel Lustgesang
Tönt aus Näh und Weite.

Goldner Sommer-Sonnenschein
Lacht und winkt und ruft.
Lagre dich am schattgen Haag,
Sorglos, wollig, den ganzen Tag,
Atme der Blume Duft.

Erntezeit naht fruchtbeladen,
Herbstesfäden weh'n.
Fast will Wehmut mich beschleichen,
Doch ich fühl' der Hoheit Zeichen:
Schönheit im Vergeh'n!

Weißer Schnee und glitzernd Eis,
Winterkleid der Erde,
Tiefen Frieden, süße Ruh'
Weckst in meinem Herzen du,
Bis zum neuen: „Werde!"

Schau Natur mit liebendem Blick
Und du wirst glücklich sein,
Öffne Aug und Herze weit
Ihrer großen Süßigkeit:
Trinke sie ein, wie goldenen Wein!

Bergwanderung.

Josef Achleitner.

Dem Morgengold entgegen
Mein Herz in lauterer Wonne schlägt,
Dieweil es ein süß Regen
Hinan die gelichteten Pfade
Auf die Berge — die Berge! . . . trägt.

Ich höre hellen Jubel
Heraus, da aus der Brust heraus,
Und merk' es an dem Trubel:
Im Herzen dem seligen Gefühlen
Wird zu eng — viel zu eng! . . . das Haus.

Da greif' ich in die Saiten,
— Blind folge ich in mir dem Drang —:
Nun dringen in die Weiten,
Preiswerte, ein mächtiger Sprudel.
Umzittert vom Harfenklang.

Gustav Grünberg.

Herbststimmung am Seestrande.

Am Strande ward es stille! —
Die Gäste zogen fort,
Die zur Erholung kamen
Von manchem fernen Ort.
Sie bauten Strandesburgen
Und trieben Frohsinnsspiel;
Verbannung aller Sorgen
War hier des Daseinsziel. —

Und mancher hat gefunden
Hier bald ein Freundesherz;
Leicht kann man hier gesunden
Von Erdenleid und Schmerz.
Der Seeluft kräft'ges Wirken
Bringt Vielen dauernd Heil;
Erhoffte Seebadfreude
Den Meister ward zuteil. —

Der Sommer ist vergangen
Mit seiner Freud' und Pracht;
Die Tage werden kürzer
Und länger stets die Nacht.
Der Wandervögel Schaaren
Schon zogen von uns fort,
Drum kehrten auch die Gäste
Zurück zum Heimatsort.

Die Burgen sind verödet,
Die Fahnen zog man ein;
Bald wird der letzte Strankorb
Nun auch geborgen sein.
Ganz melancholisch kündet
Der Wellen Herbsteslied:
Sie kehret nimmer wieder,
Die Zeit, die von uns schied!

Drum nütze jede Stunde
Gut aus, o Menschenkind,
Im Sommer deines Lebens;
Er geht dahin geschwind! —
Wenn's stürmt an Herbstestagen,
Steh' Hoffnung dir zur Seit'
Daß einst auf Wintersplagen
Folgt neue Frühlingszeit!

Bernhard Müller.

Leben.

Skizze.

Die Weidendammer Brücke. Eisig starr liegt das Wasser. Keine Wellen glitzern, kein Geplätscher tönt. Tot und starr liegt die Decke, weiß und kalt.

„Kauft — Wachs — streich — hölzer!"

Der kleine Bengel ruft es im eintönigen Gesang. Von Zeit zu Zeit klingt sein Ruf heller. Das ist, wenn die Menschenmenge dichter wird. Sie eilen alle hastend vorüber, Mancher Blick des Mitleids trifft zwar den armen, kleinen Kerl in den zerrissenen Lumpen, der von einem Beinchen aufs andre trampelt. Es ist bitter kalt, und es gibt nichts zu essen. Den ganzen Tag steht er schon. Die Weihnachtszeit ist da und hat ihm noch nichts gebracht.

Ein Herr tritt zu ihm.

„N Päckchen gefällig?"

„Gib her!"

Seine Hand nimmt das Geldstück.

„Fünfzehn Pfennig, mein Herr!"

„Schon wieder teurer, das Zeug!"

Mürrisch klingt der Fünfer an den Zehner.

„Danke schön!"

Und mit frischem Mute tönt es:

„Kauft — Wachs — streich — hölzer!"

Es ist neune Abends.

Sacht beginnt der Schnee zu rieseln. Hier und dort flammt ein Tannenbaum auf.

Müde! Müde!

Der Bub setzt sich ans Geländer. Der Menschenstrom wird weniger. Er zählt seine Einnahme. 1,50 Mark hat der daheim gesagt, der bei seiner Mutter ist. Vater kann er nicht zu ihm sagen. Er schlägt gar so viel. Er riecht nach Schnaps. Er tobt so laut, daß die leere Stube widertönt. Wo ist Vater? Vor 3 Jahren war er noch da. Wo ist Vater jetzt? 75 Pfennig hat er erst. Da heißt's noch warten.

„Kauft — Wachs — streich — hölzer!"

Immer müder tönt die Stimme. Stärker fällt der Schnee. Schon spinnt er ein weises Linnen über Brücke und Straße. Kling—kling. — Und rollend fahren die Bahnen vorbei —

Der Junge neigt sein Köpfchen. Süß und sanft und wohlig wird's ihm zu Mut. Er fühlt gar keinen Hunger mehr. Und leise singt sein

Stimmchen, was ihm der Herr Lehrer gelernt hat: Stille Nacht!

Eines tritt zu ihm. Und er sieht anders aus als all die Menschen. Ganz in weiß steht er vor ihm, und Strahlenschein webt um sein Haupt. Und süße, liebe Worte spricht er, Englein tanzen um ihn mit silbernen Tannenbäumchen, darüber goldiger Flitter liegt.

Auftut sich ein weites Land — und heim — heim —

„Kauft — kauftn —

„He, Junge, steh auf!"

Nochmals ruft der Schußmann. Keine Antwort. Er faßt den Jungen bei der Hand, sie ist kalt wie Eis. Der Schutzmann winkt eine Droschke herbei.

Gotthold Laube.

Mach dich bereit!

Sag Herz, was bangst du?
Der Herbst ist da,
Der Sommer vergangen,
Der Winter so nah! — — —

Noch möcht' ich bestellen
So manches im Feld
Eh rauher Winter
Mich überfällt! . . . .

Dann eile, eile!
Längst ist es Zeit . . .
Geschwind, o Herz,
Mach dich bereit! —

Sehnen.

Der Sommer ist vergangen;
Herbstsonne lacht so müd'.
Und durch die rauhen Lüfte
Ein Vogelschwarm entflieht. — —

Und stille eilt mein Sehnen
Mit ihnen schnell dahin;
Ich möcht' am liebsten weinen,
Daß ich kein Vöglein bin!

Sie dürfen fröhlich ziehen
Zu neuem Sonnenlicht; . . .
Ich kann nicht mit entfliehen, —
Mich bannt die ernste Pflicht.

Zigeunerweise.

Auf dem Tanzplatz steht versonnen
Der Zigeuner und stimmt leise
Seine Geige, der entronnen
Schon so manche süße Weise.

Und vor seinen Augen breiten
Sich in uferlosen Wellen
Seiner Heimat Steppenweiten,
Drüber leis die Winde schwellen.

Und er hört den Zymbal wieder
Und sieht sehnige Gestalten,
Die, im goldverbrämten Mieder,
Schwarzgeäugte Mädchen halten.

Und, von Sehnsucht hingerissen,
Spielt er seiner Heimat Klänge.
Lange schon mußt er es missen,
Heimatliches Tanzgedränge.

Wilder rauschen auf die Fluten
Ungestüm klagts durch die Saiten,
Seiner Sehnsucht heiße Gluten
Feuriger den Bogen leiten.

Und in tollem Wirbel drehen
Sich die Paare auf den Matten.
Fernher aus dem Riede wehen
Schon die ersten Dämmerschatten. —

Doch noch immer an der Linde
Träumt er von vergangnen Zeiten,
Und er klagt dem Abendwinde
Keusch sein ganzes Liebesleiden.

Leiser knistert Sait' und Bogen,
Schluchzend, flüsternd, liebestrunken
Sind des Liedes wilde Wogen
Allgemach zurückgesunken.

Alles schweigt, und alles lauschet
Bang. Und heiß sind Aug' und Wangen.
Was aus diesen Tönen rauschet,
Hält sie allesamt gefangen.

Und mit leidzerquältem Herzen
Steht noch mancher bei der Linde,
Seufzer heimlich heißer Schmerzen
Wehen fort im Sommerwinde. — —

Und nun hört er auf zu geigen.
Burschen, Mädchen, junge, alte
Sich bedrückt von dannen schleichen,
Einsam wirds in Dorf und Halde.

Alfred Hücker.

Erinnerung.

Ein Lämmchen spielt auf grünender Au,
Es glänzt wie flockichte Wolle.
Hernieder lacht des Himmels Blau.
Und lieblich duftet die Scholle.

Ein Schmetterling gaukelt zum Kelchesrand,
Es spiegelt im farbigen Kranz.
Und wir Menschen reichen entzückt uns die Hand
Und jauchzen zum fröhlichen Tanz.

So spielt des Lebens Sonnenschein,
Der wonnige Traum uns die Freude
Auch in unser Herz und Gemüte hinein.
Im Lichtglanz weilen wir heute. —

Und die Rose leuchtet im Dornengebüsch;
Man hat ihr manch Liedlein gesungen.
Da, im hurtigen Laufe das Lämmlein frisch
Kommt den Abhang herunter gesprungen.

Halt ein — o Lämmchen — flieh, entweich!
Denn der scharfe Dorn will die Flocke. —
Da ist's schon geschehn — Wohl flieht es sogleich
Doch am Dorn glänzt die seidene Locke. —
Die goldene Freude, wie schnell sie entflieht,
Es rast das Getriebe der Zeit.
Die liebliche Rose, wie schnell sie verblüht!
Umsonst tönt ein bittendes: Bleib!

Aber von des Lebens Sonnenschein:
Da haftet ein Dornbusch des Lebens
So manches glänzende Sonnenstäublein,
Das die Jahre nie ganz verweben.

Der Kartoffelstat.

Von Karl Griese.

Weiß der Teufel, wer uns vergang'ne Nacht wieder Kartoffeln gestohlen hat! fluchte der Bauernhofsbesitzer Schlauberg, als er soeben durch die enge Gasse, welche zwischen der Scheune und der das ganze Gehöft umschließenden Mauer den Zugang zum Garten seines Grundstück bildete, in den Hof trat, zu seiner Frau gewendet. Wirklich, das ist noch mehr, denn gemein! pflichtete ihm mit einem eigentümlichen Lächeln seine Gattin — im Dorf kurzweg die kleine Pauline genannt — bei. Abel, fuhr hastig fort, ich erwische die Spitzbubengesellschaft noch, ehe das Christfest heran ist. Ha, haha! lachte Schlauberg auf, eine Frau, schwächlich und klein wie du — in stockfinstrer Spätherbstnacht Spitzbuben beim Kartoffelmausen abfangen — das muß ins Blatt! Jawohl, in alle Blätter kommts, wenn ich der saubren Gesellschaft das Handwerk gelegt, oder auch nur bei ihrem schofeln Treiben überrascht hab', gab die Bäuerin mit gut gespielter Erregung zurück. Übrigens bist du gestern abend wieder ziemlich spät, es war wohl gar schon nach Mitternacht, aus dem „Anker" gekommen, und hättest an den Kartoffelgruben mal Nachschau halten können. Aber sitzt das Mannsvolk am Spieltisch, ist alles andere Nebensache. Wirt, mein Glas ist leer! und was ist Trumpf? sind die einzigen Brocken der schon zumeist nicht eben geistreichen Unterhaltungen. Ach so, gab der Bauer unwillig zurück, wenn man sich Tag für Tag mit allen möglichen Verrichtungen abbalgt, darf man abends nicht einmal nach der Wirtschaft ein Glas Bier trinken gehen! Schließlich kommts noch, daß ich den Nachtdienst des Gemeindedieners übernehmen muß, um ja auch die Nacht in den Sielen zu verbringen. Na na, Alter, nur nicht gleich so hochfahrend, warf die Bäuerin besänftigend ein, mußt nicht immer gleich alles auf die Goldwage legen; denn wenn ich das mit deinen Worten, wie sie täglich in ungenierter Derbheit zu meinen Ohren springen, auch nur versuchen wollte, ich käm aus dem Krämern gar nicht heraus. Und dann will ich damit nur sagen, daß es für dich ein leichtes ist, wenn du an deinen Bierabenden hin und wieder an den Gruben mal Umschau hälst. Dann setzte sie nach echt weiblicher Manier schelmisch-boshaft hinzu: Das merkwürdigste bei der ganzen Mauserei

bleibt doch, daß es fast ausnahmslos an jenen Abenden vor sich geht. Aber vorläufig genug davon, komm, laß uns Futter mengen, das Vieh wird schon unruhig."

* * *

Das mag gestern Abend wieder eine Sitzung gewesen sein, sprach Auguste, die Magd im Schlaubergschen Haushalt, als sie gleich nach dem Mittagsmahl in der Küche das Geschirr abwusch, auf ihre Herrin ein; denn auch beim Nachbar Quas sind wieder Diebe am Werk gewesen; es sollen gut über zwei Zentner von den Knollen, wie Quasens zum erstenmal angebaut haben, aus den Gruben verschwunden sein. Aber genau, wie bei uns, sind die Diebe fürsorglich gewesen und haben, offenbar daß kein Frost hinzukam, die aufgebrochnen Stellen fein säuberlich wieder verdeckt. — Und heute morgen gleich nach vier, hat der Kutscher vom Makler Dickert vorm Anker vier große Sack Kartoffeln zu noch andern auf den Wagen geladen und nach der Stadt gefahren.

Hab's zufällig von Quasens Kleinknecht erfahren, der ist um die Zeit zum Füttern gegangen. Nun Auguste, lange wird die Herrlichkeit nicht mehr dauern, und die Kartoffeldiebe bleiben uns vom Halse, lachte die Bäuerin.

Aber, wie ich dir schon sagte, sprich nicht davon, sonst wird uns das ganze Konzept verdorben. Ei, wird das Enttäuschungen und lange Gesichter geben, nur schade, daß man nicht selbst dabei sein kann. Ja, das ist wirklich schade, nickte Auguste und beide Frauen schlugen ein übermütiges Lachen an.

Auguste, sieh doch, sieh doch! Aber beug' dich ja nicht zu nah ans Fenster, sonst, sonst wird er uns gewahr, jauchzte Frau Schlauberg auf, indem sie mit der rechten Hand nach dem, dem Küchenfenster schräggegenüber gelegnen Schuppen wies, wo allerlei Ackergeräte zwecks Überwinterung untergestellt waren, und ihr Mann höchst sonderbare Manipulationen an einigen Säcken vornahm. Sehen Sie, Madam, da ist heute schon wieder Kartoffelskat, und der Herr stellt für diesen Fall die Gewinne zurecht, bemerkte die Magd heiter. Für diesmal werden die Diebe überführt, und zwar auf eine Weise, die das Übel radikal behebt; laß ihn man erst fertig sein, dann handeln wir. Sieh, die Flasche Lederlack und das Spiel Karten hier im Küchenschrank müssen als gewichtige Hilfsmittel die Rolle der Belastungszeugen übernehmen; hab beides einzig zu diesem Zweck besorgt, als ich neulich zwei Schock Eier für Geheimrats zur Stadt brachte, setzte die Bäuerin dem eben Gehörten hinzu.

* * *

Allons, Nachbar! wollen mal nach dem Anker gucken, rief Kossath Quas unter Schlaubergs Fenster, als der letztere mit seiner Familie um den schweren Eichentisch — einem Erbstück noch vom Großvater her — beim Abendbrot saß. Komme nach, sobald ich das Nachtbrot hinunter hab', gab Schlauberg zurück. Aber Mann, gestern Abend spät, oder besser gesagt, heute morgen vom Skat zu Hause — und nun schon wieder hin? Das wird mit der Zeit doch etwas zuviel! ließ sich die Bäuerin vernehmen. Aber — fuhr sie mit scheinbar hochernster Miene weiter: Mußt mir versprechen, nach dem Kartoffelgruben zu sehen, kannst ja Nachbar Quas anspornen, dasselbe bei sich auch zu tun; denn allein ist solch ein Unternehmen, zumal die Diebe meistens mehre Mann stark zu Werke gehen und vor Gewalttaten nicht zurückschrecken, ohnehin oft mehr wiegefährlich. Zu diesem Vorhaben haben wir uns ja zu heute Abend verabredet, wollte dir's bloß nicht offenbaren; denn ihr Weibsen lebt doch immer gleich in Unruhe, log der Bauer tapfer draflos.

Bei diesen Worten brachen die Bäuerin als auch Auguste, die Magd indem sie sich gegenseitig listig verstohlene Blicke zuwarfen, in ein schallendes Gelächter aus. Verdammt! Diese ewige Kicherei bei jeder Gelegenheit! wetterte Schlauberg, langte seine Mütze vom Haken an der Stubentür und trottete mit einem brummigen „Guten Abend" dem Anker zu. Aber das soll einen Spaß geben! Schnell verriegele die Haustür, ich nehme die Säcke, das Kartenspiel nebst Lackflasche; die Laterne bringst du, sagte die Bäuerin, — und hurtig schritten beide Frauen dem Geräteschuppen zu. Und richtig, da standen hinter der Drillmaschine versteckt, unauffällig mit einigen Bündchen Heu verdeckt, just wie zum Verfrachten bereit zwei Sack Kartoffeln. Nun, Auguste, gilts den rechten herauszugreifen; denn sicherlich ist einer davon Eigentum unseres Skatnachbarn, raunte Frau Schlauberg. O, das ist nicht allzuschwer, lispelte die Magd, sehen Sie doch, hier steht groß und breit, wie wenn's der Herr selbst wäre — Christoph Schlauberg. Nun dann schnell aufgehalten, ich schütte um! eiferte die Herrin. Und mit einer Beweglichkeit, wie sie meist allen

Personen von kleiner Statur eigen — dem stärksten Mann nicht besser von Händen gehen kann, hob sie den Sack, welcher in trotz'gen Zeichen, als zum Hof gehörig, den Namen ihres Mannes trug, auf die daneben stehende Drillmaschiene.

Die Magd hielt einen der mitgebrachten Säcke auf, und die Herrin ließ, indem sie vorweg — fein in weißes Papier gewickelt — das Kartenspiel hineinwarf, die Früchte vom Sack auf der Drillmaschine hineinrollen. Nachdem ersterer bis reichlich zur Hälfte gefüllt war, hielt sie inne, nahm der vorerwähnten Lackflasche den Stöpsel ab, und bestrich mit dem daransitzenden Pinsel die Knollen, bis diese das Aussehen größerer Stücken Steinkohle bekamen. Das gleiche wiederholte sich, nachdem der Sack vollgepfropft, wenn auch in was reichlicherer Ausführung, sodaß selbst die Magd — besorgt die Knollen könnten verdorben werden — bat, nunmehr von weiterem Färben abzustehen. Ach, Auguste, das schadet nicht, murmele die Bäuerin, Die Kartoffeln werden, sollten wir sie — was ich allerdings nicht glaube — wiederkriegen, ohne die Schalen gekocht; behält sie aber die Ankerwirtin mag die sie gefälligst ebenfalls von den Schalen befreien. Aber darüber keine Gedanken weiter, komm ins Haus zurück, damit wir die Lichter bald verlöschen und die Spitzbuben — pardon, heute Abend die Herren Aufpasser — ungestört beobachten können.

* * *

Im Gasthof — Zum Anker — ging es heute Abend ausnahmsweis' lustig zu. Alle Tische waren besetzt und manch derbes Witzwort flog und fand durch die qualmgeschwängerte Luft gleich einem gutgezielten Pfeil sein Ziel. Die am Stammtisch sitzenden älteren Gäste, Männer in schon mehr vorgeschrittenem Lebensalter draschen wie immer den überaus geliebten Skat. Mittlerweile war es elf Uhr geworden. Die Gaststube leerte sich mehr und mehr; denn die meisten Zecher, durch ihren Beruf gezwungen, sind auf dem Lande geborne Frühaufsteher. Am Stammtisch hingegen nahm die fröhliche Stimmung noch zu, ja ein geradezu stürmischer Jubel brach los, als die Kleinbesitzer Schlauberg und Quas je mit einem riesigen Sack auf dem Rücken nach nur kurzer Abwesenheit aufs neue das Gastzimmer betraten. Nun schon wieder Spitzbuben in nen Kartoffelgruben gewesen! Das ist einfach unerhört — dieses Interesse an den landwirtschaftlichen Produkten! höhnte, indem er sich schmunzelnd die Hände rieb, der Ankerwirt. Ja, ja, nicht einmal dem Nachtwächter ist zu trauen, der stolpert immer nnher wo er am wenigsten gebraucht wird; dennoch, einmal werden die saubern Kunden gefaßt, und wenn ich selbst mit achtgeben soll, versicherte der Makler Dickert. Ein zwerchfellerschütterndes Gelächter, in das alle Anwesende begeistert einstimmten, war die Quittung über das eben Gehörte; und das vorhin unterbrochene Skatspiel nahm wieder seinen Fortgang. — Nun aber den letzten Gang. Muß morgen wieder tüchtig da sein, sprach nach einer guten halben Stunde Makler Dickert zu den Spielgenossen. Selbstverständlich wird der letzte, das heißt, du mußt ihn gewinnen — andernfalls zieht sich die Geschichte noch etwas länger hinaus, sagte Quas. So ist es, auf halben Sieg wird nimmer ergeben, setzte Schlauberg hinzu. Budiker, eine Lage! hab die ganze Fourage gewonnen! rief, als die Uhr gerade zwölf schlug, Makler Dickert den Wirt, welcher, etwas schläfrig, über den Büffettisch gebeugt in ein großes Geschäftsbuch starrte, zu. Nun, schon alles ins Klare, Gevatter Dickert, wieder wie gestern, oder — diesmal etwas hängen lassen? forschte der Wirt, indem er das eben bestellle Bier vor jedem der drei noch anwesenden Gäste setzte. Wir sind wieder kaputt, aber erst mit einem Sack, der andere wird beim nächstenmal riskiert, oder, der eben verlorne wiedergewonnen, gab Quas gleichgültig zurück. Aber damit nicht so laut; denn ein Makler bleibt ein Makler! fiel ihm Schlauberg ins Wort, Ein Hehler ist er sogar! — Aber deshalb keine Feindschaft — ein freundschaftliches Prosit auf gut Glück nnd die Spitzbuben, lachte Dickert, indem er sein Glas zum brüderlichen Anstoß über den Tisch reichte. Jawohl, auf die Spitzbuben, widerhallten Quas und Schlauberg. Ebenso auf die Aufpasser! foppte der Wirt. Übrigens, was habt ihr denn für Sorten gebracht; sinds die spätblauen oder die nene Viehkartoffeln? Wollen sie gleich mal nachsehen, sagte der Makler und schritt dem Büffet zu, wo die zwei Säcke, ohne daß sie von der Stube aus gesehen werden konnten, der Länge nach hinter dem Schanktisch am Boden lagen. Mit einem kräftigen Ruck zog der Wirt einen nach dem andern hoch, knüpfte die darumgewundenen Fäden auf, sodaß der Makler Einsicht nehmen und sich von der Beschaffenheit der Knollen überzeugen konnte. Quas, du hast wirklich die neue Sorte wieder, — halt nur damit etwas zurück; denn nachher zur Aussaat lassen sich

weit bessere Preise erzielen wie jetzt, sprach der Makler und indem er fortfuhr zu Schlauberg, Donnerwetter, Schlauberg, was ist denn mit deinen Früchten vorgegangen? Sind die erfroren odrr bei unsern schwarzen Landsleuten drüben in Afrika gezüchtet? Die sehen ja aus wie Mohren! Wie elektrisiert sprangen die beiden Skatbrüder auf und nahmen einige der ihnen von Dickert gereichten Knollen in Augenschein. Das sind die Früchte nicht, die wir eingesackt haben! sprachen sie fast gleichzeitig wie aus einem Mund. Kneiper, du hast dir mit uns einen Scherz erlaubt? Aber so etwas solltet ihr von mir nicht denken. Wann und wie sollt ich denn damit begonnen und geendet haben? Die Säcke sind doch nie wieder vom Fleck bewegt, beteuerte jener. Sieh her, direkt unergründlich — sieht aus wie Pech und ist doch keines — sprach Quas mit allen Zeichen des Staunens auf Schlauberg ein. Ach, warum die zwecklose Raterei; ich schütte aus und wir werden den Ursachen schon beikommen! ließ sich der Wirt vernehmen, hob den Sack an den Zipfeln hoch, und die Kartoffeln rollten über den Boden des Gastzimmers hin. Nanu, was bedeutet denn dies? hub Schlauberg verwundert an, als er die Früchte zur Hälfte in naturfarbnen und die andere scheinbar kleinere in dem ebenso unausdankbar schwarzem Gewand vor sich ausgebreitet liegen sah. Seine Verwunderung nahm noch zu, als er, von den andern erst aufmersam gemacht, ein kleines gutverschnürtes Päckchen, welches zwischen den Knollen hervorgelugt, in der Hand hielt. Aufgemacht! bestürmte ihn Quas sowohl als auch Dickert, was er sich, wie leicht erklärlich, auch nicht zweimal sagen ließ, hatte indes auch nicht allzuviel Mühe damit. Denn als er kaum den Faden gelöst und die Umhüllung nur leicht berührt hatte, hielt er ein noch ungebrauchtes Kartenspiel nebst einem Zettelchen in der Hand, welches in offenbar größter Eile beschrieben — unverkennbar von der Hand seiner Frau rührend — die Worte trug: Zum Kartoffelskat herzliche Grüße — Pauline Schlauberg! Ein geriebenes Luder die kleine Pauline — bemerkte der Makler; und die Anwesenden brachen in ein wildes Gelächter aus — welches indessen bald verstummte; da Schlauberg ein überaus bedenklich verschämtes Gesicht machte und mit einer vom ihm ganz ungewohnten Hast zum Aufbruch drang.

Otto Bolz.

Ewiger Frieden.

Vom ew'gen Frieden redet heut
Man auf dem Erdenrunde,
Schon träumen manche Erdenleut
Vom großen Völkerbunde. — — —

Nicht wahr, uns lehren Haus und Stand
Partein und Konfessionen,
Ein jedes klein und große Land,
Daß wir im Himmel wohnen?

Daß alle Menschen Brüder sind,
Sich brüderlich betragen,
Daß niemals Völkersturm und -wind
Erhob sein sausend Klagen? — — —

O Traum und Trug, o Schaum und Schein!
Glaubt ihr an das Gelingen?
Nicht einmal euer Herz so klein
Vermögt ihr zu bezwingen! — —

Nur Menschen sind wir, schlecht und schlicht,
Und das heißt streben, streiten
Um Sinn und Ehre, Macht und Licht
In alle Ewigkeiten. — — —

Und nun noch eine große Frag':
Sagt, könnten wir ertragen
Wohl Fried und Freude Tag für Tag
Ohn Wetter, ohne Wagen? — —

Nein, sage ich, verfaulen nur
Müßt' Mensch und Volk und Erde;
„Kampf" heißt die Losung der Natur,
Damit man tüchtig werde. — —

Drum achtet euch, tut eure Pflicht,
Erstrebet nur „mehr Frieden;
Das Träumen, Schwärmen gibt doch nicht
Den Himmel euch hienieden.

Otto Bolz.

Hinauf! Hinan!

Hinauf! Hinauf! zu Luft und Licht
Das nenn ich Künstlerwunder;
Das Alltagsleben führt von selbst
So leicht den Berg hinunter.
Hinauf! Hinan! zu Gott und Glück,
Das nenn ich Künstlerpflichten;
Hinauf! Hinan! mit Hoffnungsmut,
Zum Schönen, Starken, Lichten.

Glaube mehr, o Menschenkind,
An dein starkes, gutes Ich,
Und du besserst dann die Welt,
Glaube mir es, sicherlich.

Martin Kiehr.

An Lucie.

Ich träumte, du gäbst dein Körper
Einem Laffen von echtem Geblüt,
Der bot dir ein schönes Leben,
Und ich machte draus ein Lied.

Das Lied war von grausem Hohne,
Das Lied war so wild wie die Schlacht
Von Göttern und den Riesen,
So wild, daß ich darüber erwacht.

Ich suchte dich auf allen Wegen,
Ich litt um dich wohl alle Leiden,
Ich jauchzt um dich wohl alle Freuden;
Geliebte, wann reift mir der Segen?
Der Tag war trüb,
In kalte Nebel eingehüllt.
Wir schritten lange durch die Straßen
Und sprachen dies und sprachen das —
Und doch! Wie ich die Larve dir auch zeigte,
Ich warf sie nie ganz ab;
Sie hing an mir, sie wollt nicht gehn — —
So hadre ich mit meinem Gott,
Der mir soviel und reifes Denken gab,
Daß immer eins am andern sich zerschlägt
Und wie die Töne sich zur Harmonie gestalten.
Könnt ich nur einmal dir
Mein tiefstes Innere geben!
Doch! Solltest du mich nicht verstehen können?
Und doch! Und doch —
Gott, nimm mir meines Wahnsinns Zweifel!
Gib mir nur einmal noch mein Kinderherz,
Das mir die Welt so arg zerschlug!
Gib mir nur einmal noch das Glück
Zu lieben — überschwenglich — ohne Sinn.

Ich hatte einen Traum.
Ein Frühlingsabend sank herab,
Ganz still und feierlich,
Ich stand im Frühlingsland
Und kostete wie einst als Kind
Die Wunder aus.
Der Weg mit Blüten übersät —
Der Sonne letztes Leuchten.
Ganz fern ein Dorf, ein reiches Klingen
Der Abendglocken;
Und du!
Der Glocken Beten
Ließ die Hand uns fassen
Im großen Frühlingsglück.

Mein Gott, verzeih den Hader!
Mein Gott, ich danke dir
Für jenes Traumes überschwenglich Glück,
Für also hohen Segen.

Josef Kühn.

Spruch.

Strebe nicht nach Geld und Gut,
Mag es nicht so blenden,
Gib dich in der Liebe Hut,
Bist in guten Händen.

Ernst Krauß.

Weihnacht im Felde.

Nachtschatten breiten schwarze Schleier
Über die Erde,
Die rings im Rauhreif glitzert.
Eisnadeln, haarfein, zieren Sträucher und Bäume,
Zauberblumen blitzen im Silbergeschmeide,
Dem festgefrorenen Boden entsprossen,
Wie tausend Wunder,
Weiche, durchsichtigweiße Nebel
Winden sich um der Baumstämme Dunkel,
Fernrückend alle düsteren Farben,
Aufsaugend den Glanz der Biwackfeuer,
Zum Wintermärchen wandelnd die Welt . . .

Es schweigen und ruhen die ehernen Schlünde,
Verstummt sind Kriegslärm, Kanonendonner,
Die Pulverdämpfe verweht.
Das Blut der gefallenen, tapferen Helden,
Die jetzt in kühler Erde verscharrt,
Klebt hart und schwarz, zur Kruste gefroren,
Unter dem reinen Reifweiß an Scholle und Rasen
Zauberblumen, wie tausend Wunder,
Dem blutgetränkten Boden entsprossen —:
Die auferstandenen Seelen der Toten — — —
Schlachtmüde lagern ruhend die Krieger
Ums knisternde Zeltfeuer.
Wortlos! — — —
Jeder versunken in tiefes Sinnen,
Im Geiste weilend in ferner Heimat,
Bei den verlassenen Lieben.

Weihnacht!

Im fernen, kalten Feindeslande
Müde und krank und verwundet — allein! —
Der rötliche Flammenschein
Huscht um die harten gefurchten Gesichter.
Immer noch Schweigen — — —
Draußen ists dunkel geworden
Und Sterne stehen am Himmel,
Weihvoller Zauber heiligt die Stunde.
Aus manchem Auge der trotzigen Krieger
Schimmert ein stilles, leises Leuchten:
Weihnacht vereinigt die liebenden Seelen,
Wenn auch die Menschen fern voneinander . . .

Ein Landwehrmann, ein alter Graubart,
Geht schweigend durch des Zeltes Oeffnung
Und draußen in geweihter Stille
Kniet er zur Erde, reckt zum Himmel
Die kalten mageren Hände,
Und leise ringt aus seiner Kehle
Sich tief und zitternd erst, dann stark und hell:
„Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden" — „und Frieden auf Erden"
Hallts plötzlich hundertstimmig wider
Und pflanzt sich fort von Zelt zu Zelt,
Daß tausendstimmig durch die nebelweiße,
Stillgeweihte Nacht es schallt.
Des alten Graubarts harte Züge werden weich
Und über seine eingefallne Wange
Rollt eine große Träne — — —
Und tausend tief ergriffene Herzen
Erfüllt der eine Wunsch:
„Mög's Friede werden!"

Ernst Stimmel.

Friede.

Und die Glocken verstummten
Im stillen Tal;
Nacht flog auf auf leisen Schwingen
Über den Bergen her,
Und die Wälder schliefen.

Und den wogenden Feldern
Enstieg ein Duft;
Nachtduft zu den weißen Sternen,
Freundlich strahlte der Mond,
Und die Menschen schliefen.

Und aus wallenden Gründen
Ein Nebel stieg;
Nachtlicht verschwand in Dünsten,
Düst'rer ward das Tal,
Auch die Träume schliefen.

Auch die Herzen einschliefen,
Die noch gewacht;
Auch die Wünsche und Tränen,
Still war die Nacht,
Bis die Glocken riefen.

Neue Bücher.

„Lola Montez". Historischer Roman von Joseph Aug. Lux mit 35 zeitgenössischen Illustrationen, Dokumenten usw. Berlin, Verlag von Rich. Bong. Preis 4 Mk., gebd. 5 Mk., in echtem Pergamentband Mk. 7.50.

Was die zeitgenössische Literatur bisher immer vermissen ließ, den politischen Roman, menschlich interessant, spannend erzählt, reich an packenden Handlungen, künstlerisch stark genug, um über bloße Sensation und Tendenz hinauszuragen, und sich in die reinere Sphäre der Dichtung zu erheben, ohne daß die historische Wahrhaftigkeit leidet — findet man in diesem neuesten Bande der Serie „Romane berühmter Männer und Frauen". Die gegenwärtig in Deutschland aufgerollte Jesuitenfrage in Bayern gibt dem Roman ein besonders starkes Relief. Denn es ist nicht zu verkennen, daß gewisse politische Schachzüge von heute in diesem vormärzlichen Kultur- und Sittengemälde wie in einem Spiegel aufgefangen sind. Dadurch erhält das Buch eine Aktualität. Historisch ergibt sich die wenig bekannte Tatsache, daß die deutsche Kaiserkrone ursprünglich dem Hause Wittelsbach zufallen hätte sollen und auch zugefallen wäre, wenn nicht der Kobold der Geschichte in Gestalt der verführerischen Tänzerin Lola Montez die Weltuhr reguliert und dem Lauf der Dinge eine andere Wendung gegeben hätte. So hatte die berühmte Kurtisane eine historische Mission, wenngleich nur als blinder Hebel der Vorsehung. Ihren eigentlichen Triumpf aber feierte die Lola Montez als die Befreierin Bayerns von der Jesuitenherrschaft. Es ist keine geringe Leistung, die dämonische Kraft dieser Frau, ihren unersättlichen Ehrgeiz und ihre Zügellosigkeit darzustellen, ohne in den üblen Ton der Gehässigkeit oder der Banalität zu verfallen. In der großen Reihe meisterhaft gezeichneter Charakterköpfe tritt Ludwig I. am sympathischsten hervor, trotz mancher Schwächen ein edeldenkender Herrscher, ein König der Künstler und Schöpfer Münchens als Kunststadt, die von ihm ihre Prägung empfing. Rasch greift die Handlung um sich, aus einer königlichen Herzenssache wird ein Weltereignis, die Hysterie der Ultramontanen, der Frauen der Hofkreise, der Politiker, steigert sich zur Massenhysterie und führt zu Lolas Sturz und zu den Märztagen Münchens, denen ein gewisser Anflug von Lächerlichkeit nicht erspart bleibt. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß das Werk keineswegs irgendwie tendenziös gefärbt ist und keine Parteistellung zur oder gegen eine der darin behandelten politischen Richtungen einnimmt.

„Du sollst ein Segen sein". Der Roman eines Lebens. Von Helene Völk. Preis kart. Mk. 5.50; erschienen im Gutenberg-Verlag, Berlin W 10.

Es ist ein Buch mit verschiedensten Werten und gibt allen Menschen. Wie diese Heldin herauswächst aus einer Sphäre voll Irrsinn und Trunkenheit — die Mutter wahnsinnig, der Vater ein Wiener Lebemann, der Champagner verkauft. — Wie dieses Mädchen, dem die unseligste und gefährlichste Blutmischung die schwere Krone der Genialität auf das Haupt drückt, sich in Größe und Reinheit emporzuringen versucht. — Wie dieses Ringen eines hohen wunderbaren Geistes — verborgen in zarter verführerischer Gestalt, die zum Feinde jenes Geistes wird — unerbittlich zur Katastrophe führt ist mit edelstem Pathos und hinreißender Leidenschaft geschildert. Von den Erfahrungen, die das junge Geschöpf an der Bühne macht, und zwar von der Wandertruppe bis zur Hofbühne fallen — in den Fluor eines seltenen und eigenartigen Verstandes — grelle Blitze in die schwüle Atmosphäre unserer Theaterverhältnisse, sie kühn, schlicht und wahr aufdeckend. Diese Theaterkapitel wirken in dem dumpfen Lärm, der heute schon über die Sittlichkeit unserer Bühnenverhältnisse durch die Tageszeitungen grollt, wie eine Fanfare und werden ihre Wirkung tun.

„Lebensklänge" von F. von Ulen. Verlag von L. Saunier, Danzig. Geh. Mk. 3.—, gebd. Mk. 4.—.

So nennt sich das erste Buch eines jungen Lyrikers, von dem wir noch manche schöne Gabe erwarten wollen. Mit einem freudigen Hymnus an die Sonne beginnt es, in den Ab-

teilungen „Gott und Natur, Liebe und Leben, Balladen, Romanzen und Lieder, Mensch und Welt, Satyren und Glossen, Epigramme und Sprüche" bringt es das, was die Überschriften verheißen. Die sprachliche Gewandheit der Gedichte steigert sich oft zu außerordentlicher, dichterischer Schönheit. Neben dem Ernste steht gleichberechtigt der Scherz und alles ist getragen von einer hohen, reinen Gesinnung. Jedem Freunde der Dichtung sei das vornehm ausgestattete Büchlein warm empfohlen!

„Das leuchtende Reich". Roman von Leonore Frei. Cotta'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, Geh. Mk. 4.—, gebd. Mk. 5.—.

„Das leuchtende Reich" ist ein poetisches Werk, und zwar ein höchst eigenartiges in seiner Komposition wie in seinem ganzen Stil, in seiner Mischung von tiefem Ernst und sonnigem Humor. Trotz seines philosophischen Gehaltes und seiner reichen Symbolik wirkt es mit der fesselnden Kraft gesteigerter Spannung; denn ebensowenig wie die Verfasserin tragen die Personen des Romans ihre widerstreitenden Weltanschauungen theoretisch vor, sondern sie leben und handeln, lieben und leiden in ihnen.

„Poker". Roman von Edmund Edel. Ed. Beyer, Verlag, Charlottenburg 4. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Edmund Edel, der witzige Chronist Neu-Berlins, schildert wieder in seinem neuen Roman das Leben der sogenannten „Gesellschaft" der Reichshauptstadt. Ganz besonders beleuchtet Edel dieses Mal die Spielleidenschaft, die ganz gewisse Kreise des „Westens" ergriffen. In scharf gerissenen Profilen treten die Akteure dieser Tragikomödie auf und ungemein lustige Bilder des glänzenden Elends ziehen an uns vorüber. Der kurze Rausch eines jungen Kaufmanns, der die Schönheit des Weibes und das Glück des Spiels erobert, zerstiebt in ein Nichts und seine Hoffnungen liegen begraben unter dem Kartenhaus. Poker ist ein Roman, der trotz der Oberflächlichkeit des Milieus, in dem er sich bewegt, tiefes psychologisches Interesse erweckt.

„Als Mutter noch lebte". Aus einer Kindheit. Von Peter Dörfler. Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. Brosch. Mk. 2.70, Geb. 3.—.

Einer unserer Besten, Wilhelm Fischer in Graz schrieb über das Werk: „... Peter Dörfler ist ein Poet, ein Gemütspoet; er besitzt die Kindlichkeit in sich, um in echtem Sinne gotterfüllt zu sein. Er gebietet über einen Reichtum von Einzelzügen, die sich hier zu einer farbigen Lebensgeschichte zusammen weben ..."

„Mein Freund Martin und Anderes", satirische Humoreske von W. Saturn. B. Volger, Leipzig-Raschwitz, Preis Mk. 1.—, geb. Mk. 2.—.

Sebstkritik. Sich selbst zu beurteilen ist immer schon eine fatale Sache gewesen. Ganz und gar nun aber das zu kritisieren, was ein jeder für billiges Geld sich erwerben kann, um dann seine Zunge daran zu wetzen, das ist nicht so einfach. Man muß da von dem, was man sagt, nicht nur überzeugt sein, nein, man muß auch dafür kämpfen können. Wenn ich meinen Bekannten erzählte, dann hingen geradezu oft, ja in den meisten Fällen, deren Blicke an meinen Lippen und immer wurde bei den sogenannten Pointen eine lustige Heiterkeit ausgelöst. Erzählen mag wohl ein jeder können, aber wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht immer das gleiche. So auch hier. Wie viele gibt es, die schon, bevor die Zuhörer von dem Schlager etwas ahnen können, vor Lachen nicht weiter kommen, zum mindesten aber den Witz der ganzen Geschichte verderben — — — bei dem wird einstimmig gelacht. Viele geben ihre Geschichtchen mit dürren Worten wieder, die Zuhörer nehmen sie hin, wie alles Alltägliche. Dem lustigen Erzähler fehlt es hingegen nicht an Worten. Wahrheit und Dichtung, nach berühmtem Muster, das verschafft dem Humoristen ein dankbares Publikum. Meiner ganz unmaßgebenden Ansicht nach muß aber der Kern des Humors auf Wahrheit beruhen, das Ausschmücken ist Sache des Humoristen. Auf vieles Zureden meiner guten Bekannten und Freunde entschloß ich mich endlich dazu, auch meinen lieben Mitmenschen insofern ihrer Gesundheit dienlich zu sein, als ihnen „Lachen" zu verschreiben, denn „Lachen" ist die beste Medizin. Selbst ich, der nun seine eigenen Kinder doch am besten kennt, selbst ich habe beim Lesen des Büchleins noch hell auflachen müssen, was nicht etwa sagen soll, daß alle Menschen das Gleiche zu tun hätten. O nein, es gibt eben „sone" und „solche". Manchem ist überhaupt nicht mehr zu helfen, sie leiden

an einem Übel, das schon den alten Griechen bekannt gewesen sein mußte, sie nannten diese Krankheit Hipochondrie. Wenn es auch viele Eltern gibt, die ihre Kinder nicht genug preisen können, so liegt mir dergleichen fern. Ich halte das Büchlein schon des Lesens wert, zumal es außer dem lustigen Humor gleichzeitig eine kleine Fundgrube für Nachdenkende bedeutet. Aus den bescheidensten Anfängen sind zum größten Teil spätere Berühmtheiten hervorgegangen, nicht gleich konnte der Maßstab angelegt werden, mit dem sie später gemessen wurden. Auf keinen Fall ist es verlorenes Geld, das zur Anschaffung dieses frischen Humors verwendet wird. Und warum sollen gerade immer die Ausländer als die einzigen Humoristen gelten, wo im Deutschen der Humor geradezu die Hauptader bildet. Wenn man nach des Tages Mühen dann ein lustiges Buch in die Hand nimmt, so werden die ermüdeten Lebensgeister wieder aufgefrischt, und, was die Hauptsache ist, für billiges Geld kann man sich beim Lesen dieser lustigen Streiche recht vergnügte Stunden bereiten. W. Saturn.

„Die ersten Menschen", erotisches Mysterium von Otto Borngräber. Verlag Neues Leben, O. Borngräber, Berlin. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—. Siebente Aufl.

Höchste Begeisterung und fanatischer Haß empfingen dieses Menschheitsdrama bei seinem ersten Erscheinen. In genialer poetischer Form, in einer Sprache voll leidenschaftlicher Glut erstehen vor uns die ersten Menschen in ihrem Lieben, Hassen und Ringen, werden die Quellen aufgedeckt, aus denen die Menschheit seit Jahrtausenden die Lebenstriebe schöpft. Aufführungen und Rezitationen des Stückes erweckten in ganz Deutschland, in Skandinavien und in der Schweiz lebhaftestes Interesse und leidenschaftliche Parteinahme.

„Manuskript und Druckschrift und ihre Stellung im literarischen Urheberrecht", von Dr. jur. H. W. Schrader. Hausbücher-Verlag Hans Schnippel, Berlin-Wilmersdorf, Güntzelstraße 7—8. Mk. 2.50.

Der Verfasser erörtert in dieser Monographie gestützt auf die neuesten Arbeiten zum Urheberrecht, die zahlreichen praktischen Fragen, gegenüber denen das Gesetz schweigt, in einer Weise, die den Bedürfnissen des praktischen Lebens Rechnung trägt und sich juristisch rechtfertigen läßt.

„Geschichte des Symbols", ein Versuch von Max Schlesinger. Verlag Leonh. Simion Nf., Berlin. Mk. 12.—.

Kurzes Inhaltsverzeichnis: 1. Die Wortgeschichte des Symbols. — 2. Naturgeschichtliche Beiträge zur Symbolik. — 3. Der Symbolbegriff in der Philosophie. — 4. Die Ästhetik und ihr Symbolbegriff (Ästhetiker des 18. Jahrhunderts. — Der ästhetische Symbolbegriff im 19. Jahrhundert). — 5. Symbolische Stufen und Symbolbedeutung im Altertum. — 6. Rechtssymbolik (im babylonischen Recht — im Rechte Israels — im Rechte der Deutschen — im griechischen Rechte — im römischen Rechte). — 7. Die Religion — ein Symbolgebilde. — Das Symbol im Alten Testament. — Das Symbol im Neuen Testament. — 8. Das Symbol in Plastik und Malerei, in den zeichnenden und schmückenden Künsten. — 9. Symbolik in der Baukunst. — 10. Sprachsymbolik. — 11. Symbolik im Menschenleben. — Zum ersten Male wird in diesem Werk der Versuch unternommen, den weitschichtigen Stoff, welcher über alle Zeiten und Lebensgebiete verstreut ist, zu einem organischen Gebilde zusammenzufassen und so ein wichtiges Kapital für die Geistesgeschichte zu liefern. Das Werk beruht zwar auf gründlichstem Gelehrtenwissen, ist aber dank seiner durchsichtigen Gliederung und überaus klaren, einfachen Sprache jedem gebildeten Laien zugänglich, der an Fragen allgemeiner Geisteskultur teilnimmt. Es ist die anregendste, zugleich erschöpfendste aller bisherigen Darstellungen des in so viele menschliche Gebiete eingreifenden Gegenstandes.

„Romanstoff wird gesucht", Roman von Bernh. von Burgdorff. (Schuster & Löffler, Berlin. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.—.

Das Buch ist ebenso original wie originell; es steht in der Literatur der letzten zwölf Jahre völlig vereinzelt da; nichts läßt sich ihm vergleichen. Hier sind Stoff und Wesen des landesüblichen Romans über Bord geworfen, und doch strotzt das Werk von einer Fülle hinreißender Handlungslinien, aus denen der be-

gnadete Poet einen bunten Teppich von Begebenheiten gewirkt hat, wobei ihm Träume, Romantik, feine und stille Humore, Märchenlaune und Herzenssehnsucht geholfen haben. Ein Buch, dem ein außergewöhnliches Aufsehen beschieden sein muß!

„Das Geheimnis der Camorra", v. Adolf Sommerfeld-Rom. (Verlag Continent, G. m. b. H. Berlin W. 15. Mark 2. — geb. 3.—)

Adolf Sommerfeld, der bekannte deutsch-italienische Publizist und hervorragende Kenner Italiens, dürfte der einzige sein, dem es gelungen ist, den Schleier des camorristischen Mysteriums zu lüften. Mit dem Worte „Cammorra" verknüpft sich der Begriff des raffiniertesten Verbrechertums und der undurchdringlichsten Geheimbündelei. Polizei und Behörden sind völlig machtlos gegenüber diesen seit Jahrhunderten bestehenden Verbrecher-Organisationen. Jedes der nebenstehenden Kapitel mutet wie ein phantastischer Kriminalroman an, obwohl der Autor niemals den realen Boden verlassen hat, da selbst die romantischsten und phantastischsten, fast unglaublichen Schilderungen nichts anderes als Momentaufnahmen nach der Natur sind. Besonders hingewiesen sei auf das hochinteressante Kapitel „Camorralieder".

„Gekrönte Stunden". Dichtungen von Paul Jörg. Mit 22 Vollbildern und dreifarbigen Titel von Ludwig Fahrenkrog. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz. Brosch. Mk. 4.—, gbd. Mk. 6.—, in Ganzpergament Mk. 15.—.

Paul Jörgs dichterische Wirkungen beruhen, soweit sie überhaupt zu durchleuchten sind, auf allerintimster, man könnte fast sagen, auf naturalistischer Beobachtung der anflutenden Geschehnisse. Auf einem naiven Erfassen der hereinbrechenden seelischen Überwältigung, unter völliger Ausschaltung des kühlen Intellekts. Es existiert darin Vieles, zu dessen anschaulicher Darstellung ein im Innersten wurzelndes, strenggeläutertes Taktgefühl gehört. Ferner verblüffen jene seelichen Emotionen, die selten durch Nebensächlichkeiten, die nur den Verfasser, als abhängigen Hinausgebärer angehen, überschattet werden. Rechnet man noch die eminent sichere Formfühlung und Rhythmengestaltung hinzu, so ergibt sich eine harmonische Geschlossenheit, die keineswegs alltäglich ist. Es wird eben darum nicht schwer sein, den Dichter Paul Jörg als einen Künstler zu bezeichnen, der unbedingt das Recht hat, gehört zu werden. Ein paar Worte noch über die individuellen Bildbeigaben Alfred Fahrenkrogs. Wir haben hier schlechterdings ein repräsentatives Beispiel, wie die selbständige Leistung des immerhin an den Text gebundenen Malers sehr weit hinausgehen kann über nur „unterstreichende Malung und Ding an sich wird, ohne das Primäre des geschriebenen Wortes selbstherrlich zu spalten. Ferner ist die Illustration des Buches keinesfalls eine ornamentale Beleuchtung dunkler Stellen, oder gar Füllsel leerer Nebensächlichkeiten. Auch kein Aufdrängen gemachter Persönlichkeitsallüren. Vor allem wird die souveräne Verachtung des sogenannten „Neuen" auffallen. Eher ließe sich schon ein Festhalten an agrarische Normen feststellen, wenn nicht diese klarste individuelle Lösung des Technischen und der figurlichen Darstellung diesen Verdacht prompt beseitigte. Einheit in Schrift und malerischer Linienführung sind ihre Merkmale, die man ohne weiteres anerkennen muß, als eine vornehme Geste schöpferischer Überlegenheit. „Neu" ist ferner, wie hier seeliche Ereignisse durch landschaftliche Motive, die nur korrespondieren, unterstrichen werden, ohne daß im gegebenen Gedicht auch nur ein Anhauch von landschaftlicher Umgebung vorhanden ist. Einen besonderen Wert hat der Künstler auf malerische Tonhaltung der einzelnen Zeichnungen gelegt. Sie lassen die Farbe in ihrer pastosen Wirkung völlig entbehrlich erscheinen und wirken in reinen Schwarz-Weiß der Federstrichmanier mit überzeugender Wucht. Oft glaubt man einen blendenden Stahlstich, eine satte Radierung vor sich zu haben. Man muß schon auf Melchior Lechters Zeichnungen zum „Siebenten Ring" Stefan Georges zurückgreifen, um auch eine nur annähernd ähnliche Geschlossenheit des Stiles zu finden. Nur daß Lechter, ganz seinem gothisch-mystischem Wesen nach, ornamentale, Fahrenkrog jedoch, den man hinlänglich genug kennt als einen Maler anatomisch einwandfreier Akte, figurliche Wirkungen erzielt. Und uns dünkt die Art der Darstellung, als die dem germanischen Wesen

mehr entsprechend. Kraftvoll und von monumentaler Größe sind Fahrenkrogs Zeichnungen.

„Die Prinzessin am Spinnrad" von Ingeborg Maria Sick. Verlag E. Ungleich, Leipzig. Preis Mk. 2.50.

Sie alle begehrten von mir nur meine Schönheit und fürwahr, man wollte sie mir gut bezahlen, mit Gold und Königreich; aber nach meinem einsamen, sehnenden Herzen, da fragte keiner. Jedoch nicht käuflich ist meine Schönheit, nicht für alle Schätze der Welt, lieber soll das Totenhemd sie umhüllen! Wenn aber einer kommen sollte, mit leeren Händen, der mir nichts zu geben hat als seine reine Liebe, und der mein reines, tiefes Menschenherz begehrt, dem will ich jauchzend und mit tausend Freuden auch meine Schönheit zu eigen geben und glücklich sein, wenn sie nur ihm ein wenig Freude macht. — Dies etwa ist der Grundgedanke, der das soeben erschienene Buch der seit Jahren mit Recht bei uns so beliebten dänischen Schriftstellerin durchzieht.

„Lassalle". Ein Leben für Freiheit und Liebe. Geschichtlicher Roman von Alfred Schirokauer. Mit 49 Porträts, Illustrationen usw. Verlag von Rich. Bong Berlin W. 57. Preis 4 M., eleg. geb. 5 M., in echtem Pergamentbd. M. 7.50.

Mit außerordentlichem Geschick hat es der Verfasser verstanden, Ferdinand Lassalle, zum Helden eines Romans zu machen. Freilich, in welcher bedeutenden, dramatischbewegten Zeit, da Bismark einerseits die Einigung Deutschlands vorbereitete und anderseits die soziale Frage zum ersten Male aufgerollt wurde, spielt sich dieser Roman ab. Zugleich weiß Schirokauer das Berlin jener Zeit und den Kreis um Ferdinand Lasalle, aus dem die Charakterköpfe Varnhagens von Ense, Hans von Bülow, des Dichters Scherenberg, des Verlegers Franz Duncker, des Redakteurs des Kladderadatsch Ernst Dohm, des Zeichners Ludwig Pietsch und anderer geistvoller Männer hervorragen, mit bunten, sprühenden Farben wiederzugeben. Eine noch bedeutendere Rolle spielt die Liebe in dem Leben dieses willensstarken, glühenden Mannes, der nicht nur die Arbeiter, sondern ebenso die Frauen mit suggestiver Kraft für sich entzündete. So lebt dieser Freiheitskämpfer auch in seinen menschlichen Eigenschaften vor dem Leser auf, wobei Schirokauer seinen Vorzügen und Schwächen volle Gerechtigkeit werden läßt. Mit hoher Teilnahme sieht man Lassalle einem Bismark gegenüber stehen und lauscht dem Gespräche beider, das auf ihre innere, so verschiedenartige Welt deutet. Man bewundert die geniale Beredsamkeit Lassalles, der als ein Agitator von ungeheurer Kraft die Arbeitermassen besonders des Rheinlandes wie eine Armee mit sich fortreißt. Mit ihm zugleich treten Persönlichkeiten wie Ferdinand Freiligrath, Karl Marx, Schulze-Delitzsch und August Bebel auf. Das Altersidyll Varnhagens von Ense und seiner Nichte Ludmilla Assing, die Lassalle heimlich zugetan ist, die mannigfachen Gesellschaften und Liebesszenen in Lassalles eigenem Hause, un das schlichtbürgerliche Heim des Arbeiters Klingbeil bieten immer wieder die Ausgangspunkte der Erzählung.

„Die Kirche im Gerichte ihrer Gegner". Frankfurt a. M. Moritz Diesterweg. Preis M. 1.60, geb. 2.40.

In vier Vorträgen werden die Anklagen nachgeprüft, die zuweilen von wissenschaftlicher, sozialisttischer und religös orientierter, aber unkirchlicher Seite gegen die Kirche erhoben werden: sie sei unwahrhaftig, unsozial, unnatürlich und irreligiös. Einfach und klar, unbefangen nnd überzeugend werden die Gründe und Gegengründe erwogen mit der Liebe zu Institution, die für den Diener am Wort natürlich ist. Aus den Grundwahrheiten des Christentums heraus werden die Fragepunkte erkannt und durchgearbeitet. Das gibt den Vorträgen eine strenge, wuchtige Geschlossenheit. Die Verfasser sind lieberale Theologen, deren redliches Bemühen es ist, die Entwicklung der evangelischen Kirche so leiten zu helfen, daß sie allen Gliedern unseres Volkes immer mehr eine Quelle sittlich religiöser Kraft bei jeder Arbeit werde, auch der wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen und sozialen Betätigung.

„Märchenspiele" von Baronin von Normann. Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Die Verfasserin hat unsere schönsten deutschen Märchen für Kinder- und Hausaufführungen

bearbeitet und in das Gewand ihrer liebreizenden Verse gebracht. Man darf wohl sagen, daß die Dichterin sich damit ein hohes Verdienst erworben hat und immer bestrebt ist den Kunstsinn unserer deutschen Jugend und das Verständnis für das Schöne zu wecken. Das Büchlein wird gewiß überall, wo es gekauft wird als willkommene Weihnachtsgabe erscheinen. Adolf Dreßler jun.

„Neue Märchen" von H. Grosser, Magazin-Verlag Leipzig-Möckern.

Die Verfasserin bietet uns hier eine Reihe Märchen von wundervoller tiefer Schönheit Das Kindergemüt wird durch diese köstlichen poetischen Gaben angeregt und tief erfüllt, eine schöne und doch leichtverständliche Sprache, ein feinsinniger Aufbau der Handlung machen uns diese Märchen lieb und wert und geben auch den Erwachsenen Gelegenheit zum Nachdenken.

Adolf Dreßler jun.

„Lüge." Drama in drei Akten von Theodor Salburg-Falkenstein. Rubin-Verlag, München.

Auch der zweite Schritt, den der geistvolle Verfasser aus den Höhen der Poesie in die Tiefe des realen Lebens getan hat, ist durchaus glücklich zu nennen. Der Dichter versteht es packend und dabei doch dramatisch wirksam zu schreiben und seine Handlung mit nahezu meisterhafter Kunst zu steigern und aufzubauen. Die Zeichnung der Personen läßt uns ein wirkliches Stück Leben vor die Augen treten.

Adolf Dreßler jun.

„Wie die Zucht". Roman von Frieda Duncker, Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Frieda Duncker hat sich als liebenswürdige Erzählerin bereits mit ihrem Buche „Streiflichter" recht günstig in der literarischen Welt eingeführt. In ihrem neuen geschlossenen Werke jedoch hat sie es zu einer wirklich hohen künstlerischen Vollendung gebracht. Nicht nur das der Roman eine gute Absicht hat und auch erzieherisch wirkt, nein, auch der literarische Gehalt und besonders die lebensvollen Charakterzeichnungen verdienen in das günstigste Licht gestellt zu werden und das Werk dürfte seinen Weg in die breiteste Öffentlichkeit finden.

Adolf Dreßler jun.

„Nach Sonnenuntergang" alte und neue Gedichte von Reinhold Eichacker, Hans Sachs-Verlag München, Leipzig, 1912.

Reinhold Eichacker hat den Weg zur Öffentlichkeit mit Glück gefunden, wobei einzig und allein seine wirklich hervorragende Begabung ihm als Führer zur Seite gegangen ist. Wenn früher seinen Gedichten noch eine, oft allzu weiche Schwärmerei anhaftete, so ist jetzt an dessen Stelle männliche Kraft des Ausdrucks und seelisch belebte Schilderungskunst getreten. Eichacker strebt klassischen Vorbildern nach und steht weit ab, von den geistes Blüten der übertriebenen modernen Lyrik und doch ist in jeden seiner Gedichte wenigstens ein Ton, der uns ans Herz greift. Möchte der erfolgreiche Dichter und anerkannte Dramaticker Reinhold Eichacker den Kreis seiner wahren Freunde durch diese schöne poetische Gabe noch erweitem.

Adolf Dreßler jun.

„Ekkehard". In 12 Bildern. Nach Scheffels Erzählung verfaßt von Dr. Ernst Dycke. Zweite Auflage Verlag von Carl Geß, großherzoglicher Hofbuchhändler, vormals Wilhelm Meck, Konstanz 1906.

Scheffels Roman ist weit bekannt und so bleibt uns hier nur noch zu sagen, daß die poetische Arbeit des Herrn Dr. Ernst Dycke eine ganz hervorragende Meisterleistung im besten Sinne des Wortes ist. Dank seiner schönen edlen Sprache dürfte das Buch für jeden, der den Roman kennt eine willkommene Gabe sein.

Adolf Dreßler jun.

„Aus dem Leben", ernste und heitere Gedichte von Heinrich Jäger, Magazin-Verlag, Leipzig-Möckern.

Heinrich Jäger ist ein Volksdichter im besteu Sinne des Wortes. Was er uns bietet ist so schlicht und natürlich und doch so schön, daß man all diese Lieder am liebsten mitsingen möchte, und die heiteren Blüten seiner Poesie mit frohem Herzen pflückt.

Adolf Dreßler jun.

„Die Amazonen vor Troja". Ein Trauerspiel und das gerettete Ferrara. Ein Komödie von Otto Gerhard.

Otto Gerhard ist ein Dramatiker, an dem man nicht ohne Beachtung vorüber gehen darf. Die historische Treue, mit der uns die Vorgänge in

seinen beiden Dramen schildert, erinnert uns an seinen größten Vorgänger, den unsterblichen Dichter Friedrich von Schiller. Dabei ist aber Otto Gerhard auch den Anforderungen des modernen Bühnenstils voll und ganz gerecht geworden und man kann nur wünschen, daß sich bald ein Theater finden möchte, welches seine Werke zur Aufführung bringt. Feinsinnig und oft geradezu genial durchgearbeitet ist der Aufbau der Handlung und die Sprache kann man nur als schön und vornehm bezeichnen.

Adolf Dreßler jun.

„Aus meiner Heimat." Gedichte und Geschichten in erzgebirgischer Mundart von Hans Horst Kreisel. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz.

Vorliegende Erzählungen und Gedichte treffen den schlichten Volkston aufs Haar und werden gewiß in der Heimat des Verfassers nicht ohne Beachtung bleiben. Hans Horst Kreisel gehört zu jenen echten Poeten, denen die Gedanken frei und leicht aus der Feder fließen und die dem gemütvollen Leser Anregung zum Nachempfinden bieten. Das liebenswürdige Büchlein ist ganz besonders als Weihnachtsgabe zu empfehlen.

„Liebes und Leides." Gedichte von Arnold Kubsch. Bruno Volgers Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz.

Der Verfasser dieser Gedichte gehört zu jenen Menschen die viel Gemüt besitzen und dadurch auf den Leser Eindruck machen. Seine Sprache und die Ausarbeitung ist bei fast allen Gedichten gut zu nennen und möchte ich besonders loben, daß der Dichter eine sorgfältige Auswahl getroffen hat und nicht gerade das in Druck gab, was ihm auch in einer schwachen Stunde aus der Feder geflossen ist.

Adolf Dreßler jun.

Theater-Zeitung.

Sündengeld

Volksstück in einem Akt

von

Max Kunze-Goldberg.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,
Leipzig-Möckern.

Ort der Handlung:

Ein Fabrikort Deutschlands.
Zeit: Gegenwart.
Rechts und links vom Zuschauer.

Personen.

Der kranke Klemens.
Marga } seine Töchter.
Anny }
Der alte Pracht.
Christine, seine Frau.
Wenzel, der beiden Sohn.

Ein einfaches Zimmer bei dem kranken Klemens. Eine Türe links und im Hintergrunde. Rechts ein geschlossenes Fenster. Ein Frühlingsabend.

Erste Szene.

Klemens in einem alten Ledersessel, rechts am Fenster, und **Anny** mit einem Briefe an einem kleinen Nähtisch unweit davon.

Anny (lesend). „Doch möge ich sein, wo ich sei, im Geiste wähn' ich mich immer daheim, bei Euch Lieben"!

Klemens. Ich seh' dich meine Tochter, ich seh' dich!

Anny (weiterlesend). „Ich glaube nicht, lieber Vater, daß ich hier an diesem Ort lange bleiben werde, da ich —"

Klemens (unterbricht Anny). Halt, Anny! — geh' noch mal zurück; lies mir nochmal das Vorherstehende — (sich die Augen wischend) das — das — was mich weich werden ließ. Weißt ja, Anny —!

Anny (den Brief sinken lassend). Ich soll das nochmal lesen, Vater? — Aber Väterchen, ich las es doch schon das zweite Mal.

Klemens. Dann zum dritten Male! Oder willst du nicht?

Anny. Ich lese ja schon, Vater. (weiterlesend). „Ihr werdet Euch gewiß wundern" — (fragend). Das meinst du doch, Vater?

Klemens (nickend). Ja, ja, Kind!

Anny (lesend). „Ihr werdet Euch gewiß wundern, daß ich jetzt gar so oft schreibe. Aber ich bin doch nun schon fünf Jahre von daheim fort — denke doch, lieber Vater, und auch du liebes, kleines Schwesterchen, fünf lange Jahre"!

Klemens (nachsinnend). Fünf lange Jahre! — Hm, es sind wirklich soviel Jahre!

Anny (lesend). „Wie heiß so manchesmal in mir der Wunsch aufsteigt, Euch wiederzusehen, das kann kein Mensch der Welt sich denken. Da kommen Stunden, wo ich sofort zu Euch eilen möchte."

Klemens. Marga sehnt sich heim — das fühlst du doch deutlich, Anny, nicht —?

Anny. Ja Vater.

Klemens (bitter, für sich). Und warum kommt sie nicht, warum nicht?

Anny (liest). „Aber daß ich Euch hin und wieder Gutes tun kann, das gibt mir einigermaßen Ruhe und Frieden wieder."

Klemens (schnell, erregt geworden). Halt, Anny, hör' auf mit dem Gelese! Will nichts mehr — nichts mehr hören! (fragend). Hörst du auch hier was heraus, Mädel? (schnell). Ach das kannst du nicht! Bist noch viel zu jung.

Anny. Ich bin noch jung — aber ich — ich höre was!

Klemens. Du? — Gib mir den Brief her!

Anny (steht auf, gibt dem Vater den Brief).

Klemens. Na, was hörst du da, Anny? Was ist denn mit dir los, Mädel? — Nasse Augen!

Anny (sich halb abwendend). Frag' nicht, Vater!

Klemens. Sofort gibst du mir Antwort, dummes Ding!

Anny (mit sich kämpfend). Ich hör' und seh' halt was, Vater. Laß mich doch — ich — ich weiß doch nicht was!

Klemens. Kannst es ja noch nicht verstehen. — Sei froh! — Aber ich — ich —! Braucht ein junges Menschenkind Ruh' und Frieden, wenn es nichts Besonderes erlebt? (verbirgt den Brief in der Rocktasche). Wie ist die Luft draußen, Anny?

Anny. Warm — frühlingswarm, Vater.

Klemens. Ich möchte doch heut mal (schnell). Nee, nee — ich will nicht! — Mutter Christine war heut' auch noch nicht hier bei uns.

Anny. Soll ich Sie rufen, Vater?

Klemens. Nicht doch, Kind. Die Leute müßten uns ja für Narren halten. Als ob wir nicht einen Tag ohne die Leute dort drüben sein könnten. Eigentlich sind es noch die einzigen, die mit uns Freundschaft halten und denen wir viel zu danken haben. — Wir haben den Leuten dort drüben viel zu danken, Anny!

Anny. Ich weiß es.

Klemens. 's ist gut, daß du es weißt, Vergiß' das nicht. Es gibt soviel Leute, die uns aus dem Wege gehen, Anny — und — und da ist's halt gut, wenn man ein paar Menschen hat, die — die (schnell), geh Anny — geh! hol' die Mutter Christine auf ein paar Minuten, wenn sie uns gleich für Narren halten.

Anny. Ich wußt es ja —, Vater! (will abgehen.)

Klemens (schnell). Halt — Anny! — Wart' noch ein bissel. — Komm' mal her, — setz' dich mal neben mich!

Anny (erstaunt). Ich denk', ich soll Mutter Christine holen?

Klemens. Später! Ich bin heut so weich gestimmt, fast, daß ich weinen möchte!!

Anny (nimmt Platz). Wie du blos heute bist, Vater!

Klemens. Ich bin so! — Vielleicht, weil ich heute noch nicht so rasende Schmerzen in den Beinen gehabt habe. Heute habe ich mir ja noch nicht gewünscht, daß man sie mir abhackt.

Anny. Red' doch nicht so, Vater!

Klemens (liebkosend). Hast mit mir schon manchmal viel Ärger und Müh' gehabt! Armes Ding!

Anny. Auch das sage nicht, Vater! Ich tu' doch alles gern!

Klemens. Bist noch so jung und zart und mußt schon soviel Leid haben! Aber — aber — ich — bin nicht schuld dran —, Anny!

Anny (aufstehend). Vater! — Red' nicht davon. Ich — ich — weiß ja alles.

Klemens. Nee, nee, ich bin nicht schuld dran, Anny! — Wie deine Mutter noch lebte —, da — da ging es uns besser, viel besser! — Aber als das große Unglück gekommen war, — da folgten andre! — Da jagte man uns von Haus und Hof, weil ich ein so großer Dummrian gewesen bin und anderen ausgeholfen habe. Da gabs einen schönen

Dank (bitter lachend). Hahaha — da gabs einen schönen Dank! — Und da schickte mir der Herrgott, — um gleich ein Ganzes zu machen —, noch ein Gewitter in die Beine, damit ich dem Unglück nicht entlaufen konnte. (Bitter.) Hahaha! — Da mußte ich wenigstens zusehen, wie sie uns alles — alles — ge—stohlen haben!

Anny (gequält). Weiß ja alles das, Vater, — — — warum rufst du das alles wieder zurück? Lasse doch alles vorbei sein!! — Wir leben ja! —

Klemens. Wir leben ja! O wie herrlich das stimmt!! — — — Kann denn was andres so gut stimmen, wie das? — (bitter lachend). Haha! Wir — wir — atmen — ja; — — kriegen — ja — noch — Luft — nicht wahr? — — Wir — haben — ja noch ein Dach — über unserm Kopf! — — Du nähst dir die Augen aus dem Kopfe und ich — sitze — mit meinen steifen Knochen ja auch noch da — — auch noch da — — und — und sehe zu — seh' zu, daß wir noch — noch leben. Die Marga schickt — schickt uns ja auch noch Geld — (zerknirscht). Geld — — von dem wir nicht wissen, — was dran kleben tut!! — (lehnt sich ermattet im Sessel zurück).

Anny (angsterfüllt). Vater!!! — Was sagst du heute alles!! —

Klemens (schnell, mehr für sich). Was hab' ich jetzt gesagt, Anny —! Schlechtes — Spottschlechtes? — Ja, ja! — — jetzt ist ja alles Schreckliche wieder über mich hergefallen —! Und da war ich — — war — ich — erst noch so weich! — Da bin ich — ja schon wieder — schon wieder der alte Narr — der alte Narr!! — (zu Anny, die sich schluchzend abwendet). Wein' nicht, Anny — du kennst mich ja — mich — Narren! —

Ich wollt' dir heut ja was ganz anderes erzählen! — — Aber ich glaub' — das ist der alte Stolz und die brachliegende Kraft, — die — in den schlechten Reden liegen. Weil — weil ich hiersitzen muß und nicht zeigen kann, daß man ein Unglück tragen kann.

Wein' nicht, Anny! — Man wird halt' schlecht und böse — wenn man so viel erleben muß! — Die Leute — sie verachten uns — und ich weiß nicht, warum! — sie gehen uns aus dem Wege — und ich weiß nicht, warum. Na und die Marga! — sie tut uns Gutes — und ich trau' ihr nicht — ich weiß nicht warum! Trockne die Augen, Anny — wein' sie dir nicht aus, die blauen Gucken!! — Ich will dir mal was Besseres erzählen (erhebt sich mühsam und humpelt an einem Stock zu Anny). Die Leute dort drüben (zeigt nach der Mitteltüre) — Mutter Christine — der alte Vater Pracht — und der Junge — der Wenz — die halten noch zu uns! — (leiser). Ich weiß ja auch — daß Ihr, du und der Wenz eins seid, daß Ihr Euch gut seid — daß du einmal seine Frau werden wirst! —

Anny (befangen). Ich bitt' dich Vater! — Wie kannst du das sagen!! —

Klemens. Werd' nicht gleich rot, Mädel! Ihr macht mir doch kein x für ein u! — Ich hab' doch Augen im Kopfe, nicht? — — und Schindluder treibt er mit dir nicht. Das weiß ich! —

Anny. Wir haben noch nie ein Wort über sowas gesprochen, Vater! —

Klemens. Muß man da drüber reden? — Nee, meine Tochter, das braucht man nicht gleich zu sagen. Ihr seid Euch gut —, er weiß es — du weißt es — fertig! — Da das nun einmal so kommt — hm — hm (zögert) — da — da muß ich dir gleich noch was sagen. Es ist besser, du weißt es heute: daß der Wenz und die Marga früher —

Anny (erschrocken, verändert). Wenz — — und Marga — — — ? —

Klemens. Na fall' nich gleich um, Mädel! 's war ja 'ne Dummheit. Beide blutjung. Es war damals als du noch bei meiner guten Schwester in Pflege warst.

Anny. Das — das hab' ich nicht gewußt!

Klemens. Zu was brauchst du's zu wissen? — Marga war halt stolz und nach oben hinaus. Sie wollte halt gut leben — fein gehen — und da der Wenz damalen in der Fabrik nur Arbeiter war — — — da gab sie ihm sozusagen den Laufpaß — und sie sich selbst. — Sie ging auf und davon — Nun weißt du's von deiner Schwester — und dem Wenz — nun geh' nur und hol' Mutter Christine! — (Anny will langsam, gesenkten Hauptes durch die Mitteltüre abgehen). Anny! —

Anny (sich umwendend). Nun, Vater? —

Klemens. Komm' her! (zur nähertretenden Anny, während er ihren Kopf hochhebt und ihr in die Augen schaut). Du bist doch ein kluges Mädel — Anny — mach' wegen der früheren Geschichte keine Dummheit — der Wenz ist ja ein guter Kerl! Nun geh! (Anny durch die Mitte ab.)

Zweite Szene.

Klemens allein.

(Humpelt zum Ledersessel, in dem er sich niederläßt, nimmt aus der Rocktasche den Brief, den er vor sich hin hält.)

Ich sehne mich nach dem Mädel und fürchte mich vor dem Wiedersehen. Bist du brav geblieben,

meine Tochter — dann komm'! Wenn aber nicht — dann — weh mir und dir!! — (versinkt eine Weile in Nachdenken).

Dritte Szene.

Klemens und **Christine**.

(Christine tritt durch die Mitteltüre ein.)

Klemens (zur eintretenden Frau Christine). Willkommen, Mutter Christine! Komm' setz dich zu mir, ich warte schon!

Christine. Das ist herzlicher Empfang! Guten Abend wünsch' ich!

Klemens. Guten Abend, Mutter Christine!

Christine. Was machen die Beine?

Klemens. 's geht, Mutter Christine, 's geht! Ich glaube, ich lerne noch mal laufen!

Christine (setzt sich). Das wär' gesegnete Wendung. Da siehst du, wie recht ich prophezeite: Das Frühjahr bringt dir frische, gesunde Beine.

Klemens. Wenn das wäre!

Christine (sie gewahrt den Brief). Wieder ein Brief?

Klemens. Wieder einer. Der zweite schon diese Woche. Gelt, — Marga schreibt fleißig. Ich glaube, wir werden sie bald hier sehen bei uns.

Christine (kühl). So, so!

Klemens. Was meinst du dazu?

Christine (kühl). Nach fünf Jahren kann man sich schon mal sehen lassen.

Klemens. Einem wirds nicht recht sein!

Christine. Der eine wird wohl längst über das hinweg sein. Hat ja fünf Jahre Zeit dazu gehabt. (Ablenkend.) Wie wärs morgen mit einem Spaziergang? Mußt doch mal wieder versuchen, 's Wetter ist ja prachtvoll!

Klemens. Mag die Leute nicht sehen. Hink' sowieso nur zur Schand' herum!

Christine. Wieder das!

Klemens. 's wird nicht erst anders werden. (Herzlich, ihr die Hand reichend). Euch aber — Euch aber lob' ich: Euch hab' ich nichts getan!

Christine. Wir ächten niemand, keinen, der nichts Schlechtes tut!

Klemens. Schad', daß Ihr Leute nicht die Welt ausmacht! — Ihr seid meine Retter! — Retter aus der Verzweiflung! Muß man nicht verzweifeln fast, wenn man keine treuen Freunde hat? Ein Mensch — ein einziger — allein — was ist der? — Nichts — ein Strohhalm höchstens, der leicht — ach gar so leicht zusammenknickt! — Heut ist mir besonders eigen zumute. Grad', als ob ich noch ein paar glückliche Stunden erleben soll. Vielleicht ist alles auch nur wie ein böser Traum! Traum, daß ich ein Krüppel bin — — — Traum, daß ich ein Kind verlor — Traum auch — (heiser) daß ich schon die geladene Pistole an die Stirn setzte (nach der Türe links zeigend). Sie liegt noch dort drüben, Mutter Christine — seit bald fünf Jahren —! Vielleicht ist das Schloß verrostet — vielleicht sind die Kugeln, die mir den Tod bringen sollten, zerflossen! — Ihr habt mich davor bewahrt! Ihr und das Mädel, das mir in höchster Not Geld schickte — Geld — (heiser, bitter), von dem ich nicht weiß — wie — wie es dazu gekommen ist!

Christine (aufstehend). Nun hörst du aber auf, hörst du! — daß du immer wieder darauf zurückkommst!

Klemens (für sich — verzweifelt). Daß ich immer wieder darauf zurückkomme? — Ich weiß es nicht — ich weiß es wirklich nicht!

Christine. Vergißt du denn schon wieder, was ich dir so oft predigte —? Klingts dir nicht noch in den Ohren?

Klemens (mehr für sich). Wie schwer kann man doch ein anderer werden!

Christine. Du mußt! — du bist es deinem Kinde schuldig!

Klemens (leise). Der Anny — die so brav ist — ihr bin ichs schuldig!

Christine. Hör' nur, die Abendglocken. Sie singen den Tag ein. Sie bringen den Tausenden — Millionen — Schaffenden — den Feierabend. (Man hört aus der Ferne leises Abendläuten). Wollen wir nicht das Fenster öffnen? Die Luft ist so rein!

Klemens. Tu's nur, Mutter Christine! (Christine öffnet das Fenster. Man hört das Abendläuten deutlicher).

Christine (die noch am Fenster steht). Wie schön! Ist's nicht schön, Vater Klemens? (wendet sich an Klemens.)

Klemens. 's ist schön und friedlich! Ich fühls Leben: 's ist schön!

Christine. Will ich meinen. Jetzt öffnen sich auch die hohen, eisernen Tore der großen Fabrik dort drüben. Wie ein Meer wallts und strömts jetzt heraus aus den roten Mauern. Diese vielen — vielen Menschen!

Klemens. Wenz wird auch bald kommen.

Christine. Ja! — Er ist wieder eine Stelle emporgekommen. Zu Mittag bracht' er uns die frohe Botschaft!

Klemens. Der macht seinen Rock! — Gönns ihm — gönns ihm von Herzen. Er verdients, ist ein guter, braver Kerl.

Christine. 's gut für deine Anny!

Klemens. So glaubst du auch — daß —?

Christine. Wir haben doch Augen und Ohren, nicht? — Der ist in deine Anny bis über die Ohren verliebt. Hat ernste Pläne, der Junge. Nächstes Jahr will er Anny, wenn sie ihn mag zum Traualtar führen!

Klemens. Die Anny? (lacht fröhlich). Hahaha! — Ob die ihn mag! — ich hab' doch auch Augen — und — und — (lacht fröhlich), ich — ich lern' noch mal laufen — hahaha! — Und's Leben — Mutter Christine — 's Leben ist doch auch schön!

Christine. Na, das mein ich auch — Vater Klemens!

Vierte Szene.

Vorige und **Anny.**

Anny (durch die Mitte eintretend). Willkommen, Mutter Christine! Einen schönen Gruß von Vater Pracht und Sie möchten doch nicht vergessen, daß er noch lebt und Appetit verspürt. Und du, Vater, du sollst mit hinüberkommen, wenns halbwegs geht.

Christine. Ja, Vater Klemens, du sollst mitkommen, du kommst mit!

Klemens. Ich soll mit? — Ich — o! — ach! —

Christine. Kein „o" und „ach"! — Zu was schickt dir der Herrgott frische Beine? — Komm' Anny, hilf! — Wir nehmen ihn mit, ob er will oder nicht!

Anny. Ich helfe! (Anny und Christine nehmen Klemens in die Mitte.)

Klemens. Ich soll mit? (lacht fröhlich). Hahaha! — nein (lacht fröhlich). Hahaha! — nein — das — geht — ja — wirklich — gut — Mutter — Christine — ich — lern' — noch — wirklich — einmal — laufen — hahaha!

(Alle drei durch die Mitte ab. Man hört noch sein frohes Lachen.) Szene leer — Abendläuten.

Fünfte Szene.

Anny kommt durch die Mitteltüre. Geht zum Fenster und schaut, sich anlehnend, hinaus.

Wie schön und friedlich! — Und in der armen, gequälten Brust namenlose Angst um das Glück, das seine Fittige über uns breiten möchte nach so großer Not — so großem Kummer.

Der Frieden draußen — und das schwere Angstgefühl drinnen in der Brust, — wie schlecht passen die zusammen! — (sich unbehaglich umschauend). Diese seltsame Angst um etwas, daß ich nicht kenne, nur fühle —!

Er kommt jetzt heim, den ich liebe — er kommt — vor dessen Rede — Willen — und Wollen ich doch soweit fliehen möchte. Ich lieb' ihn — und dabei fällt es mir so sehr schwer! — Heut will er mit mir sprechen — gerade heut —, o wenn er nicht käme! — Ich würds ihm danken, so sehr danken! — Aber er wird kommen — und ich fürchte mich — und muß ihn doch erwarten!

(Ein leises Klopfen an der Mitteltüre).

Anny (die zusammenfährt). Er kommt! — (sie hält sich fest und schaut nach der Türe, die sich öffnet.) Er — — — kommt!

Sechste Szene.

Anny und **Wenz.**

Wenz (der durch die Mitteltüre eintritt und eine Weile stehen bleibt). Also doch! (näher zu Anny tretend). Anny! — Endlich fügt es einmal der Zufall, daß ich Sie allein treffe.

Anny. Sie sollten nicht kommen, Wenz!

Wenz. Ich sollte nicht kommen? Bin aber da — weil ich den heutigen, glücklichen Tag nicht vorübergehen lassen will, ohne mit Ihnen zu sprechen! — Und — weil ich das Ungewisse — überhaupt das ganze Leben, so wie es jetzt ist, nicht mehr ertragen kann. Das geht so nicht mehr weiter, Anny! Ich will mit Ihnen sprechen, ehrlich — so, wie Sie es verdienen! — O warum solche angsterfüllte Blicke? Trauen Sie mir denn mehr Schlechtes als Gutes zu? — Kennen Sie mich nicht genügend? (näher zu Anny) Du — Anny — du liebes Mädchen — fühlst du denn selbst nicht, daß ich endlich das lange Schweigen brechen muß? Ja, du mußt es fühlen; denn wir sind nicht mehr zwei Fremde — die Mißtrauen gegeneinander hegen — wir sind zwei Menschen — die doch einen Weg einschlagen wollen — wenn mich das Gefühl nicht irren ließ, daß auch du ein wenig Liebe für mich fühlst!

Anny (schlicht). Und wenn ich Sie auch gleich lieb habe — Wenz, — ich fürchte aber doch, — daß — daß aus dieser Liebe nichts werden kann!

Wenz. Warum das, Anny? — Warum diese Worte, die mir wie große Rätsel entgegenstarren? Glaubst du nicht, daß ich dich mit sicherer Hand auf dem Wege führen kann, den zwei Liebende jauchzend einschlagen.

Anny. Ich seh' halt keinen Weg, Wenz, ich seh halt keinen Weg. Dringen Sie heute nicht in mich! — Nur heute nicht!

Wenz. So soll ich also wieder gehen, ohne daß du die Frage meines Schicksals mit beantworten hilfst. Nein — geliebte Anny — ich sehe wohl deine Traurigkeit — aber so — so — gehen — kann ich nicht! — Mag es sein, was es will, was dir augenblicklich Qualen schafft, — aber wir werden beide drüber hinwegkommen, Anny — wenn du nur offen zu mir sein kannst!

Anny. Nicht so leicht, Wenz, wenn — wenn ich dich gleich lieb hab'! (leiser). Ich hab dich auch lieb — Wenz —

Wenz (beglückt). Anny! — das ist Erlösung!

Anny. Aber — aber ich weiß — daß du und Marga!

Wenz (erschrocken). Marga?! — Du weißt es? — Gut, umsobesser! — Also darüber kannst du mit deinem weichen Herzen nicht hinwegkommen? — Du wirst mir glauben müssen, daß ich keine Schuld daran trage, daß es so gekommen ist! — Ich habe Marga, deine Schwester geliebt — Anny — leidenschaftlich geliebt —, aber sie entglitt meiner Hand, nicht ohne, daß ich schwer darum gelitten habe. Ich selbst, Anny, spreche mich frei! Margas Hand griff nach Äußerlichem, Trügenden — und den Weg, den ich gehen wollte — mußte — überschaute sie nicht ganz mit ihren nach Glanz und Reichtum gerichteten Augen. An meiner Seite gab es Kämpfe — Bescheidenheit, vielleicht auch manche Entbehrungen, für die sie sich nicht geschaffen hielt. (Anny schaut stumm zu Boden.) Und wenn du gar glaubst, daß am Ende ich darum die Schuld trage, weil meine Liebe nicht stark genug gewesen ist, so irrst du dich, Geliebte! — Diesem großen Locken — das nichts Innerliches — nichts Dauerndes dem Menschen bringt, das ihn um so leichter in eine Tiefe reißen kann, weil er nicht feststeht — zu widerstehen, ist ein Herz zu wenig. Zwei müssen es sein, die feststehen und weitergehen — und dann auch auf dem rechten Pfade bleiben.

Geliebte! Dich hab' ich besser erschaut — dich mit deinem tiefinnerlichen, mit deinem einfachen und schlichten, darum aber um so edleren Sein. Und darum — Anny! — wir — ich und du — wir können es wagen miteinander (sanft Anny umarmend). Anny, ich und du!

Anny (sich anschmiegend an Wenz). Soll ich das glauben? Soll ich glauben, daß du ohne Rücksicht auf die anderen Menschen, die uns um Marga willen, um unserer Armut willen hassen und verachten — mich begehren willst, mich, die nichts hat als ihren hilfslosen Vater?

Wenz. Hab' ich dir nicht die Höhe gezeigt, auf der du stehst, von der dich niemand herabziehen kann? — Und dann — hab ich nicht mit Erfolg gerungen? Geliebte, bin ich heute in der Fabrik nicht der erste Zeichner geworden? Ja, Anny — Geliebte — wir gehen einen Weg, nicht wahr, einen Weg.

Anny (glücklich). Ich und du! (Wenz beugt sich zu ihr und küßt sie — zieht sie ans offene Fenster).

Wenz. Schau hinüber, Anny — in tausend Stunden bist du mein Ziel, meine Sehnsucht dort innerhalb der großen Mauer gewesen. Um so rastloser habe ich gerungen und es wird hinfort kein Stillstehen für mich geben. — Und bieten sich uns auch nicht Reichtümer und Glanz, so sich doch vielmehr an dem, um das so viele reiche Menschen, und nach Reichtum strebende Menschen ärmer sind. (Ein Klopfen an der Mitteltüre.)

Anny (erschrickt). Mein Gott, es kommt jemand (verschämt). Und wir beide — wir sind hier allein!

Wenz (lacht leise). Hahaha! Sorge dich nicht, meine süße, kleine Anny (nimmt sie nochmal in seine Arme) wir brauchen uns unseres Gefühles nicht zu schämen. Mag kommen, wer will. Bist ja nun meine kleine Braut; die Leute können und sollen es wissen! (küßt Anny und läßt sie gehen) Nun geh' — Anny und öffne dem Störenfried. (Es klopft wieder lebhafter).

Anny (beim Abgehen, lächelnd). Na — wenn du — Wenz — so sprichst — — — — mag schon kommen, wer will.

Wenz (während Anny zur Mitteltüre geht und öffnet, für sich). Liebes — süßes — Mädel!!

Siebente Szene.

Vorige und Marga.

Marga (vornehm gekleidet, die Arme ausstreckend). Anny!

Anny (zurückweichend, sich erschrocken zur Seite wendend, das Gesicht mit den Händen bedeckend). O Marga — warum heute?

Wenz (beiseite, erschrickt). Das — das ist — die Marga!

Marga (verstutzt.) Wie? Meine Schwester will mich nicht erkennen — wendet sich von mir ab? (erblickt Wenz.) Ach, so stehts! — Jetzt verstehe ich schon viel mehr! (läßt ihr Auge umherschweifen, plötzlich in Erregung). Wo ist der Vater — Anny — das wirst du mir doch sagen können! Mein Gott — ich bin doch nicht etwa zu spät gekommen!?

Anny (wendet sich Marga zu). Nicht zu spät, Marga, nur zu früh, viel zu früh!

Marga (verwundert). Zu früh? — Wie soll ich das verstehen? — Das — verstehe ich doch nicht!

Anny (gequält.) Versuch' es zu verstehen, Marga versuch' es nur.

Marga (schmerzbewegt). Ich — habe — wohl nicht mehr das Recht, — heimzukommen — Anny — das wolltest du — Schwester, mir doch sagen, nicht wahr?

Anny (milder). Mir blutet das Herz — Marga! — Mach' mir's nicht schwerer, als ich es ertragen kann! Du stehst ja so plötzlich vor mir, du „Fremde" aus der Fremde!

Marga (wankend, erschrocken). Fremde aus der Fremde?! — das — das ist viel!

Anny. Verzeih' mir, Marga — wenn ich dich verletzte. Aber ich red' so zu dir, aus Liebe — zum Vater!

Marga. Aus Liebe zum Vater! — Sprich' noch mehr, Anny — in dieser Stunde kommts ja nicht so — darauf an — wie viel Schweres mich trifft aus deinem reinen — vielleicht — auch wahren Munde.

Anny. Du bist mir nicht böse, Marga? Ich habe eine Bitte — die Erfüllung wird dir schwer fallen — aber wage es, sie zu erfüllen. Mir ist ganz trostlos zu Mute, mein Herze blutet — du bist ja meine Schwester — aber — ich will doch Gutes! — Mir ist, als ob tausend Stimmen mir zuriefen: „Bitte sie — bitte sie, daß der heutige Tag kein Wiedersehen mit — dem Vater bringt.

Marga (aufschluchzend). Anny!

Anny (ratlos). Ich — ich — will doch blos Gutes! — Mach' mir's doch nicht so schwer!

Marga (gefaßter, aber leidenschaftlich). Ich soll wieder, wieder gehen — Anny! — Kaum, daß ich die reine Luft des Vaterhauses geatmet habe! — Und hast du nicht recht — Anny, (schnell), ja du hast recht —; denn ich könnte — die reine Luft hier ja vergiften. Ich bin ja wie ein verlorenes Leben! — O ich Törichte! — Wie kount' ich es wagen, so — so — heimzukehren! Aber es kommen ja Stunden — wo man vergißt — sich heimsehnt zu den Seinen! O verflucht sei die Stunde, da ich diesem Drange nicht länger widerstehen konnte.

Anny (die bebend zugehört). Marga — deine Worte erschüttern mich! — Wie mußt du mich für schlecht halten!

Marga. Für schlecht, dich? — O du Reine, du stößt mich zurecht auf den falschen Pfad zurück! Ferngehalten — nicht wahr — liebe Anny? — ferngehalten habt Ihr — (sich halb zu Wenz wendend) habt Ihr den Schmutz vom Vater! — Mein Ruf ist mir vorangeeilt in die Heimat, zu Euren Ohren, aber nicht zu des Vaters Ohren! — Und, nicht wahr — Ihr wollt verhüten, daß der Tod sich an sein Herze schleicht, so lange er noch an ein braves Kind glaubt!

Anny. O Marga! (sinkt schluchzend, das Gesicht mit den Händen bedeckend, auf einen Stuhl.)

Wenz (nähertretend, liebkosend). Anny, fasse dich, liebe Anny!

Marga (sich emporrichtend, die Hand aufs Herz pressend). Seine Stimme! (beherrscht sich, tritt näher zu Anny). Weine nicht, Anny! — Ich bitte dich, hör' mich an; ich will deinen Wunsch erfüllen. Sofort! — um nie mehr wieder zurück kehren, da bist du doch zufrieden?!

Anny (auffahrend). Red' nicht so, Marga!

Marga. Aber auch du sollst mir einen Wunsch erfüllen! — Laß' dich küssen! (während sie Anny auf die Stirn küßt). So — Anny —! Gieb dem Vater in der letzten Stunde diesen Kuß zurück, er kommt dann von reinen Lippen! (wendet sich schnell ab und will abgehen, da hört man Stimmen und das fröhliche Lachen Klemens).

Marga. Was hör' ich — Vaters Stimme, Vaters Lachen (zu Anny gewendet). O mein Gott, Anny — es ist zu spät — ich muß bleiben!

Anny (erschrocken). Wie (mehr zu Wenz) sie kommen! O was soll da werden, was soll da werden?

Wenz (schnell), Tapfer — Marga! (zu Anny) tapfer auch du, meine Anny!

(Die Mitteltüre öffnet sich.)

Achte Szene.

Vorige. Der alte **Pracht** und Frau **Christine** führen **Klemens**.

Klemens (fröhlich lachend). Hahaha — nee, Mutter Christine — nee, Vater Pracht — es — geht — ja — schon — viel besser — — und morgen — morgen — da — da — zeigt — der alte Klemens — den Leuten, — daß er laufen kann (auf Anny und Wenz starrend). Nein, da seht doch, — wie die beiden — b—e—i—d—e—n (das Wort erstirbt auf seinen Lippen, als er Marga sieht, die stumm und leblos beiseite steht).

Wenz (für sich). Marga verratet sich selbst!

Klemens (er humpelt näher und betrachtet mit schmerzentstelltem Gesicht Marga). Da — da hätte ich ja bald geglaubt — daß — aber es ist ja eine Fremde nur —!

Anny (bittend, mit erhobenen Händen). Vater! lieber Vater!

Klemens. Was will die Fremde hier — Anny?

Anny. Vater red' doch nicht so! Red' doch nicht so! —

Klemens (lauter). Was will die Fremde?

Anny. Es ist doch —! Erkennst du Marga nicht mehr, Vater!

Klemens. Marga? (kopfschüttelnd). Nee — das ist sie nicht! — Sie schrieb — sie sehne sich heim — wir würden sie bald sehen — aber — so kenne ich mein Kind nicht! (betonend). Mein Kind —, mein Kind, das geht mit offenen Armen, mit einem Jubelschrei: „Vater — hier ist dein Kind nach fünf Jahren" oder so — entgegen — aber es steht nicht erstarrt wie eine Bildsäule, es verbirgt nicht vor Schimpf und Schande sein Gesicht — und spricht sich so (in höchster Erregung,

so daß alle erschrecken), selbst nicht als Dirne schuldig!

(Große Bewegung. Marga wankt, wendet sich dem Vater zu.)

Marga (mühsam), V--a—ter!

Klemens (gebieterisch). Halt! — Kein solches Wort, ehe du nicht bei Gott dem ewigen Richter erklärst — daß du es nicht bist, — daß du dich nicht für Sündengeld verkauft hast (mühsam) und daß dein alter, siecher Vater nicht von diesem Sündengeld gelebt hat! (Stille.)

Klemens (näher zu Marga). N—n—n?

Marga (richtet sich empor, will etwas sagen, kämpft mit einem Entschluß, sieht aber stumm wieder zu Boden).

Klemens (wutentbrannt, verächtlich). Jetzt — jetzt — ist es raus! — Jetzt weiß ich, warum die Leute uns verachten — jetzt weiß ich, warum sie uns aus dem Wege gehen — jetzt weiß ich — warum dieses (laut und verächtlich) dieses verfluchte Sündengeld — dir Ruhe und Frieden brachte!

Anny (flehend). Vater — mein guter Vater — ich bitte um Verzeihung für Marga!

Klemens. Verzeihung (bitter lachend). Ach — du — du unschuldiges Kind! (Marga die Türe weisend). Fort! Fort — du Fremde — aus der Fremde!

(Marga will abgehen.)

Klemens. Halt, nein, gerade sollst du hierbleiben! —

(Humpelt nach links ab.)

Marga. Das ertrag ich niemals — niemals.

Anny. Wo ist der Vater hin — was will er — o Gott — Vater Pracht — Wenz — geht ihm nach — er will — -- — o bitte — ich fleh Euch an — geht doch — —

Wenz (abgehend). Er wird doch nicht (bleibt stehen).

Christine (erschrocken). Mein Gott, mir dämmerts — ich will doch (will abgehen) gleich — mal sehen (steht bei der Türe).

Klemens (laut von links her rufend). Mutter Christine — das Schloß der Pistole ist doch noch nicht verrostet! (Es kracht ein Schuß.)

Anny.
Marga. } (zugleich) Vater!

Christine (vor der Türe die Hände faltend). Gott sei ihm gnädig!

(Christine und der alte Pracht sind nach links abgegangen, kommen gleich wieder und bleiben bleich und verstört vor der Türe stehen.)

Marga (bis ins Innerste, Tiefste erschüttert, selbstanklagend, mit abwehrenden Gesten.) Laßt mich fliehen — Ihr — Menschen — würdigt mich keines Blickes — keines einzigen Blickes mehr — — die tiefste Reue sei in der Fremde — in der weiten Welt — meine Zuflucht — wenn ich noch weiterleben kann — denn — ich bin eine — — — — Mörderin! —

(Sie hat sich bei den letzten Worten der Mitteltüre genähert und geht gebrochen — mühsam nach Atem ringend ab.)

Anny (von Wenz gehalten, schluchzend die Hände vor dem Gesicht) o — Marga! — —

(Der Vorhang fällt)

— **Ende**. —

Richard Löwenherz.

(Versdrama.)

Dieses Schauspiel, dessen Ausgangspunkt der bekannte Konflikt zwischen dem englischen König Richard Löwenherz und dem Herzog Leopold VI. von Oesterreich im Lager der Kreuzfahrer bei Akkon in Palästina bildet, ist eigentlich eine Verherlichung der Mannestreue. Blondel, der Minstore löst sein Richard Löwenherz bei dessen Gefangennahme durch die Häscher des Herzog Leopold heimlich gegebene Versprechen und befreit den auf der Feste Dürnstein in Haft gehaltenen König mit Hilfe seiner Sangeskunst glücklich aus der Gefangenschaft, worauf er mittellos nach England zurückkeht. Dieses Stück, das durch die Vorführung eines in Gegenwart des herzoglichen Paares in der Nähe von Wien abgehaltenen Waldfestes malerisch belebt wird, dürfte zur Verbreitung der volkstümlichen Sage von Blondels Treue sein Teil beitragen.

Ein Ritterschlag.

(Versdrama.)

In diesem Stück, dessen im Schwarzwald spielende Handlung erfunden ist und das uns in die Zeit des Mittelalters führt, wird ein Konflikt zwischen dem Grafen auf Falkenstein und dessen jugendlichem Sohne dramatisch behandelt. Ihren Höhepunkt erreicht die Handlung in der zweiten Szene des zweiten Aufzuges, da der Graf, starr auf den Boden des Rechtes stehend, seinen Sohn wegen Verletzung eines von ihm erlassenen Verbotes einer schmachvollen Strafe unterziehen will. Der Knoten wird gelöst durch die Dazwischenkunft des Schwabenherzoges und dadurch ein sich treues liebendes Paar über die Standeskluft hinweg seiner glücklichen Vereinigung zugeführt. Zugleich ist die zweite Szene des zweiten Aufzuges bunt belebt durch ein Kirchweihfest der

ersten Szene des zweiten Aufzuges, der letzte Aufzug klingt feierlich aus mit einem Hochzeits-Chorale.

Nausikaa.

(Versdrama.)

In dieser Bearbeitung des homerischen Nausikaa-Stoffes hat der Verfasser, sich ziemlich eng an die betreffenden Stellen des Odyssee anlehnend, eine komplizierte und künstliche Verschlingung des dramatischen Knotens wie auch jede gewaltsame Aenderung an dem epischen Vorwurfe vermieden. Das tragische, in der Odyssee kaum angedeutete Moment liegt darin, daß Nausikaa, deren keusche Mädchenseele mit elementarer Gewalt von der Liebe zu dem schiffbrüchigen Odysseus erfaßt wird, faßt im selben Augenblicke auch schon einer Vereinigung mit dem Geliebten hoffnungslos entsagen muß und nach dessen Heimfahrt einer liebeleeren und freudlosen Zukunft schmerzerfüllt entgegen blickte.

Anny Robsart.

(Prosadrama.)

In diesem historischen Trauerspiele erscheint der von Walter Scott in seinem Romane „Kenilworth" mit epischer Breite behandelte Stoff vereinfacht, modifizirt und dramatisch verdichtet, aber daß die Spannung, die der berühmte Romancier in dem Leser hervorzurufen versteht, hierdurch vermindert wird. Die Sprache ist wie in dem Romane dem Tone der damaligen Zeit möglichst angepaßt.

Brutus und Cassius.

(Prosadrama.)

Dieses Trauerspiel behandelt auf Grundlage der Pluarchalischen Lebensbeschreibungen des Julius Cäsar und des Marcus Brutus den gleichen Stoff wie Shakespeares Julius Cäsar. Der Verfasser jedoch, soweit dies innerhalb der durch die historischen Geschehnisse gezogenen Schancen möglich war, in der Behandlung des Stoffes wesentlich von dem großen Briten ab. Der im Hause des Cassius in Rom spielende 1. Akt, sowie die erste Szene des letzten Aktes, in welcher er in dem Entschlusse, sich selbst den Tod zu geben, endende Seelenkampf der ersten Gemahlin des Marcus Brutus, Porzia, vorgeführt wird, die originellen Zutaten des Autors. Gerhards Trauerspiel erhebt sowohl durch die selbständige Gestaltung des Stoffes wie auch durch die Zeichnung der Charaktere berechtigten Anspruch darauf, mehr als eine bloße Nachdichtung der Shakespearischen Verstragödie in Prosa zu gelten. Die Art, wie Antonius in der Trauerszene des vierten Aktes unter Lobsprüchen auf den toten Cäsar das Volk gegen die Verschworenen aufreizt, mag als Beispiel dafür dienen, wie verschieden der Autor von Shakespeare innerhalb des historischen Rahmens dasselbe Thema behandelt. Die Bühnenwirksamkeit dieses Stückes dürfte wohl außer Frage stehen.

Michel Angelo.

(Versdrama.)

Den Angelpunkt dieses Künstlerdramas, das uns in der ersten Szene des 1. Aktes in eine Osteria bei Rom führt, und uns die vergebliche Werbung des jugendlichen Michel Angelo um die Hand eines schönen Mädchens zeigt, bildet die Errichtung eines in gewaltigen Dimensionen geplanten Grabmales Papst Julius II., das von Michel Angllo noch zu Lebzeiten seiner Heiligkeit ausgeführt werden soll. Die Intrigue, die von dem auf Buonaratis Kunstschaffen eifersüchtigen Baumeister und Maler Bramento zur Verhinderung der Grabmalsvollendung ausgesponnen wird, führt den dramatisch bewegten Auftritt zwischen dem Papste und Michel Angelo am Schluß des 2. Aktes herbei, der mit einem Bruche zwischen denselben endet. Im dritten Akte erfolgt die Aussöhnung zwischen Papst und Künstler, der vierte Akt zeigt uns eine Begegnung zwischen Michel Angelo und seiner Freundin, der schönen und geistreichen Vittoria Colonna. Der letzte Akt führt uns in das Arbeitszimmer Michel Angelos in Rom, wo der Künstler, nachdem er noch an den Plänen für den Bau der Peterskirche gezeichnet, umgeben von seinen Freunden und Schülern, die er ermahnt und tröstet, seine große Seele aushaucht.

Dieses Drama, daß in großen Umrissen ein Lebensbild des genialsten und würdevollsten aller Künstler entrollt und in das die Flammen des Scheiterhaufens, auf welchem Savanoralla als Ketzer verbrannt wird, ihren grellroten Schein werfen, entbehrt nicht der für die Bühnenwirksamkeit eines Stückes erforderlichen Eigenschaften und ist wegen des einfachen primitiven Apparates auf jeder Bühne darstellbar.

Die Personen, die in allen diesen Stücken Gerhards handelnd und redend auftreten, sind nicht moderne Menschen, die bloß in ein historisches Milieu gesetzt sind, sondern wirklich Kinder ihrer Zeit, deren Eigenart sich in den Stücken spiegelt. Die poetische Wahrheit erscheint nirgends theatralischen Effekten geopfert, gleichwohl dürfte keines der Stücke der Bühnenwirksamkeit ermangeln.

Soeben erschienen:

Hans Klein:

Agamemnon

Tragödie in drei Akten

Geh. ℳ 2.50.

Fritz Strauß:

Tief in die Nacht hinein

Gedichte

Geh. ℳ 2.—, geb. ℳ 3.—.

Maria Nothofer:

Gedichte

Geh. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.50.

Ulrich Prusse:

Harfenklänge

Den deutschen Frauen gewidmet

Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—.

G. A. Erich Pohl:

Märzwind

Gedichte

Geh. ℳ 1.50, geb. ℳ 2.50.

Zu beziehen
durch **jede** Buchhandlung
und von
Bruno Volger Verlagsbuchhdlg.
in **Leipzig-Raschwitz.**

Leset und verbreitet die Zeitschrift

„Der Weckruf"

Alpenländische antiklerikale Halbmonatsschrift. Für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst.

Herausgeber: **Leopold Zulauf.** Schriftleiter: **Kurt Linsmayer.**

Redaktion und Verwaltung: **Innsbruck**, Müllerstraße 7.

Abonnementspreis mit Postzusendung: Ganzjährig Kr. 8.—, halbj. Kr. 4.—, viertelj. Kr. 2.—. Probenummer steht zur Verfügung.

Infolge großer Verbreitung vorzügliches Insertionsorgan.

Soeben erschien bei Albert Ahn, Bonn

Maarten Maartens

Harmen Pols ein Bauer

Preis **5**,— Mk., geb. **6**,— Mk.

Früher erschienen von **Maarten Maartens:**

Gottes Narr . . . . . geh. 5,— geb. 6.—	Die neue Religion . geh. 5,— geb. 6,—
Volksausgabe . . . . . geb. 3,—	Dorothea, 2 Bände geh. 8,— geb. 10,—
Joost Avelinghs Schuld . geh. 5,— geb. 6 —	Der Preis v. Lis Doris geh. 5,— geb. 6,—
Die Liebe c. alt. Mädchens geh. 5,— geb. 6,—	Heilende Mächte . . geh. 5,— geb. 6,—
Auf tiefer Höhe . . . . geh. 5,— geb. 6,—	

Urteile der Presse:

Der Kunstwart Maartens gehört nicht zu den Talenten, sondern zu den grössten Vollendern unserer Zeit. Seit Tolstoi starb, lebt uns nur ein ganz grosser Epiker: Maartens.

Ferdinand Avenarius: . . ein edles und gutes Buch, eine stolze und reine Dichtung.

Dr. A. Lohr „Geschichte der englischen Literatur": Dieser grosse Künstler gehört dem europäischen Schrifttum.

Berliner Börsen-Courier: . gehört zu den hervorragendsten Erzeugnissen d. Weltliteratur

Kölnische Zeitung: . das bedeutendste Buch dieses Jahres.

„Der Bunte Abend"

Monatsschrift für Dichter, Komponisten, Vortragskünstler und Kunstfreunde.

Vereins-Organ der Vortragsvereinigung Deutscher Künstler.

Herausgeber: Dr. Reinhold Eichacker und Ernst Weitz-Edwiga.

Redaktion: Quedlinburg, Heinrichstraße 10.

Bringt ausgewählt **erstklassige Vortragsgedichte und Kompositionstexte** namhafter Autoren.
Fachartikel und Mitteilungen für drei Berufe.
Fundgrube für Tondichter, Vortragskünstler und Kabaretts.
Inserate von größter Wirkung. **Probenummer 50 Pfg.**
Berthold Sturm's Verlag, Dresden-A. 16, Zöllnerstraße 40.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: **Bund für Gesundes Leben** (B. f. G. L.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder prakt Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)

Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abonnementspreis um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg. für die 4 gespaltene Nonpareillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18 b.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

Februar 1913.

Vornehme Art.

Skizze von Else Lüttgau.

Schon ihr Vater war mit seiner vornehmen Art überall, an den Ecken der Gewöhnlichkeit, angestoßen.

Er hat als Kaufmann das väterliche Geschäft in einer mitteldeutschen Stadt übernehmen müssen. Der Kredit des Hauses stand damals nicht sicher, zu einem etwaigen Studium waren für ihn keine Aussichten, wohl auch keine Mittel vorhanden gewesen.

Er hat sich hinein gefunden, hat eine reiche Erbin geheiratet, die für sein Haus Interesse hatte und es zu großer Höhe brachte mit Hilfe eines tüchtigen Prokuristen, der Frau Rittberg zur Seite stand. Der eigentliche Geschäftsinhaber konnte sich ungestört seinen chemischen Studien widmen, über denen er Weib und Kind, bald auch die übrige Welt vergaß. Das Kind hatte am meisten in diesem Hause unter den Verhältnissen zu leiden.

Jutta Rittberg hatte von denen, die ihr die Nächsten waren, vor dem Geist ihres Vaterhauses nur Furcht, vor des Vaters ernstem Gesicht und seiner Arbeit empfand das Kind ehrfürchtiges Staunen vor der Mutter hastigen, lauten Weise etwas wie Angst oder Abscheu.

Dem Prokuristen, Herrn Ottwalt, den Jutta eigentlich auf der Mutter strenges Gebot, Onkel nennen sollte, brachte sie schon früh Mißtrauen und Haß entgegen.

Dieser Ottwalt, welcher als schlauer Kaufmann bald das ganze Haus mit allen Zweigen in den Händen hatte und Frau Rittbergs Berater und Freund geworden war, hatte einst wegen mangelnder Beweise aus der Untersuchungshaft entlassen werden müssen, er war angeklagt worden, wegen betrügerischen Bankrotts.

Durch sein schmeichlerisches Wesen war er bald so in Frau Rittbergs Gunst gestiegen und die Firma Rittberg hatte unter seiner Leitung so an Ansehen gewonnen, daß wohl niemand mehr an den Fleck auf seiner Ehre dachte.

Als des Hauses Reichtum in höchster Blüte stand, starb Herr Rittberg plötzlich an einer Blutvergiftung, welche er sich bei seinen chemischen Versuchen zugezogen hatte, Kurze Zeit vor seinem Tode, hatte er ein wissenschaftliches Werk herausgegeben, das in interessierten Kreisen einiges Aufsehen erregte. Dieses Buch konnte nun seinen Namen einzig zu Ansehen bringen. Hatte die jetzt dreizehnjährige Jutta auch nicht viel von dem Gelehrten gehabt, so empfand sie doch den Tod des Vaters als etwas Furchtbares. Angst hatte sie nun instinktiv vor Herrn Ottwalt, von dem die Mutter Trost erwartete, bei dem Verlust des von ihr geliebten Mannes, den sie so oft durch gewöhnliches Benehmen verletzt und oft bitter gekränkt hatte.

Diese oberflächliche Frau, der bei dem harten Schicksalsschlage viele aufrichtige Teilnahme bekundet wurde, als ihre Tränen damals in Strömen flossen vor den Augen der Öffentlichkeit, hat sich bald von Herrn Ottwalt trösten lassen. Dieser sorgte ja auch viel besser für sie, als der Gelehrte getan, welcher nur für seine Bücher gelebt hatte. Aber das Kind Jutta Rittberg drückte die Luft in der Mutter Hause immer schwerer. Nachdem sie

die Stadtschulen besucht hatte, schickte Frau Rittberg die schöne Tochter in vornehmes Pensionat der französischen Schweiz. Dort gefiel es dem klugen Mädchen gar gut, so daß es mit einem gewissen Gefühl banger Erwartung an die Enge ihrer Heimat dachte. Als Jutta zurückkehrte, teilte ihr die Mutter ihre Verlobung mit dem jungen Prokuristen mit und hoffte auf der Tochter Glückwünsche.

Erschrocken blickte das trotzige Mädchen die aufgeputzte Frau an und lächelte leise, dann sagte sie spöttisch:

„Tu was du willst, Mutter, vierzig Jahr bist du bald alt," fügte sie ein. „Du wirst nicht erwarten, daß ich Ottwald, Vatter nennen soll. Ich möchte überhaupt wieder fort."

Das hätte die eben Heimgekehrte nicht tun dürfen, die verliebte Frau an ihr Alter erinnern, damit hatte sie sich die Mutter zur Feindin gemacht. Diese sann nun auf ein Mittel, die Tochter zum Gehorsam zu zwingen. Heftig stieß sie jetzt heraus:

„Du wirst ja sehen, was ich von dir erwarte, zuerst will ich dir deinen Hochmut brechen, ich habe als dein Vormund gottlob das Recht, dich zu zwingen, wozu es mir beliebt. Du hast jetzt lange genug die vornehme Dame gespielt, nun sollst du arbeiten. In meiner Küche arbeiten!" setzte sie mit Nachdruck hinzu.

Vier Jahr hat das eigenwillige Mädchen dann in dem Hause der Mutter aushalten müssen, ganz so schlimm, als es Frau Rittberg im ersten Zorn wollte, ist es mit dem Zwange nicht durchgeführt worden, Jutta brauchte dem verhaßten Stiefvater in keiner Weise Dienste leisten, sie hätte dieses auch gewiß nicht über sich gebracht. Die Mutter hat auch dulden müssen, daß Herr Ottwalt für ihr Kind immer ein Fremder blieb. Mit leidenschaftlicher Sehnsucht dachte Jutta Rittberg an ihren einundzwanzigsten Geburtstag.

Erlösung erhoffte sie von ihm, aus dieser Umgebung, Befreiung von dem Geiz der Mutter, die sich von ihr um alles bitten ließ, was sie so notwendig brachte. Mit diesem Zeitpunkte verfügte sie über ein schönes Vermögen und sie liebte den Luxus über alles, nichts war ihr mehr zuwider, als die gute Stube der Frau Schlachtermeister Kolle, der Schwester von Herrn Ottwalt, die so vertraut zu sprechen liebte.

Gern hätte sie der Mutter Kreise ganz gemieden, aber das war Frau Ottwalts einfacher Roheit gegenüber nicht geraten.

Nun sollte ihr Leben beginnen. Jeden Tag hat sie sich vergegenwärtigt, wie es sein sollte, wenn sie sich selbst Gesellschaft suchte, artverwandte Gesellschaft, nach der sie so lange hat hungern müssen. Jetzt stand sie vor dem Tage, der ihr alles bringen sollte, was ihr Sinn verlangte. Wie ein Kind auf die Bescherung wartet, so hat Jutta Rittberg auf ihre Mündigkeit gehofft. Sie ist dabei Kind geblieben, aber schön geworden. Dunkelbraunes Lockenhaar war zu zwei dicken Zöpfen geflochten in einer schlicht seinsollenden Frisur zusammen gehalten. Locken lassen sich nicht zwingen, in malerischer Natürlichkeit gaben sie dem feinen Kopfe ein fröhliches Aussehen. Lustig schauten auch die schwarzgrau schimmernden Augen auf den sie umgebenden vornehmen Luxus, so lange entbehrt und heiß ersehnt all die Jugendjahre.

Jutta Rittberg weiß, daß sie schön ist, so, wie sie jetzt scherzend ihr Gegenüber in dem hohen Spiegel grüßt, strahlt ihr von dem Bilde auch das Glück entgegen, das sie im Herzen trägt.

„Endlich."

Endlich ist sie dort, wohin sie gehört. In eleganter Umgebung, in einer vornehmen Pension des berühmten Weltbades.

Gestern, spät abends ist sie hier müde angekommen, nun schaut sie sich genau um in ihrem kleinen Reiche. Zwei schöne Zimmer mit der Aussicht auf den herrlichen Park, stehen ihr zur Verfügung, sie sagt sich heute schon am ersten Tage: Hier solls reizend werden, hier wird sie sich auf recht lange nett einrichten. Der Salon gefiel ihr wohl, vom dunkelgetönten Teppich mit dem der Boden bedeckt war, in welchem ihr zierlicher, in schwarzem Samtschuh steckender Fuß, lautlos einsank, bis zu der feinen, goldig verschleierten Krone, die elektrisches Licht ausstrahlte, fand alles ihren jubelnden Beifall. Nun mußte sie Gesellschaft haben, heitere fröhliche Menschen, dann wollte sie wunschlos selige Tage verleben. Schnell erhob sie sich aus dem weichen Polster und begab sich in die prächtigen Gesellschaftsräume, im Gehen leicht ihre kurze Schleppe raffend. In weichen Falten schmiegt sich das lichtblaue Morgenkleid an die hohe schlanke Figur, die herrlichen, reichen Spitzen kommen gut zur Geltung auf dem matten Stoffe.

Vornehmer konnte sich keine Fürstin einführen. Aber das hatte sie ja gar nicht gewollt, es schien

fast, als ob ihr Erscheinen unter den übrigen Gästen Aufsehen machte. Nur gleichstehen wollte sie der vornehmen Welt, nicht auffallen in ihren Kreisen. Oder huldigte man nur ihrer Schönheit? Mit heiterem Lächeln nahm sie die Vorstellung entgegen, ihr sonniges Wesen und das Frohsein, das deutlich in ihrem schönen Antlitz stand, gewann ihr schnell die Herzen der Fremden. Die Damen, mit denen Jutta Rittberg hier verkehrte, staunten über die kostbaren Toiletten und rieten untereinanderum die Herkunft dieses rätselhaften Wesens, das immer wortkarg und ernst wurde, wenn man mit Fragen an sie herantrat. Die Herren, welche nur irgendwie mit Jutta Rittberg zusammentrafen, machten ihr den Hof in mehr oder weniger auffälliger Weise.

Mit einer wenig älter als sie selbst erscheinenden, hübschen lebhaften Baronin Gersten hielt sie gute Kameradschaft. Sie fuhr mit dieser oft in die herrliche Umgebung, doch blieb der Umgang von Juttas Seite fast ungewollt in den Schranken der Oberflächlichkeit, während die lustige junge Baronin oft eine rührende Herzlichkeit zu der schönen Gefährtin zeigte.

Wie in einem Glückstaumel befangen, war Jutte Rittberg bis jetzt nie der Gedanke gekommen, was würden all diese neuen Bekannten, die sie hier in dem eleganten Bade anstaunten, dazu sagen, sie die Stolze in der engen geizigen Umgebung ihrer Heimat zu sehen?

Zwei Monate Hochsaison hatte sie nun schon gefeiert, ja, wie Feste waren ihr hier alle Tage erschienen. Da dachte die Baronin Garsten an den Abschied. Neckend sagte sie bei einer Ruderfahrt zu ihrer sportsfreudigen Partnerin: „Sie werden mich wenig vermissen Fräulein Rittberg, allerhöchstens wird Ihnen künftig mein winziges Gewicht in Ihrem Kahn fehlen, denn in dem Punkte kann Oberleutnant Metteragg nicht mit mir rivalisieren. Sonst wird Jutta Rittberg die kleine Baronin bald vergessen haben."

Scherz sollte es sein, aber deutlich hörte die Ruderin die wehmütige Trauer in der Stimme der reizenden kleinen Frau. Diese sagte jetzt warm, während die blauen Angen feucht schimmerten:

„Warum wollen Sie meine Freundschaft nicht, Jutta? Schwesterliches Gefühl könnte ich Ihnen schenken."

Zornig schaute Jutta starr in die Wellen, die der leichte Kahn in den unbewegt stillen See zog, dann sagte sie scharf:

„Sie wissen nicht, was Sie von mir verlangen, Frau von Gersten. Ich verstehe unter Freundschaft keine leichte Tändelei, sondern ein Bündnis, geschlossen aus vollem rückhaltlosem Vertrauen. Dazu muß man sich kennen."

Leidenschaftlich setzte sie hinzu:

„Auch Oberleutnant Metteragg hat mein Vertrauen nicht, ich habe kein Talent zur Freundin."

Um nichts in der Welt hätte sie hier in der eleganten Welt von ihrer Herkunft von dem Fleck auf ihrer Familienehre gesprochen und sie dachte zu vornehm, vor Freunden etwas zu verheimlichen. Darum Freundschaft würde ihr nie zu Teil werden und mit ihrem Herzen hatte Jutta Rittberg nicht gerechnet als sie sich Gesellschaft suchte. Sie hatte auch ihre jetzige Umgebung und das reiche Leben zu lieb, um sich nach tiefem Empfinden zu sehnen. Von Liebe hatte sie etwa die Begriffe: Märchenhafte Glückszufälle, denen man aber auch ebensogut aus dem Wege gehen kann.

Sinnend schauten die beiden schönen Frauen schon eine Weile ihrem Ziele, dem Anlegeplatz entgegen; wo ein Herr auf sie zu warten schien. Ehe sie ganz nahe heran fuhren, zog Jutta Rittberg die Ruder ein, sie mußte ihrer liebenswürdigen Gefährtin noch ein gutes Wort sagen, ehe sie zu anderen Menschen trafen. Ihrer natürlichen Offenheit widerstrebte es, den wahren Grund ihrer Einsamkeit zu verschweigen, ehe sie aber ihrem Stolz eine Entschuldigung für ihre kalt scheinende Abweisung abrang, schaute die Begleiterin sie traurig an und sagte leise:

„Also dann sehen wir uns nicht wieder nach diesem Abschied, Fräulein Rittberg, ungestraft weist man ein schwesterliches Herz nicht zurück."

Zitternd reichte Jutta Rittberg der jungen Frau die kalte Hand, welche diese mit inniger Wärme drückt und liebkost, dann sagt sie mühsam gepreßt: „Verzeihen Sie mir, bitte, Frau Gersten, ich kann nicht anders. Ich will nichts von anderen das ich nicht selbst habe."

(Schluß folgt).

Max von Weißenthurn.

„Fräulein Doktor."

Humoreske.

„Frau von Eschen zu Hause?"

„Ja, ich bitte nur einzutreten, gnädiges Fräulein!" erwiederte mir Gertrud, die alte treue Dienerin meiner Freundin Natalie Rußberg, welche sich vor etwa anderthalb Jahren mit dem Gutsbesitzer Eberhardt von Eschen vermält hatte; die junge Frau hat das alte Familienfaktotum, welches nach dem Tode ihrer Mutter das kaum sieben Jahre alte Kind mit wahrhaft mütterlicher Treue gepflegt und gewartet hatte, in die neue Heimat mit und so kam es, daß das alte traute Gesicht mir Einlaß gewährte, als ich Natalie aufsuchte.

Die Eschens lebten während des größten Teiles des Jahres auf ihrer Besitzung Eschenbach, welche Nataliens Gatte selbst verwaltete, was ihm ziemlich viel zu tun gab. Nur während der Wintermonate kamen sie auf kurze Zeit nach Wien, wo sie ein zwar kleines, aber äußerst gemütliches Heim bewohnten.

Mich hatten die Verhältnisse genötigt, nach dem Tode meines alten Vaters eine Stelle als Gesellschafterin anzunehmen. Ich war zwei Jahre lang mit der Dame, welcher die Zeit zu verkürzen man mich gedungen, im Auslande gewesen und so kam es, daß ich weder bei der Hochzeit meiner liebsten Jugendfreundin hatte zugegen sein können, noch deren Gatten kannte. Ich freute mich nun von Herzen des bevorstehenden Wiedersehens mit Natalie, wir würden uns ja so Vielerlei zu erzählen und zu sagen haben! Als ich das gemütliche Wohnzimmer betrat, in welchem mir manche Einrichtungsstücke, die mir aus dem früheren Haushalte meiner Freundin vertraut, gleich alten Bekannten entgegen blickten, empfand ich einige Enttäuschung, als ich das Zimmer leer fand. Türen in anstoßende Gemächer waren durch Portieren verhangen, aber lebhafte Stimmen schlugen von der einen Seite an mein Ohr, die mir verrieten, daß jenes eine anstoßende Gemach wenigstens bewohnt sei; ich vernahm deutlich eine tiefe offenbar zornig erregte Männerstimme und dann meine Freundin, welche antwortete, was sie aber sagte, konnte ich nicht verstehen, nur so viel begriff ich, daß sie weinte und Worte der Klage über ihre Lippen traten. Noch während ich überlegte, ob ich mich zurückziehen, oder der häuslichen Szene durch meinen raschen Eintritt ein Ende machen solle, wurde die Portiere hastig zur Seite geschoben; ein hochgewachsener schlanker Mann stürzte, ohne meiner, die ich in eine Fensternische getreten war, ansichtig zu werden, durch das Zimmer der Ausgangstür zu, blieb dann plötzlich stehen, kehrte noch einmal auf die Schwelle des Gemaches zurück, welches er soeben verlassen und rief mit einer Stimme, in der der Zorn noch nachklang:

„Du kannst machen was du willst, Natalie, ich werde mich nie dazu hergeben, aus Vilma nur eine Zierpuppe zu machen, welche auf Männerjagd ausgeht und kein anderes Ziel kennt, als eine möglichst gute Partie zu machen.

Etwas Tüchtiges soll das Mädel werden, leistungsfähig soll es dastehen im Kampfe des Lebens, einen Beruf soll es ganz und voll ergreifen, kurzum, wenn meine Wünsche auch nur den geringsten Einfluß auf sie nehmen, so wird sie Ärztin! Ich habe immer eine Lanze gebrochen für das Studium der Medizin bei den Frauen und es wäre mein Stolz, wenn ich meiner Mutter, wenn ich so vielen, die mir in meinem Leben dagegen gesprochen, einen glänzenden Beweis liefern könnte, wie sehr ich mit der Vertretung meiner Ansichten im Rechte bin! Doch adieu, Natalie, ich werde im Klub erwartet und habe mich durch deinen sinnlosen Widerspruch schon lange genug verspätet! Auf Wiedersehen!"

Sprach's und stürmte der Tür zu, welche mit unnötigem Lärm hinter ihm ins Schloß fiel.

Ich stand verblüfft. Das war ja ein sehr netter Herr, der nach so kurzer Ehe ohne Kuß, ohne freundlichen Gruß seine junge Frau verließ, die, dessen war ich mehr als überzeugt, sich gewiß kein schweres Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen. Arme Natalie! O, diese Männer! So sind sie — liebenswürdig, bestrickend, unwiderstehlich bis sie uns betört, um dann, wenn wir uns ihnen hingegeben, wenn jede Fieber unseres Seins nur für sie pulsiert, die Maske fallen zu lassen, um mit roher Gewalt uns anzuherrschen, wenn wir nicht blindlings ihrer Meinung sind! Ja, fürwahr, ich hatte den besseren Teil erwählt, als ich den Entschluß gefaßt, ledig zu bleiben, dafür schien die Ehe meiner Freundin Natalie von Eschen wieder ein sprechender Beweis sein zu sollen.

Aus dem anstoßenden Gemache drang jetzt lautes Schluchzen an mein Ohr, und da keine zweite begütigende oder zürnende Stimme sich ver-

nehmen ließ, zog ich daraus den Schluß, daß meine Freundin allein sei und ich versuchen könne, ob das Trösteramt, welches ich schon in unserer gemeinsamen Kindheit oft geübt, auch jetzt noch seine alte Kraft besitze. Sachte schob ich die Portiere zur Seite und trat ein.

„Natalie, Kind, was gibt es denn?“ fragte ich, indem ich meine Hand auf die Schulter der vor einer Otomane knienden Gestalt legte, welche, das Antlitz in die Kissen vergrabend, konvulsifisch schluchzte. Sie führ erschreckt in die Höhe, sah mich einen Moment mit tränenfeuchtem Blick an, fiel mir dann um den Hals und weinte abermals zum Steinerbarmen. Ich strich ihr begütigend über das reiche Haar, und da ich auf den ersten Blick begriffen, daß die Freundin in einem Zustande sei, welcher besonderer Schonung bedürfe, setzte ich mich auf die Otomane, zog Natalie an meine Seite und begann, indem ich sie herzlich umschlungen hielt, in unbefangenem Ton von mir und meiner Heimkehr zu berichten, um ihr die Zeit zu lassen, sich zu sammeln und mir nur das zu erzählen, was sie mir bei ruhiger Überlegung erzählen würde. Es gelang mir auch, und als ich nach einiger Zeit, wissend, daß es der jungen Frau auffallen müsse, wenn ich von ihr selbst und den Veränderungen in ihrem Leben nicht rede, möglichst unbefangen fragte:

„Und du, Natalie, bist du glücklich? Hat dir die Ehe all' das gebracht, was du erhofft?“ Da antwortete sie mir viel freudiger, als ich es erwartet hatte:

„Ja, glücklich wohl, Marie, aber —“ fügte sie nach einer sekundenlangen Pause hinzu, „wir hatten heute znm ersten Mal einen ernstlichen Streit gehabt, mein Mann und ich! Ach und er hat mir so abscheuliche Dinge gesagt!“ stammelte sie, während ihre Tränen von Neuem zu fließen begannen. „Er will nun einmal absolut nicht, daß Vilma heiratet, und ich will es nicht zugeben, daß sie Medizin studiert. Als ob ich es von meinen Brüdern her nicht wüßte, welch' schreckliches Leben die Studentinnen führen, über welche sich die jungen Männer lustig machen! Die Heirat ist der natürliche Beruf des Weibes und heiraten soll Vilma! Doch tausendmal besser hausbackene Kindermutter und blödsinnige Zierpuppe, als emanzipierte Ärztin. Bist du nicht meiner Ansicht.

„Das kommt darauf an, Kind, man müßte beide Teile hören. Die selbständige Stellung der Frau hat heutzutage sehr viel für sich; doch um wen handelt es sich eigentlich? Hat dein Mann eine junge Schwester oder Verwandte im Hause, um die er sich so warm annimmt?

„Schwester — Verwandte — nein! Wir sprechen von Vilma, deren Wohl und Wehe uns ja doch beide gleich innig berührt!“

„Aber wer ist Vilma, liebes Herz? Ich habe diesen Namen nie früher von seinen Lippen vernommen.“

„Vilma —“ errötend, zaghaft blickte die junge Frau mir eine Sekunde lang ins Gesicht, dann barg sie das Antlitz an meine Schulter und flüsterte leise:

„Vilma ist unser Baby!“

Ein paar Augenblicke schwiegen wir beide. Unwillkürlich traten mir Tränen in die Augen, obzwar ich eine laute Lache hätte anstimmen sollen. Das ungeborene Kind also war zum Zankapfel geworden zwischen Mann und Weib! Glückliche Menschen! Zwischen Lipp' und Kelchesrand! Das peinigende Bewußtsein, was alles geschehen kann, ehe der Freudenbecher des Glückes an die Lippen gesetzt und geleert werden darf, das war ihnen offenbar terra incognita! Sollte ich Natalie darauf hinweisen? Wozu? Das Leben wird nur allzufrüh zur strengen Lehrmeisterin, welche es übernimmt, die Menschen einzuführen in seine düstersten Schattenseiten. Vielleicht mochte die junge Frau einen Bruchteil meiner Empfindungen erraten, als sie in meine tränenumflorten Augen sah, vielleicht beschlich sie eine Vorahnung kommenden Wehs, denn sie rief plötzlich tief bewegt, die Arme um meinen Hals schlingend:

„Du nennst mich kindisch, Marie, und du hast recht! Glücklich nur, gesund und glücklich möge unsere Vilma werden, ob auf Eberhardts, ob auf meine Art, das ist Nebensache, denn jeder Mensch hat seine Selbstnatur und wandelt seine eigenen Bahnen. Wir Eltern können hoffen, wünschen, beten, aber wir sollen nicht herrschend eingreifen in das Leben unserer Kinder!“

Ich versiegelte den Mund der jungen Mutter, welche so salomonische Weisheit verkündete, mit einem herzhaften Kuß, aber ich konnte doch nicht umhin, lachend die Frage zu stellen:

„Wer sagt denn überhaupt, daß es ein Mädchen sei?“

„Oh, alle und vor allem meine innere Stimme. Vielleicht habe ich aber heute doch nicht ganz recht

gehabt, Eberhardt durch meinen Widerspruch so weit zu treiben, daß er die Geduld verlor! Er ist noch nie heftig mit mir gewesen, der engelsgute Mann! Aber daß unsere Erstgeborene Ärztin werden müsse, das bleibt sein Steckenpferd. Ich glaube, seine erste Jugendliebe war es, und aus Pietät für sie, die früh gestorbene, hält er an dem Gedanken fest!"

Ich verabschiedete mich bald darauf von Natalie, denn ich war nicht Herrin meiner Zeit. Als ich sie nach einigen Tagen wieder besuchte, lernte ich ihren Gatten, einen liebenswürdigen, hübschen Mann, kennen, der seine Frau auf Händen zu tragen schien. Das Thema Vilma und Ärztin wurde nicht berührt und die junge Frau erzählte mir, als sie mit mir ein paar Sekunden allein war, daß sie vollkommen glücklich sei und Eberhardt ihr auch versprochen haben, die Heftigkeit seines Temperaments, unter der sie freilich erst einmal zu leiden gehabt, aus Liebe zu ihr beherrschen zu wollen.

— — — — — — — — — — — —

Vierzehn Tage später brachte mir der Briefträger einen Brief folgenden Inhalts:

„Die glückliche Genesung meiner Frau von einem gesunden Knaben, beehrt sich allen Freunden ergebenst anzuzeigen

Eberhardt von Eschen.

Der erste Streit war also umsonst gewesen; weder Ärztin, noch Emanzipierte, weder hausbackene Kindermutter, noch blödsinnige Zierpuppe war das Baby geworden, welches die erste Meinungsverschiedenheit an dem jungen Ehehimmel heraufbeschworen.

Unerforschlich sind die Wege des Schicksals und Torheit, sich dagegen aufzulehnen!

Die Rheinnixe.

Märchen von Henriette Stoll.

In einer schwülen Sommernacht trieb ein junger Fischer seinen Kahn bis in die Mitte des Rheins und warf dort sein Neß aus. Da zog er nebst einer Menge kleiner Fische eine liebliche Nixe aus dem Wasser.

Sie lag da inmitten der Fische wie ein Märchen so schön, die Augen geschlossen unter schweren Lidern, dichtes goldenes Haar umrahmte in wallenden Locken ihr bleiches Antlitz, ihren zarten Körper umhüllte ein seidenes, lichtgrünes Schilfgewand.

Des Fischers erster Gedanke war, das holde Wesen wieder in die Tiefe zu versenken, denn er wußte sofort, daß er es mit einer Nixe zu tun hatte, solch' zarte gebrechliche Wesen wie die Lichtgestalt in seinem Netz wandelten nicht auf Erden. Doch je länger er in die bleichen, lieblichen Züge der Nixe sah, desto besser gefiel sie ihm und er konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie mit sich in seine Behausung zu nehmen. Eilends ruderte er an das Land und trug seinen seltenen Fang auf seinen starken Armen in seine kleine, armselige Hütte.

Dort breitete er ein frisches weißes Linnen über sein einfaches Bett und legte die Nixe behutsam darauf. Die Nixe schlief sechs Tage und sechs Nächte und regte und bewegte sich nicht. Während der ganzen Zeit saß Jannsen, der junge Fischer, an ihrem Lager und wartete klopfenden Herzens auf ihr Erwachen.

Am siebenten Tage schlug sie die großen blauen Augen auf und sah sich verwundert in der armseligen Fischerstube um. Als sie den großen, starken Jüngling an ihrem Bette sitzend gewahrte, stieß sie einen markerschütternden Schrei aus und wollte vor Angst und Schrecken flüchten. Aber Jannsen redete mit weicher Stimme auf sie ein, daß sie bei ihm gut geborgen sei und ihr kein Leid geschehe, auch könne sie jederzeit wieder zu den Ihren in den Rhein zurückkehren, er wolle sie nimmer daran hindern, wenn ihm auch das Herz vor Leid über die Trennung bräche.

„Wie lange habe ich geschlafen, kannst du mir das sagen?" frug die Nixe mit zitternder, angsterfüllter Stimme.

„Sechs Tage nnd sechs Nächte, heute bist du den siebenten Tag bei mir."

Da schlug die Jungfrau, als sie dies hörte, verzweifelt die Hände vor das Gesicht und weinte jämmerlich.

„So kann ich nimmermehr zu den Meinen zurückkehren, ich habe den Tag der Sonnenwende verschlafen, nur in der Johanni-Nacht nehmen die Wasser mich zurück, o ich arme Unglückliche, was soll ich auf der rauhen Erde anfangen, auf der die Menschen so hart und unbarmherzig grausam sind."

„Bleibe bei mir," bat der Fischer, „ich werde niemals hart und rauh zu dir sein, ich will dich hüten wie mein köstlichstes Kleinod, kein böses Wort soll dich je betrüben und von mir scheuchen, du sollst nur Sonnenschein und Frohsinn auf der Erde kennen lernen, denn ich habe dich lieb und wenn du von mir gehst, hat das Leben keine Sonne mehr für mich, dann will ich auch nicht mehr sein."

Zweifelnd sah die Nixe den Fischersmann an, endlich sagte sie: „Wohlan, wenn das wahr ist, was du gesprochen, so will ich bei dir bleiben, doch hüte dich, daß jemals ein hartes, liebloses Wort zu mir den Weg über deine Lippen findet, in der Stunde müßte ich dich auf immer verlassen, ich kann nur da atmen, wo Frohsinn, Licht und Sonnenschein herrscht."

So blieb denn Nadine, so hieß die Nixe, bei Jannsen, dem armen Fischer. Wo hätte sie auch sonst hingehen sollen, ein ganzes Jahr lang bis zur Sonnenwende, war ihr die Rückkehr in die Wasser verschlossen, da mußte sie schon geduldig die Zeit ausharren.

Sie besorgte mit flinken zierlichen Händen das kleine Hauswesen und bereitete die einfachen Mahlzeiten.

Kam Jannsen müde und hungrig vom Fischfang heim, lief sie ihm mit ihrem sonnigen Lächeln entgegen und hing sich ihm lachend und scherzend an den Hals, zwischen ungezählten Küssen und Neckereien verzehrten sie das bereitete Mahl.

War das Tagewerk vollendet und die Abendschatten lagen dämmernd über dem Rheine, dann nahm der Fischer Nadine auf seine starken Arme und trug sie hinab in den Kahn und bis tief in die Nacht hinein ruderte er das Fahrzeug mit seiner holden Bürde den Strom auf und ab,

Nadine lag dann zumeist lang ausgestreckt im Kahne; den Kopf in des Mannes Schoß geborgen, starrte sie mit großen rätselhaften Märchenaugen sehnsüchtig in die Weite.

So dünkte ihnen beiden das Leben ein einziger Traum von Wonne und Schönheit und im ganzen Rheinland gab es kein glücklicheres Paar als Jannsen und Nadine.

Jannsen hütete Nadine sorglich vor Jedermanns Auge, er fürchtete stets, sein Kleinod könnte ihm entführt werden, aber auch die Nixe selbst könnte ihn eines Tages verlassen.

Am liebsten wäre er ständig in ihrer Gesellschaft geblieben, ruderte er weit den Strom hinauf, mußte sie ihn stets begleiten, immer wollte er ihre holde Nähe um sich fühlen. Nur in der Stadt zum Fischverkauf nahm er sie nicht mit; schweren Herzens verließ er jedesmal die Hütte, wenn ihn seine Geschäfte in die Stadt führten.

Nadine mußte ihm dann heilig versprechen, die Hütte nicht zu verlassen denn es war vorgekommen, daß der junge Graf vom Schlosse Nadine gesehen, als sie eines abends am Strande badete. Seit der Zeit suchte er eine Begegnung mit dem schönen Mädchen, dies gelang ihm auch eines schwülen Sommerabends da er Jannsen in der Stadt wußte. Nadine jedoch verschmähte den Grafen und seinen Reichtum, sie wies seine Werbungen ihm auf das Schloß zu folgen, standhaft zurück und flüchtete Schutz suchend in die Fischerhütte.

Sie fürchtete sich vor dem fremden Ritter und vor fremden Menschen und Jannsen freute sich ihrer Furcht, so gehört sie ihm — ihm ganz allein.

(Fortsetzung in der nächsten Nummer.)

Fritz Hugo.

Das Leid.

Ich hatte Weggenossen,
So wechselvoll, so viel.
Nur einer, unverdrossen,
Geleitet mich zum Ziel.

Daß ich nie einsam wandre
In irrer Dunkelheit,
Dafür sorgt schon der andre
Und dieser ist das „Leid".

Es singt mir seine Lieder
Unnennbar, niegeahnt
Und hat mich immer wieder
An meinen Gott gemahnt.

◇ ◇

A. U. Hermann Henke.

Die Weihnachtskunst.

Ich will von einer Kunst euch sagen,
Von einem wahren Seelenbrot;
In frohen und in trüben Tagen
Ist diese Kunst der Seele not.
Sie ist nicht lang und schwer zu lernen,
Hat doch des höchsten Meisters Gunst;
Ihr Heimatland liegt über Sternen:
Es ist die sel'ge Weihnachtskunst!

Und wollt ihr wissen, was ich meine,
Und meint ihr, daß es euch bewußt:
Es glänzt so hell wie Edelsteine;
Die Erde füllt's mit Himmelslust.
Es ist die Kunst, die tief im Herzen
Der Menschen ihren Reigen führt,
Und über alles Leid und Schmerzen
Der Erde jauchst und triumphiert.

Sie ist das Glück der kleinen Kinder
Die ihre Eltern kaum erkannt;
Das Heil der großen Überwinder
Von aller Welt geehrt, genannt.
Sein letztes, was der Arme zählet,
Und ihn zum Fürsten adelt frei;
Und — wo es noch dem Reichen fehlet,
Fehlt ihm der Ruf, daß reich er sei. —

Was Menschen können, was sie wissen,
Und was an Freuden wird genannt;
Sind sie des einen nicht beflissen,
Ist alles Andre bloßer Tand.
Sie schlummert in den meisten Seelen,
Sobald des Lebens Ernst sie schreckt; —
Erstarrt dann in den meisten Fällen,
Und selten wird sie auferweckt.

Vom grünen Baum die Kerzen strahlen
Auf einen jungen Lockenkopf;
Das sind die seeligsten von allen,
Die halten fest ihr Glück beim Schopf.
Das kleine Herz ist ganz erhellet
Durchleuchtet auch der kleinste Fleck:
Sie haben's — was den Großen fehlet,
Die kleinen Künstler frei und keck.

Sei eingedenk der schönen Zeiten,
Da du zuerst den Baum erblickt!
Gedenke all der Herrlichkeiten! —
Was hat dich, wie noch nie entzückt!
Ein reiner Strahl vom Himmelslichte
Fiel in ein Herz, noch klein und rein.
Das ist die ganze Kunstgeschichte.
Willst du sie haben — ist sie dein. —

Ein reines Herz voll reiner Liebe,
Das sich am kleinsten dankbar freut,
Das findet auch im Sturmgetriebe
Noch Rosen auf den Pfad gestreut.
Was dich von außen mag beschweren
An diesem Strahl sich alles bricht:
Läßt du es ein — läßt du gewähren
Wie einst — das sel'ge Weihnachtslicht!

O Herz, schick aus die tausend Strahlen,
Die dir im tiefsten Sein erstehn:
Das sind die glücklichsten von allem,
Die immer mit der Sonne gehn! —
Entgegen schlagen dir die Herzen
Soweit — in liebevoller Brust,
Im Sternenflor der Weihnachtskerzen
Glänzt eine Träne: Weihnachtskunst.

Harry Hohlbohm.

Auf dem „Schuckberg".

Ich schau hinab aufs bunte Dorf, —
Die Heide träumt im Wind,
Die Finken schlagen voller Lust,
Ein Hauch umwebt mich lind.

Der Häher lacht, die Hähne krähn; —
Ich jauchze hell und laut,
Denn drunten, wo der Weißdorn blüht,
Wohnt meine süße Braut!

Ja, herrlich bist du, weite Welt,
Wohin auch schweift mein Blick,
In deinem bunten Lenzgewand
Und deinem Maienglück!

Geleite.

Raten soll ich dir? Raten ist schwer!
Fahre nur selber hinaus auf das Meer.
Fahre durch Stürme und sonnige Zeit,
Prüfe die Lust und erfahre das Leid!
So auch mußten wir selber wandern.
Hatten nicht Hilfe und Ratschlag von andern,
Mußten wir wandern wohl kreuz und quer,
Leicht war das Ränzel, das Herz aber schwer.
Doch, wie uns, mög' auch dir erblühen
Einst noch Glück aus Kampf und Mühen.
Anders rat' ich nicht, raten ist schwer,
Fahre nur selber hinaus auf das Meer!

❀

Segen der Nacht.

Es reicht die Nacht mit mütterlichen Händen
Im Traume kosend Glück um Glück mir dar,
Dem wunden Herzen reichen Trost zu spenden.

Und, was erbarmungslos der Tag zerrissen,
Und all das Glück, das er mir rau zerbrach,
Das schenkt die Nacht mir wieder trostbeflissen.

Und wenn am Ende dann, von Not und Plagen,
Des Herzens müder Schlag verruhen will,
Naht mild die Nacht, mich himmelwärts zu tragen.

❀

Allerseelen.

Die tränenschwere Sehnsucht gleitet
Auf wunden Füßen durch die Welt.
Und seinen Riesenfittich breitet
Der Tod, der soviel Glück zerschellt.
Und ringsum hockt an Grabeshügeln
Die Trauer und das Herzeleid,
Vorrüberrauscht auf Sorgeflügeln
Erinnerung — Vergangenheit.

❀

Scheiden.

Damals prangten tausend Blüten
Rings im grünen Hage
Damals lockte noch die Amsel
Süß im Erlenschlage.

Damals blühten rote Rosen
Noch auf deinen Wangen
Und nun bist du schon für immer
Fort von mir gegangen.

Liegst, gefaltet deine Hände
Wie zur Weihestunde
Und ein weltverlornes Lächeln
Schwebt auf deinem Munde.

Nimmermehr wird er mir sagen,
Was du tief empfunden,
Nimmermehr von Liebe reden
In verträumten Stunden.

Niemals werden wieder strahlen
Deiner Augen Sterne.
Einmal noch, voll heißer Sehnsucht.
Säh' ich sie so gerne.

Einmal noch am Waldeshange
Möcht ich mit dir träumen,
Wenn mit Abendsonnengolde
Sich die Wipfel säumen.

Einmal noch mit meinen Armen
Möcht ich dich umfangen
Und an deiner Brust vergessen
Alles Leid und Bangen.

Schlaf' nun wohl und schlumm're selig
Jenem Tag entgegen,
Da ich dich in fernen Welten
Such' auf lichten Wegen.

Gotthold Laube.

Einsam.

Ach, seit mein Kind gestorben,
Mich einsam ließ zurück,
Schied still von meiner Seite
Auch meines Lebens Glück —

Das Leben dünkt mir öde,
Seit er, mein Liebling tot;
Mir blüht kein holdes Blümlein,
Mir lacht kein Morgenrot.

Des Vögleins Lied, das fröhlich
Sonst in mein Herze drang,
Das dünkt mir jetzt ein ernster,
Ein dumpfer Sterbesang.

Die andern Menschen fühlen
Ja nicht mein tiefes Weh;
Kalt blicken zu mir nieder
Die Sterne aus der Höh.

Nun läuten Glocken leise
Den Feierabend ein;
Die Nacht sinkt stille nieder.
Bald ruhen Flur und Hain.

Möcht sie mit sanftem Hauche
Einschläfern meinen Schmerz.
Ach, komm und bringe Frieden
Dem leiderfüllten Herz!

George Morin.

Erinnerung an vergangnes Glück.

Wie oft sprachst du in jungen Liebestagen.
Wenn du mir sah'st gar lieb ins Angesicht:
„Die Augen dein, die drin mein Bildnis tragen,
Die schau'n mich an, wie zwei Vergißmeinnicht."

„Seit ich in deine Augen sah, die blauen,
Weiß ich mir wohl kein schönres Blümlein mehr,
Dir mußt' seitdem ich alles anvertrauen,
Ob mir die Seele froh war oder schwer." —

„Und sah im Lenz ich sie zu tausend blühen,
Die blauen Sternelein Vergißmeinnicht,
So mußte meine Lieb' für dich erglühen
Von neuem stets, so heiß wie dein Gedicht!"

So sprachst du einst; — sie blieben deine Blumen,
Du meine unvergeßlich liebe Frau,
Bis deinen Mund für immer ließ verstummen
Der Tod, auf dieser irdschen Blumenau,

Und seh' ich jetzt im Alter, ach verlassen,
Die blauen Sternlein hier am Bach und Hain
Dann kann mein Auge kaum die Tränen fassen.
Mir ist's als sprächst du noch: „Vergiß nicht mein!" —

Herimie Grabenster.

Drunten am Waldbach.

Drunten am Waldbach vor einem Jahr,
Drunten am Waldbach, Silvester war,
Auf steinerner Brücke am Bach,
War's, wo an seiner Brust ich lag.

Drunten am Waldbach, beim Glockenklang,
Wars, wo das Lied der Treue er sang.
Wars, wo er Liebesworte sprach.
Silvesternacht am Waldbach wars.

Silvesternacht, am Waldbache einst,
Habe ich bittere Tränen geweint,
Da fleht ich für sein Wohlergehn,
Da hofft ich auf ein Wiedersehn.

Vom Waldbach schied einst das alte Jahr,
Auch er am Waldbach, dann Abschied nahm;
Das alte Jahr kommt nimmermehr.
Auch er, auch er, ich hoff nicht mehr.

Glockengesang am Waldbach drunten.
Hat mein Glück zur Ruh gesungen.
Silvesternacht am Waldessaum.
Heut flüstre ich Entsagungstraum.

Drunten am Waldbach, nach einem Jahr,
Werde ich schlummern, auf immerdar.
Wenn der letzte Ton verklungen,
Bin auch ich zur Ruh gesungen.

Ernst Krauß.

Leben.

Alles Schöne lieben,
das Niedere hassen,
unendliche Güte walten lassen,
sich selbst nichts — den andern alles vergeben,
mitten im Welttreiben stehn —
und doch überm Alltag schweben:
heißt leben!

K. E. A. Schwarz.

Feme.

Ein Bauer nahm ein Land in Pacht,
Das dünkte ihm zu klein;
Drum ging er hin in dunkler Nacht,
Versenkt' den Markungsstein.
Ein Eidgenoss' der hl. Fehm',
Besah sich das so recht,
Dann ging er, es zu melden dem,
Der solche Frevel rächt . . .
Der Freigraf hört den Kläger an,
Und brummt dann, wie ein Bär;
Er spricht: Geh hin, sag an dem Mann,
Daß er geladen wär . . .
Der Bauer aber schreit in Wut,
Scher dich aus meinem Haus!
Sonst reißen dir, du Höllenbrut,
Die Hund' die Gurgel aus! — —
Der Freigraf sprach: Stock Stein, Gras, Grein
Zerbrach dabei den Stab;
Das war am Stuhl bei Mondenschein
Bei Lind' und steingen Grab.
Und in der Runde klang es fort,
Über: Stock und Stein, Gras, Grein.
Es war der Feme richtend Wort,
Am Tische roh von Stein.
Einst ging der Bauer durch den Wald,
Jach brach herein die Nacht.
Da riefen Eidgenossen: Halt!
Hier steht der Feme Wacht!
Du hast an fremdem Gut gefehlt,
Du kamst nicht zu Gericht,
Dem Boten gabst du Schimpf und Schelt',
Ein kurz Gebetlein sprich!
Der Bauer schlug drei Kreuzelein,
Da ist es schon geschehn —
Mit: „Glock und Stein und Gras und Grein,"
Hängt er in nächsten Höh'n.
Und vor dem Baum, wo er gehenkt,
Harrt sein ein steinern Grab;
Vier Zeichen in den Stamm gesenkt,
Dann schneidet man ihn ab . . . .

F. Gebhardt, Tegel.

Die eine, ewig antwortlose Frage.

Und sahst du täglich auch an deiner Schwelle
Den Fuß des Todes dir vorüberschreiten,
Manch blühend Leben aus des Daseins Helle
Ins Tal der ewgen Schatten niedergleiten —

Und hörtest täglich du den Freudenchören
Fernher sich mischen auch das Lied der Klagen —
Du wolltest achtlos nicht ihr Mahnen hören,
Und hießest schweigen deiner Seele Fragen.

Doch — schritt der Gast durch deine eigne Pforte,
Und riß hinweg, was teuer dir gewesen — —
Des Todesrätsels ewig dunkle Worte,
Du starrst sie an und wagst nicht, sie zu lesen;

Du fühlst dein eigen Herz mit bangen Stöhnen
Durchzittern nun die alte Menschheitsklage,
Und immer, immer wieder hörst du tönen
Die eine, ewig antwortlose Frage — —

Gotthold Laube.

Im Herbst.

Dumpfe, ernste Klänge
Liegen mir im Sinn —
Schwere Wolken schleichen
Träg am Himmel hin.
Durch die Straßen wandert
Hartes, rauhes Weh'n —
Todesbanges Schweigen
Brütet auf den Höh'n.
Noch ein letztes Blümchen
Senkt sein traurig Haupt;
Weint um seine Schwestern,
Die ihm Herbst geraubt.

Ernst Doerks.

Traum und Glück.

Geh' in die Welt, hin in ein and'res Treiben.
Nimm neue Bilder auf mit neuen Menschen,
Getrieben von der Sehnsucht heißem Streben.
Dem eignen Leben eignen Wert zu geben.

Was ist die Welt? — ein winz'ger Erdenball.
Und was der Jugend Traum? — ein ungeheures Reich.
Du rufst das Glück! — „Wie, ist's nur leerer Schall?
Ist's möglich denn? Warum kommt es nicht gleich?"

Du rufst noch mal. — Enttäuscht bist du, empört.
Nein, kämpfen mußt du drum in hartem Ringen.
Die meisten sind enttäuscht. Nur wenige erhört.
Das Glück kommt selbst. Man kann es nicht erzwingen.

Kämpf' mutig weiter. Wünsche treiben dich.
Der Jugend Phantasie kennt nicht begrenzten Raum.
Für sie ist alles schön und unvergänglich.
Man träumt nur einmal diesen gold'nen Traum.

Stimmel.

Entsage.

Ich fürchte deine Schmerzen nicht,
O Welt, ich fürcht' die Freuden,
Ich fürcht' der Liebe Angesicht
Mit ihren stummen Leiden.
Ich fürcht' die Nacht, die kühl und leis
Mir zuraunt meine Klage —
Dann schreit mein Innres wild und heiß:
Entsage.

Vor deinen Schranken bleib ich kalt,
Doch nahst du dich mit Schmeicheln,
Der Liebe himmlische Gestalt
Zerbricht mein schwaches Heucheln;
Noch schlief ich nicht, es rinnt der Schweiß,
Die Stunde flieht zum Tage —
Entkräftet wohl, doch ruft es heiß:
Entsage.

Unruhig liegt das glühnde Haupt,
Die müden Lippen beben;
„Welt, was die Liebe mir geraubt,
Kannst du nicht wiedergeben."
Schon schwillt des Tages Last und Fleiß —
Wie bei so mancher Frage,
Es träumt die Seele mild und leis:
Entsage.

Friestau-Poppler.

Mein Tagebuch.

Mir ist so wohl — und doch so weh zu Mut,
Sorgen, ich hab' sie vergessen,
Durchblättert hab' ich heut ein Buch,
Das ich als Kind besessen. —

Margit.

Herzig liebes kleines Mädchen
Zart und fein und gut und süß,
Du mein Leben, du mein Streben
Höchster Wonne Paradies. —

Deine beiden braunen Aeuglein
Groß und schön und sehnsuchtsvoll,
Sah ich sie auf mich gerichtet
Wie da doch mein Herze schwoll. —

Es eilt die Zeit mit Riesenschritten
Und kommt die Trennung, kommt der Schmerz,
Wie schnell doch jene Stunden gingen,
Wo bebend lagen Herz an Herz. —

Bernhard Müller.

Letzte Sommernacht.

Das war der Sommernächte letzte nun.
Blaß stehn die Rosen. In dem leichten Wind
nur gaukelt ein verlorner Falter hin
und sucht die Blumen, die gestorben sind.

Ein schwarzer Schatten steht im weiten Feld.
Ein stummes Grauen ächzt durch Tal und Höh.
Der Abendschein schläft ein. Die weite Welt
erschauert vor des Abschieds bitterm Weh!

Wie bald.

Wie bald, ach, welkt das Laub.
Kurz ist die Sommerzeit.
Wie bald, ach, ist dahin
all Lust und Fröhlichkeit.

Wie bald, ach, deckt der Schnee
der Erde grünen Glast.
Wie bald, ach, deckt dich selbst
der Erde schwere Last.

George Morin.

Im Musenalmanach.

Am Waldesabhang, mit dem Blick zum See,
Da sitzt im Moos ein einsam Liebespärchen;
Er liest ihr aus dem Musenalmanach
Hier vor sein allerneustes Dichtermärchen.

Sie lauscht dem lieben Leser andachtsvoll,
Denn er weiß solches herrlich vorzutragen.
Fern glänzt der See, und dort, am Waldessaum,
Hört man, gar süß, die Nachtigallen schlagen. --

„O war das schön!“ spricht sie, als er zu End',
„Wie hielt dein Lied die Seele mir gefangen!
Du hast's so trefflich zu Gehör gebracht!“
Und küßt den Sänger dann auf Mund und Wangen.

So las der Dichter vor einst seinem Lieb'
Sein Werk, dem es gelauscht hat mit Entzücken,
Und keine Lorbeerkrone dieser Welt
Konnt' ihn so sehr, wie solch ein Lohn, beglücken. —

Rudolf Goldschmidt.

Halloh!

(Dansons la carmagnole!)

Im Viehstall „Fetter Ochse“
Ist heute Kinotag,
Die Braunen und die Bunten —
Sie machen Höllenkrach.

Die Schweine und die Gänse —
Ha! stehen stumm am Tor,
Es singen fünfzehn Hähne
Tannhäusers Pilgerchor.

Die Ziegen, liebesbrünstig,
Zerrn sich den weißen Bart,
Am Futter heute Christian
Wohl hundert Taler spart.

Die Mäuse und die Ratten —
Huh! quieken wie noch nie —
's ist Kinotag ja heute —
Fürs göttlichhohe Vieh!

Wie herrlich und moderne
Ist so ein Rindviehstall!!
Demnächst gibts für Kamele
Noch Wagners Parzival!!
Kikeriki, Mu—h, mäh, mäh.

Erda.

Die Wahrheit.

Es webte das Glück ein schön rosiges Tuch,
Das schlang er ums Haupt mir und hüllte mich drein,
Mein Blick war verdunkelt, zwar sah ich genug,
Doch immer nur alles im rosigen Schein.

Schon riß mir das Tuch und geblendet ich war;
Es mochte mein Auge die Wahrheit nicht schaun,
Die sich ihm enthüllte so schreckensvoll klar;
Es barg hinter Fetzen sich angstvoll mit Graun.

Vergebenes Müh'n, denn sie hielten nicht Stand,
Im Windhauch sie flatterten restlos dahin.
Und hüllenlos scharf jetzt mein Auge erkannt,
Die Wahrheit, die segenreich in ihrem Sinn.

Die Wahrheit, die grausam den Wahnschleier nimmt,
Läßt uns nicht in Wollust leichtsinnig vergehn;
Sie stärket zum Kampfe und was uns bestimmt;
Sie lehrt uns mit Strenge im Leben zu stehn.

Josef Kühr.

Der Hoffnung treu.

Was drückst du mich nieder,
Hohlwangieges Leid,
Aus trüben Stunden geboren?
Was ziehst du die Seele
Zur Tiefe hinab
Und raubst meinem Geist die Flügel?

Ich habe ein Recht
Zu freuen mich
Am leuchtenden Glanz der Sonne.
Bin ja noch jugendlich,
Kräftig und frisch
Und hoffe der Zunkunft entgegen.
Ich spanne die Kraft
Und recke mich auf,
Des zwingenden Druckes zu genesen;
Und bin ich zu schwach
Und du stärker als ich,
Neuhoffend nur niedersinken.

Hermann Busse.

Abendglück.

Der Abendsonne Gold
Hing in den Tannenzweigen
Die Stunde war so hold
In ihrem heilgen Schweigen.

Das Glück kam leis gegangen
Und füllte unsre Brust,
Und ihre Augen hangen
An mir, voll Himmelslust.

Die Sonne ging zum Scheiden,
Wir schliefen träumend ein,
Das Glück sang in uns Beiden,
Im Silbersternenschein.

Josef Achleitner.

Heideblümlein.

Ein Blümlein blüht im Heidegras
Bei einem harten Stein:
O Blümlein, Blümlein,
Wás ist das? —
Ich denke immer dein.

Der harte Stein dorrt's Blümlein noch;
Ich brings nicht aus dem Sinn:
O Blümlein, Blümlein,
Stündest doch
In meinem Garten drin!

Neue Bücher.

„Die deutsche Lyrik im 20. Jahrhundert." Magazin-Verlag Leipzig-Möckern. Preis eleg. geb. Mk. 5.

Ein bedeutendes Dokument unserer gegenwärtigen Literatur ist dieses Buch. Es charakterisiert in den verschiedensten Stoffen und Formen die breite, unstäte Jetztzeit. Reich und arm, jung und alt scharten sich hier zum Wettstreit zusammen. Was Wunder, daß jeder sein Bestes Schönstes auf den Kampfplatz stellte! Wie sie alle auf uns einstürmen, die Gesänge der Erinnerung, des Friedens, des Schmerzes und — zu allererst — der Liebe!

Da sinnen melodische Verse des Dichters **Graeb** (er hat wohl Heine zu tief studiert?) in unser Herz, dann kecke, bilderreiche Sonetten der wilden, unbändigen Natur **Hutzenlaub's**, inmitten derselben seine prächtige soziale Studie „Fastnacht". **Licht** führt ein ganzes Liebesleben mit seinem Glück und Ende, dem Grab der Liebe, vor Augen. Letzteres hat ihm als Künstler das Glück beschceert. Ebenso erzählt **Schwerin,** hier mit Zartgefühl, da mit Keckheit von Freud und Leid. Innnigere und seelenvollere Töne sprechen von der Dichterin **Skrzeczka** Schmerz und Wehmut. Anders wieder formt **Anna Schmullerus** ihre Gedanken vom Frühling der Liebe: Sie läßt drei Mädchen mit entzückender Eleganz reden. Welche Fülle von Bildern und Gestaltungskraft — letzteres stellte sich **Taube** erfolgreich zum Exempel — ward in all diese Lieder getragen! Mit den kurzweg vollendeten Balladen **Winkler's** „Wer dich geküßt" und „Der Page" schließt sich der Kranz.

Nun **Joseph Achleitner** und **K. L. Karthels:** Beiden wohnt ein frohgemutes Betrachten der Natur inne, das dem ersteren das stimmungsvolle Gedicht „Waldkinder", dem anderen sein sonniges Idyll „Zigeuner-Romantik" gegeben. Oberst **Boysen** besingt in kraftstrotzender, balladischer Form den Helden Botsaris, der mit 60 Bewaffneten zur Rettung der Hellenen gegen 11000 Türken standhielt, dies aber mit seinem Leben bezahlte. Darauf folgen ernste und heitere Strophen **Bredows,** sämmtlich von weicher, inniger Harmonie getragen. **Busse** zeichnet neben anderen einige melodische Rhythmen, während **Emma Croon-Mayer** mit gutem Gelingen Philosophie und Poesie zur Kunst für denkende Menschen vereint. Sonnige Lieder von wahrhafter Schönheit reicht uns **Dycke,** Kühn und meisterlich ist seine Komposition ohne Formgesetz! Etwas herber erscheinen die flüssigen Verse von **Erikanus**, die trunken sind von Sehnsucht und Hoffen. Knapp und modern, aber prachtvoll und am Ende dramatisch gesteigert, hören wir **Anna Eimert's** Kunst. Dazwischen blitzen die schelmischen Augen **Paul Grotes,** lachend die Welt umpfangend. Mit großem Feinsinn und hoher Sprache behandelt **Hahlbohm-Dolgow** Böcklins „Schweigen im Walde".

Immerfort drängt sich Namen an Namen: Hier **Horvat-Petheö's** schöne kurzen Geständnisse einer stolzen Seele, da patriotische Gedanken der Frau Dr. **Hildebrand-v. Renauld-Kellenbach** in annutigem balladischem Aufbau, **Betty Kiehne** schenkt uns ein Lied von trauter Erinnerung an die Heide, nach der sich einsame Seelen suchen, **Max Kluge**, zarte Verse eines echten Heimatsdichters, die uns deuten, welche Schönheit in unserer nächsten Umgebung unerkannt schlummert. Sogar ein unstäter Jäger — **Kudielka** — singt aus dem Innern heraus an Liebe und Gott! Neben leichtfüßigen Gelegenheitsdichtungen schuf **Laube's** poetische Ader manche poetische Perlen wie „Tod der Ähren", „Unendlichkeit". In eine süße Romantik hüllen **Limberg's** träumende Augen Tag und Nacht. **Maria von der Lochau-Hettermann's** Verse sind von anheimelnder Abgeklärtheit und delikatem Bau. Symphonieen einer sehnsüchtigen Seele nach ihrem Ur empfindet **Helene Mönch,** derweilen der greise Dichter **Morin** sich der goldigsten Sonne freut. Seine Gedichte klingen wie wonnige Märchen, trotz „Lachendes Glück" herrzliches Naturell ist. **Nölke** gehört zu den wenigen, denen gegeben ist immer mit vollem Herzen zu erleben und somit in der Beschränkung den Meister zu zeigen. Ein prächtig poetischer Geist durchzieht **Noller's** Tentenzgedichte mit prunkvoller Sprache allerdings gebar ihn die Natur zum Dichter,

wie uns das „Vaterunser" lehrt. **Edith Riemer-Dombczak** breitet vor uns mit ihrer Novelle eine psychologisch erfaßte Künstlerliebe aus, deren reiner Rythmus das Selbsterlebnis voraussetzt.

Wir wenden weiter — **Gerta von Robertus:** Sie weiß von Harmonien und Dissonanzen eines Menschengeistes, wie ihn Ideen uns oft glaubhaft machen. Größer und gewaltiger dröhnt uns selten ein Gebet in das All! Darauf folgen die überwundenen Erinnerungen „Im Wandern" und „Jugend" **Salburg-Falkenstein's,** in denen man nicht den Schöpfer der gewaltigen Tragödie „Vittoria Accorambona" vermutet. **Alfred Schölzel's** Lieder umsäumt innere Wehmut, ob sie auch von Nacht oder Tag, Frühling oder Winter zeugen. Markig sind seine Endungen. Wahrhafte Lieder einer bewußten Seele, von tiefer Symbolik und Melancholie erhoben, weiht uns **Herma von Skoda**. Sie muten an wie Herbstgesänge, die sich mit dem Winter schon abgefunden. **Ida Thieß'** „Der Winter kommt bald" stellt ein sinniges Bild vom inneren und äußeren Werden und Vergehen dar. Daran reihen sich **Wehrstedt's** Grüße an Dörfer und Städte, die seinem Erinnern gelten. Kaum lassen sie in ihrer Bescheidenheit den Zauber von „Der Waldgöttin Klage" ahnen. **Welge** bringt liebe, freudige Lieder aus unserem Alltag, **Wieser's** echte Klänge eines Herzens, am schönsten in „Bei einer Mühle" ausgedrückt. Den Reigen beschließt der 19jährige **Hans Windisch** mit wirklich packender; reifer Lyrik. Seine Charakteristik ist ihm in „Winternacht" gelungen. — Wahrlich, ein übervolles Buch, übervoll von innerer Schönheit! Vieles zieht an uns vorüber, das uns völlig unbekannt war — manches, das wir nicht auszusprechen vermochten, hier erschließt sich's! Und — allem voran — wir besitzen in dem Buch ein Denkmal der Zeit.

„Streifzüge durch die Deutsche Heimat", von A. M. Witte. (Immortellenverlag Gustav von Dobbeler, Goslar. M. 2.50, geb. M. 3.50).

Die „Deutsche Alpenzeitung" sagt über dieses Buch: „Das Werkchen vereinigt zahlreiche, zahlreiche, reizvolle Schilderungen und historische Betrachtungen nord- und mitteldeutscher Städte und Städtchen. Es ist nicht gerade von besonderer Bedeutung, aber Mancher wird sich gern einmal ein Stündchen zur Erinnerung und Anregung in den mit hübschen Zeichnungen illustrierten Band vertiefen."

„Hinan", Roman von Richard Denner (Verlag von Hermann Costenoble, Jena. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—.)

Die Handlung spielt im ersten Teile in einem Dorfe der Rhön, im zweiten in Weimar und Jena, im dritten in einer Kreisstadt in Thüringens.

Gottfried Hartung, ein aus engen Verhältnissen hervorgegangener, vaterverlassener Waisenknabe, wird von „Hinan!", einem Wand- und Wahlspruche, den er in der Studierstube seines Pfarrers findet, gelockt und getrieben, ein „Großer" zu werden. Freudelos und reich an Entbehrungen, verlebt er die Schulzeit. Seine Sehnsucht will sich anfänglich nicht erfüllen. Mit Mühe und Not kommt er als Arbeiter und Hirt auf einem Gutshofe unter. Endlich nehmen sich wohltätige Menschen seiner an, verhelfen ihm zum Besuche des Gymnasiums und der Hochschule. Unter ständigem Ducken und Bücken geht er seinen Weg. Schließlich erfüllt sich sein Wunsch. Er erlangt eine achtbare Stellung, wird ein „Großer" der Gesellschaft. Kaum sieht sich Hartung an dem ersehnten Ziele, als das vermeintliche Glück auch schon in Scherben geht. Er muß erkennen, daß sein Sehnen ein trügerisches gewesen, daß das Glück nicht in äußerem Glanze, nicht in blinkendem Schein zu finden ist, daß der Mensch irrt, solange er strebt. In schwerem Kampfe ringt er sich durch, verzichtet freiwillig auf das, was ihm so begehrenswert erschien, auf die Stellung und die Erfolge, die ihr entsprossen.

Nun, da er von sich geworfen, was ihn hemmte und hinderte, dar er vor allem das rechte Selbstbewußtsein, die wahre Selbstachtung gekostet hat, ist er geheilt von seines Lebens

Torheit und seines Herzens Einfalt, schlägt er die rechte Richtung mit „dem weisen Abstand von Hochmut und Demut" ein. Er findet sich hinan auf des Daseins wahre Höhe, fühlt sich frei und ledig wie der Vogel in der Luft. „Dahin sind die Schatten, die sein Leben getrübt, verschwunden das Gespenst, das ihn geängstigt. Hell und sonnig wie ein Frühlingsmorgen liegt das Leben vor ihm". In strenger Pflichterfüllung, in der Pflege wahrer und edler Menschenliebe weiß er sich auf dieser Höhe auch zu behaupten.

Mit heißer Liebe schildert der Verfasser Land und Leute der Rhön, entwirft er Bilder aus der Stadt Goethes und Schillers, kennzeichnet er das sonnige Jena und sein frohes Studententreiben, malt er das Leben der Kleinstadt.

„Recht und Liebe", Roman von Richard Denner. (Herm. Costenoble, Jena. 2 Bände, M. 5.—, geb. M. 7.—.)

Ein Urteil der Presse: Die Frage unserer Zeit, die soziale Frage, die Stellung des Arbeitgebers zum Arbeitnehmer wird in „Recht und Liebe" aufgeworfen und beantwortet von einem heißen deutschen Herzen. Wirkliche, ganze Menschen sehen wir in der einheitlichen straffen Handlung; in plastischer Klarheit steht der Held vor uns; mit jeder Seite, die wir lesen, wächst unsere Teilnahme an den handelnden Personen, sodaß wir am Schluß uns nur ungern von ihnen trennen. Im Namen des sozialen Friedens für unser Volk wünsche ich, daß dies Buch, auf dem Tische keines Unternehmers, aber auch keines Arbeiters fehlte; ich wüßte kein Buch, das der Arbeit, der Arbeit in der Fabrik so gerecht würde, wie Denners „Recht und Liebe."

„Wo die Bücher wachsen" von Friedrich Streißler. (Herm. Costenoble, Jena. M. 2.75, gebd. 3,75.)

„Alles, was zum Buchhandel gehört, Verleger, Kommissionäre, Papierhändler, Buchbinder, Drucker und — last not least — das moderne Antiquariat, wird in spannender Handlung dem Leser vorgeführt. Zwar spielt der Roman in Leipzig, der Zentrale des Buchhandels, aber er paßt ebensogut auf manche Verhältnisse des Buchhandels in anderen Orten. Jeder nur einigermaßen Eingeweihte kann die Figuren der Handlung sozusagen im Dunkeln greifen — so lebenswahr ist alles dargestellt. Aber nicht nur Eingeweihte werden dafür interessiert sein; die Handlung ist so humorvoll, so fesselnd, so spannend und so das Allgemeine umfassend, daß dieser Roman das Publikum im weitesten Sinne anregen und packen wird.

„Sozialpolitik der Nächstenliebe" von D. von Dobbeler. (Immortellen-Verlag G. von Dobbeler, Goslar. M. 2,25, gebd. 3.—.)

Der Verfasser hat mit warmem Herzen die Not derer erkannt, welche der Hülfe sozial höher gestellter Kreise bedürfen. Er sieht in der Sozialpolitik aus Nächstenliebe die Grundlage zu erquicklichen, haltbaren Zuständen im Staatsinnern sowohl, als auch im Verkehr der Völker untereinander. Am Beispiel „der Gesellschaft der Freunde" zeigt er die stete, unverdrossen, allen Hindernissen mutig entgegen tretende Liebesarbeit zur Hebung so mancher sozialer Nöte, und wie diese Gesellschaft Gesetzgebungen anregt und mit zäher Energie durchsetzt. — Die Absicht des Wohl des Nächsten zu fördern, ungeachtet des Unterschiedes der Partei odes des Bekenntnisses, der Nation oder der Presse, das sollte die Seele aller Sozialpolitik sein!

„Die Gräfin von Castiglione", Der Roman einer Favoritin nach ihren unveröffentlichten Briefen und den Fürstenbriefen (1840—1900), Historischer Roman von Frédéric Lolie. (Verlag von Otto Beckmann, Berlin-Wilmersdorf. M. 4.—, geb. M. 5.—).

Keine Persönlichkeit aus der glänzenden und dann so schnell zerstobenen Hofgesellschaft des zweiten Kaiserreiches ist so berühmt geworden, und dabei bis zum heutigen Tage so geheimnisvoll geblieben, wie die Schönste der Schönen dieses Hofes, die gefeierte Gräfin Castiglione die freiwillige Agentin Cavours in Paris, die Favoritin des Kaisers selbst, wie man sich erzählte, schließlich noch die Egeria der Familie Orleans. Erst jetzt wird das Geheimnis dieser unter allen Umständen interessanten Persönlichkeit bis zu einem gewissen Grade von Frederic Lolie in seinem Roman: „Die Gräfin von Castiglione" gelüftet, für den der Verfasser die unveröffentlichte Privatkorrespondenz

der Gräfin benutzen konnte. Das Geheimnis ihres Lebens beginnt bereits mit ihrer Geburt, und die kluge Gräfin hat nichts dazu getan, den Schleier des Mysteriums zu lüften, der ihr so gut stand. Jedenfalls trug sie im bürgerlichen Leben den Namen einer alten genuesischen Adelsfamilie und galt als die Tochter des Marchese Pilippo Oldoini. Ohne Liebe ließ sie sich dann dem Grafen Castiglione, Offizier im Hause des Königs von Sardinien, anvertrauen. Ihre Schönheit war es denn auch, die Cavours Blicke auf sie richtete, und die ihn auf den Gedanken brachte, sie zu seiner geheimen, diplomatischen Agentin am Pariser Hofe zu erwählen. Und die schöne Gräfin Castiglione war die Frau, diesen Wink des Meisters zu verstehen. Als sie im Jahre 1855 — es war die glücklichste Frühlingszeit des kaiserlichen Hofes — zum erstenmal in den Tuilerien erschien, machte sie Sensation. Die Kaiserin machte ihr unwillkührlich einen Schritt entgegen; der Kaiser forderte sie sogleich zum Tanz auf und unterhielt sich dann mit ihr, bis die Musik aufhörte. Sie war noch nicht 30 Jahre alt, als das Kaiserreich und damit ihre ganze bisherige Position zusammenbrach. Zunächst nahm sie in Florenz Aufenthalt, wo sie nur dank ihrer Freundschaft mit dem König Viktor Emanuel, ihren guten Beziehungen zur Königin Augusta von Preußen und dem Vertrauen von Thiers Frankreich in seiner großen Kriese manche guten Dienste leisten konnte Thiers führte sie damals bei seinem Besuche in Florenz den Vertretern der französischen Republik mit den Worten zu: „Haben Sie jemals etwas Schöneres gesehen?"

„Tief in die Nacht hinein", von Strauß (Bruno Volger Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Raschwitz, 1912.

Die jüngste Generation unserer deutschen Dichter tritt mit Mut und zweifellos starken Können in die Schranken. Wenn man bedenkt, daß der geistvolle Verfasser des in diesem Hefte erschienenen Volksstückes „Melancholie", Rudolf Möller erst neunzehn Jahre ist, so muß man vor diesen jungen Herrn alle Achtung haben. Aber auch das vorliegende Buch des gleichfalls noch jugendlichen Dichters Strauß nötigt uns, wärmste Anerkennung ab. Der Verfasser erzählt uns in diesem Bändchen fast nur aus seinem Leben, aber er versteht uns durch seine persönliche Eigenart auf so wunderbare Weise zu fesseln, daß uns seine Gedichte fast wie eine Offenbarung einer ganz neuen Kunst anmuten. Die starke persönliche Eigenart des Dichters und seine nie versagende Phantasie lassen ihn kühn und mutig seine eignen Wege gehen, die uns zeigen, wie man auch in der Lyrik das moderne Leben als moderner Mensch empfinden kann. Eine seltene, für die Jugend des Verfassers erstaunliche Abgeklärtheit und Geistesreiche liegt über dem Schaffen des Poeten, der uns auf seine Zukunft schöne und berechtigte Hoffnungen setzen läßt. Ich bringe hier nur eine Probe aus dem Werk, möchte aber unseren werten Lesern und besonders meinen Kollegen und Kolleginnen empfehlen, dieses eigenartig schöne Büchlein zu kaufen.

Deine Hände.

(Meiner Mutter).

Hände, die mir so oft auf dem blonden Haupte gelegen
Weich, wie flackernder Schnee auf einsam verlorenen Wegen
Hände, wie der Sonne Spätherbstschein, die glutend geschieden,
So still verklärend und golden und von so viel Frieden —
Hände, die Tag und Nacht nur immer und immer verwöhnen,
Überreich an Geduld und grenzenlos reich an Versöhnen
Hände, voll zitternder Angst und voll Sorge wie keine im Leben;
Immer bereit zum Verzeihn und bereit zum Vergeben;
Hände, so engelsgut und voll soviel kindlicher Reine,
Voll so unnennbarer Liebe und Treue, Mutter, wie Deine:
Einmal möcht ich noch mein müdes Haupt in diese Hände pressen,
Möcht des Lebens Bitternis und Not einmal noch vergessen.

Melancholie

Tragödie in 2 Akten

von

Rudolf Möller.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,
Leipzig-Möckern.

Personen:

Mutter im greisen Alter
Ihre Tochter
Deren Bräutigam
Der Tod.

Zeit der Handlung:

Beide Akte fallen in einen Abend, vom Untergang der Sonne bis Mitternacht.

1. Akt.

1. Szene:

Geräumige Stube. In ihrer Mitte ein Lehnstuhl, darin die Mutter sitzt. Abendrot dringt durch die Fenster.

Mutter (im Lehnstuhl sinnend).

Die Lüfte, ich höre sie sinnen,
Als spräche ich selbst vor mich hin,
Und fühle sie schweben von hinnen,
Als ob auch mit ihnen ich ging,
Und strich über laubdürre Wipfel,
Und müßt mit den Stürmen entflieh'n
Zu Erdfeuers glühendem Gipfel,
Und hört's mit den Düften dort zieh'n:
Wohin, Altar der Gluten,
Sollen wir uns schlagen?
So weis' die leichten Fluten,
Die hinab uns tragen. —
Wohin, du Meer der Lüfte,
Führet uns dein Drängen?
Willst du zur Glut der Grüfte
Unser Sehnen mengen? —
Woraus sind wir entstiegen,
Welchem Höhewahn!
Wer lehret uns das Siegen
In der Gräber Bann?
Woraus sind wir gezogen,
Sag' es, nächtlich Rot!
Die Winde sind verflogen
Angstvoll vor dem — Tod — (bestürzt).
Was sagt' ich —
Was dacht' ich,
Daß also ich sprach! —
Wer raunt mir —
Wer höhnt mir
Die Worte jetzt nach!
Schweige, bange Schwüle —
Herein, du Luft, du kühle!

(sie will die Fenster öffnen.)

Stimme.

Öffne weit die Fenster
Zum Willkomm der Gespenster!

Mutter (bestürzter).

Was soll's, was reden die Wände,
Sie treiben zum Wahnsinn mich noch —
Wer hält mir, preßt mir die Hände —
Mein Gott, o, so helfe mir doch!

(nach dem Ausgang sehend.)

Wer tritt, mit Purpur umhangen,
Durch diese verriegelte Tür,
Und hält gewaltsam gefangen
Mit herrischem Blicke mich hier!

(selbstbewußt.)

Tritt zu und zeig, ob Pulsieren
Noch Leben den Gliedern verleiht!
Und wär's, — so will ich verlieren
Mich selber dem Tode noch heut!

Tod (gleich einen Bettler vor der Tür stehend).

Von ihm bin ich gesandt,
Mit seiner Macht gepaart,
Um dich nach deiner Art
Zu führ'n in jenes Land. —
Schon treibt übers Meer der ewige Kahn,
Zu tragen die Seele höher hinan;
Er webet durch Edens blühende Flur,
Verfolgend der Gottheit heilige Spur.

Und über der Fläche waltet das Ewig,
Tief unter ihr schafft des Allseins Unendlich,
Und rings aus den Himmeln strahlen die Lichter
Entzücken in ahnungsvolle Gesichter.
Und der Wellen friedlich Weben
Läßt die Landschaft leis erbeben,
Und die Lüfte höher dringen,
Euern Kahn emporzuringen.
Weiter in der Regionen
Gottgewolltem, hehren Thronen,
Führet euch der ew'ge Gang
Bei des Aethers Allgesang. —
Komme, Mensch, in Edens Reich
Werden die Gefühle gleich.
Aus der Erde engem Wahn
Wandle mit dem Tod hinan!

Mutter (nach Pause).

Wenn köstlich auch die Worte sind,
Ja, im Erfüllen schöner werden,
So bleib' ich lieber doch auf Erden
Bei meinem allerliebsten Kind,
Das morgen wird am Altar steh'n,
Mit ihm zu tauschen güldnen Reifen —
(sich befreiend).
O laß mich, ich mags nicht begreifen
Wie man wird von der Erde gehn!

Tod.

Daran ist lang gewöhnt mein Ohr,
So sagten Tausend dir zuvor;
Doch laß ich niemals ab mich speisen —
Ihr folgt, wenn wir Euch kommen heißen!
So spute dich, bald deckt die Ruh
Dein irdisches Bedenken zu!

Mutter.

Mein Willen wird dich überwinden!

Tod.

Wirst mich mit Sehnsucht wiederfinden!

Mutter.

Ich mag dich nie und nimmer kennen!

Tod.

Ich werde mich bei Namen nennen!
Wohlan ich bins, der Menschen Freund,
Der Tod, der euch hinüberträumt.
Ob ihr es wünschet, ob verneinet,
Ich bins, der höh're Sonne scheinet! —
Was will er noch, verwöhnter Sinn,
Wenn alles ihm nur ist Gewinn!

Mutter (zugebend).

Merkwürdig, traun ist dein Gesetz.
Ich muß die Antwort schuldig bleiben.
Warum sollt ich mich denn auch reiben
An solch' phantastischem Geschwätz! (fest):
Du bist ein trügrisch Gaukelspiel
Der eignen Sterbenslust Gedanken,
Doch noch ist Tag, und du mußt wanken,
Wenn ich — der Tat nicht glauben will!

Tod.

Wenn ich einmal versagt erst hab'
Folgt keine Seele mehr ins Grab;
Doch Ewigkeit ziemt nicht den Welten!
(auf sie zugehend:)
So reiche mir die Hände dar,
Und meinem graden Sinn verwahr'
Dein nutzlos Hin- und Widerschelten!

Mutter (nach der Tür fliehend).

O fort — ich oder du!

Tod.

Ich bleibe, weiche du!
(Das Zimmer hüllt sich in Tiefblau.)
Daß dich die tiefste Sehnsucht packe
Erwählt ich diese Nacht,
Die ich nach deinem Wohlgeschmacke
So köstlich ausgedacht.
Wohl kenn' ich nicht die dunklen Klänge,
Die jeden schon verklärt,
Auch hab' ich nichts vom Quell der Sänge,
Von seinem Sinn gehört.
Du merkest auf und wirst erschauen,
Was über dir sich schafft,
Wirst neue Welt sich sehn erbauen
So grau, gespensterhaft,
Und wirst erkennen, was du wünschtest,
Ist kaum des Suchens wert; (höhnend):
Durch diese Landschaft, ha ich weiß es,
Wirst du zu mir bekehrt!
(Die Bühne hüllt sich in tiefstes Schwarz; nach einigen tiefen Tönen:)

Stimme.

Wer ließ mich allein
In diesem Meer?
Wer führte mich ein
In dunkle Sphär?

Antwort.

Vergehe Tag; mit dir die Nacht!
Der Frieden naht, mit ihm das
Ur. Vergehe Tag, mit dir die Nacht!
Euch Seelen salbe ich mit meiner
Schönen Ahnung: Seid frei im
Licht! Euch Seelen weihe ich mit
Dem Gebot des Ur: Seid Selen des
Alls! Wandelt über mein Gefilde,
Daß ihr kennet den Willen des
Ur. Gehet über meine Ahnung,
Daß ihr erschauet, was mein Lied
Euch verbarg! Euch Seelen weihe
Ich mit dem Gebot des Ur:
Seid frei im Licht!

(Pause.)

Stimme (langsam und feierlich.)

Allerhaltende,
Allerwaltende

Insel der Höhe!
Wie der Sonne ewiges Bahnen
Rythmischen Zirkeltanz dir erweist,
So umfängt mich düsteres Ahnen
Deines erhabenen Sphärengeist
Wenn in deiner Höhe
Grundlose ich stehe!

(Pause:)

Allerhaltende,
Allverwaltende
Insel der Höhe!
Wie des Äthers morgiger Frieden
Tage und Nächte der Welt betaut,
So scheint mir auf immer beschieden
Überzustehen obs flieht, obs graut,
Wenn mir heut dein Wandeln
Dir nach nur zu handeln!

(Pause.)

Allerhabene,
Alleslabende
Insel der Höhe!
Wie durch dieses Rätselgebäude
Strömet des Allseins symbolischer Lauf,
So empfind' ich, ziehet die Freude
Selbst mich zu höherem Rätsel auf!

(Pause.)

Allerhabene,
Alleslabende
Insel der Höhe!
Wie der Sphäre Sehnsuchterstehen
Laut nur am heiligen Ganzen ist,
So erkenn' ich, daß wir vergehen
Freudeentzückt nach des Kreisens Frist!

(Pause.)

(Aus der Ferne):

Allgekrönte Frühlingsflur —
Unerfaßliche Natur —
Unantastbar Ur und Ur —

(Es wird plötzlich wieder Licht. Szene wie anfangs: Mutter sitzt im Lehnstuhl. Sie sieht lang hinaus, dann öffnet sie die Fenster.

Mutter.

Das muß das Morgenrot wohl sein
Mit seinem goldnen Wonneschein.
Dahinten fließt noch graue Nacht
In eines mit des Morgens Pracht!
Sei mir gegrüßet, neuer Tag,
Der mich in Sonne führen mag!

(nach Pause.)

Wie ist mir doch so bang und schwer —
Und diese ganze Welt so leer —
Hätt' ich doch nie den Traum gedacht,
Der jetzt so schwer den Sinn mir macht;
Hätt' nie gehört ich dunklen Laut.
— — — — — — — — — — —
Der mich dem Nichtsein angetraut. —
Was ich getan,
Es ist nur Wahn,
Und was gelang,
Es macht mich bang!
O wär's dahin,
Und ich mit ihm!

(Pause, mit sich kämpfend, dann düster.)

Erstarke du, erstehe Kraft,
Wie einstmals, als ich nichts geschafft.
Erhebt euch Augen, seht hinaus —

(düsterer).

Der Himmel glüht — bald ist es aus!

(freier.)

So komme Wetter dort vom Horizont,
Ich stehe, hab's bis jetzt gekonnt!

Margot und Armin (eintretend).

Guten Abend, Mutter!

Mutter.

Was — ihr — lügt!

Beide.

Niemals — glaub es — Mutter!

Mutter.

Nein — ihr lügt!

Armin.

Mutter, glaubst du unserm Gruße nicht?

Mutter.

Nein, ich merk', wie deine Stimme bricht!

Margot (sich an die Mutter lehnend).

Mutter, wir vor unserm Hochzeitstag!

Mutter.

Schweig', ich fühl's wie deine Stimm' versagt!

Armin (fest).

Mutter, mein, wir können drauf besteh'n;
Brauchst hinaus zum Abendrot nur seh'n;

Mutter (lang hinausspähend, dann erregt).

Sonne, du Sonne, so steige empor!
Tritt aus dem Purpur mit Wahrheit hervor! —
Sonne, o Sonne, — ich sehe dich sinken, —
Muß nun die Wahrheit des Traumgesichts trinken!

(verzweifelt.)

Es ist wahr!
Es ist wahr!

(Man hörts die Stiegen heraufeilen).

So komme zu gewähren
Mein einstiges Begehren,
Du ew'ge dunkle Ruh.
Mein Sehnen und mein Denken
Woll'n nur zu dir sich lenken
Du ew'ge dunkle Ruh.

(Als man draußen Stimmen hört, bestürzter.)

Ja sie kommt,
Ja sie kommt!

Margot.

Was ist dir Mutter, wer sollt's sein!

Mutter (für sich).

Ich kenn' den Boten, hofft ihn nie:
Es naht die Stund der Harmonie!

Margot

(während ihr Bräutigam die Mutter betrachtet).

Die Kinder woll'n am Brauch sich freu'n!

Mutter (sich entzückt rückwärts lehnend).

Wie sich ein Kranz göttlichen Scheins
Sanft durch den Raum senket zu mir!
Krönung ist dies, fühl mich nun eins,
Göttlicher Tod, Nachtfreund mit dir!

Armin (einfallend).

O Mutter, laß' von solchem Brüten!

Mutter.

Wie sich der Dom würdig nun senkt
Ueber die Gruft, die mir geweiht.
Lob dir, o Hand, welche mich lenkt
Tief in das Reich Unendlichkeit!

Armin (einfallend).

Du solltest andres wohl beachten!

Margot.

Laß unsre Zukunft doch betrachten!

Mutter

(ohne auf Beide acht zu geben, von Oben fortf.).

Tastend und suchend, gleich einem Traum,
Irr' ich an Wänden, forsch' ich im Raum,
Steig' über Pfade, die ich geahnt.

Margot (da ihr Bräutigam wieder unterbrechen will).

Sei still! Sie wird sich bald ermüden!

Mutter (ohne Aufenthalt fortfahrend).

Stürm' durch die Wüsten, die ich gebahnt,
Flieg' über allem, späh' keinen Grund,
Fühl nur ein Wandeln, Schweben im Rund;
Steh' in der Höhe, kenn' keinen Raum —
Tastend und suchend, gleich einem Traum. —

Armin

(als man draußen nach Polterabendbrauch Scherben an die Tür wirft).

Hör' Mutter, höre — hörst du's nicht!

Mutter (fortfahrend).

Nennt mir, ihr Mächte, nennt mir die Nacht,
Die mir im Sehnen Alles gebracht!
Weist mir den Steg, führt mich empor —
Hüllet um mich tötlichen Flor!

Margot (verzweifelnd).

Ach Mutter, Mutter, sieh ins Licht!

Mutter (den Kopf hebend).

Wie webet harmonisch die Nacht im Kreis
Und der Lüfte melodische Rede;

Armin

(während des Folgenden dazwischen).

Einst hast von Tatkraft du erzählt,
Die sich mit halben Geistern quält,
Von Tag und Sonnenschein geschwärmt,
Die jetzt am hellen Tag sich härmt!

(Die Tochter schmiegt sich voll Mitleid an ihre Mutter).

Mutter (unaufhaltsam von oben weiterredend).

Wie fühl' ich die Sprache der Sterne heiß
Auf mich strahlen in ewiger Größe!

Margot einfallend (auf das Abendrot deutend).

Dort, Mutter, werf' hinaus den Blick:
Das ist der Welt Gesetz, ist dein Geschick!

Mutter (die Augen starr auf den Horizont richtend).

Und dort aus dem Aether ich sehe hold,
Wie ein Winken entfernter Gelage,
Mir nahen des Hinterlands göttlich Gold,
Mich umtanzen am helllichten Tage.

Armin (einfallend).

Laß ab von solchem Spiel der Worte!
Es wird sich nie zum Ganzen fügen!
Entgehe dir, dem eignen Morde,
Und strafe deinen Glauben Lügen!

Mutter.

Mir ist, als ob alles ein Gehen sei
Und ein Finden und Wiedererreichen,
Ein Stimmen in heilige Melodei
Und ein sehnendes Freudeerheischen,
Mir scheint, daß ein Sinnen mich immerfort,
In die weitesten Fernen vertriebe,
Doch wandel' ich niemals von hier nach dort,
Und empfinde, daß nirgends ich bliebe.

Armin.

O könnt' ich spotten, könnt' ich höhnen,
Ich würde dich dem Tag versöhnen!

(Man wirft von neuem Glasscherben an die Tür).

Mutter (ernüchtert).

O schweigt, denn eures Tages Glänzen
Kann keine Seel' in sich ergänzen,
Und wie ein Stein den andern schlägt,
Und eine Härt' die andre trägt,
So ist dies ganze Rund versteint.
Und wenn sich eine Seele bäumt,
Und vor Gewalten überschäumt,
So ist die ganze Welt versteint! —
Doch wie ein Glas sich selbst zerschellt,
Und ein Gebäude in sich fällt,
So kehret alles selbst zurück.

(abschweifend.)

Wenn eines Herzens Hochgefühl
Sich ringet bis zum fernsten Ziel —
Was anders — als, es kehrt zurück!

Margot

O Mutter komm, hört auf mit Streiten,

Magst mit uns durch die Straßen schreiten,
Da wird dich bald ein neues Denken
Von deinen Todideen lenken!

Armin.

Ja frohes Leben, freies Sehnen,
Prägt Stubensinn zu ödem Wähnen!

(Sie dringen beide auf sie ein, halb bittend, halb befehlend.)

Mutter.

Wer will frohes Denken rauben?
Niemand kann's, es ist der Glauben,
Dem wir alle unterstehn'!
Jeder ist dem Herz erbötig,
Ob es Schwachheit, ob es nötig,
Oder er will untergeh'n! —
Doch ich wußte Labyrinthen
Selbstkritik stets abzuwinden!

Armin.

Glücklich sei, der selbst sich findet!

Mutter (Beide von sich stoßend).

Glücklicher, der sich begründet! —
So höret noch das hohe Lied,
Das mich zu seinem Sänger zieht:
Es webt um uns ein Hochgesang,
Der von des Todes Fluren drang.
Er webet unser Sinnen fein
In sanfte Sehnsuchtsseide ein.
Er spinnt und spinnet ohne Rast,
Bis uns Erkenntnis hat erfaßt. —
Erkenntnis ist ein herrlich Land,
Darin' wir niemals uns erkannt.
Ein Bächlein rinnt durch Blumenau'n,
Läßt ans des Himmels Glanz erschau'n —
Die Blume welkt, der Bach verquellt,
Dem Grund entsteigt der Höhe Welt! —
Der Höhe Welt ist ein Gesang,
Der von des Todes Fluren drang,
Er ist ein Spiegel, der uns beut,
Was keine Stimme prophezeit!
Ein einzig Sehnen bleibt uns nur,
Ein Sehnen nach dem Nichts, dem Ur!

(Entzückt, sich bis zur 4. Strophe steigernd.)

Allerhaltende,
Allverwaltende,
Insel der Höhe!
Wie der Sonnen ewiges Bahnen
Rythmischen Zirkeltanz dir erweist,
So umfängt mich düsteres Ahnen
Deines erhabenen Sphärengeist.
Allerhaltende,
Allverwaltende
Insel der Höhe!
Wie des Aethers morgiger Frieden
Tage und, Nächte der Welt betaut,
So scheint mir auf immer beschieden
Ueberzustehen, obs flieht, obs graut.
Allerhabene,
Alleslabende
Insel der Höhe!
Wie durch dieses Rätselgebäude
Strömet des Allseins symbolischer Lauf,
So empfind' ich, ziehet die Freude
Selbst mich zu höherem Rätsel auf.
Allerhabene,
Alleslabende
Insel der Höhe!
Wie der Sphäre Sehnsuchterstehen
Laut nur am heiligen Ganzen ist,
So erkenn' ich, daß wir vergehen
Freudeentzückt nach des Kreisens Frist!

(kräftiger):

Allgekrönte Frühlingsflur —
Unerfaßliche Natur —

(sanft):

Unantastbar Ur und Ur!

(Die Tochter und ihr Bräutigam gehen traurig zur Seite, da sich der Mutter Brust im letzten Kampf schwer auf und niederhebt. Dann spricht sie kaum hörbar):

Wer ließ mich allein
In diesem Meer?
Wer führte mich ein
In dunkle Sphär?

(Der Vorhang fällt.)

2. Akt.

1. Szene.

(Totenzimmer, in nächtliches Dunkel gehüllt. Links ruht die tote Mutter auf der Bahre. Im Hintergrund Türen und Fenster; letztere geöffnet.)

Margot (am Fenster lehnend).

Ewige Sphäre, du Sternentag,
Hebest in deinen erleuchtenden Aether
Erfüllend der Seele vergehende Pracht;
Und lässest sie ahnen die wachende Nacht,
Welche sie wandelt im Würdegang später. —
Ewige Sphäre, du Sternentag,
Oeffnes mir jetzo die lichttrunknen Quellen,
Darinnen das Wesen, sich freudebekrönt.
Mich zieht es hinein und die Seele ertönt
Selbstsichvergessend in deinem Erhellen!

(bedächtig):

Sollte dies rythmische Sonnengeläute
Die eherne Note des Allgesangs sein?
Vermag sie die Seele aus sich zu befrei'n,
Daß sie verkörpert nur Friede und Freude?

(bewußt):

Wahrlich, ich fühl' es, der Ewigkeit
Er sinket hernieder aus irdscher Gewalt;
Die Pfade, sie bersten, der Rythmus verhallt,
Lichtschimmer schweigen, die Seele wird freier!

(begeistert):

Höher du Sehnsucht, du Sinnen des Einstmals,
Ergänze dich selber im fliehenden Tod,
Entrinne, solange die Liebe noch loht
Kreisendem Wirbel des wankenden Welttals!

Armin (naht sich von draußen, singt):

Sie hat einst zu lang in die Sterne geschaut
In lieber Träumerei.
Die Sterne, sie haben ihr bald anvertraut
Wie schön ihr Weben sei.
Sie gaben dem Auge so göttlichen Gruß,
Und eilende Schwingen dem unsichren Fuß,
Dem zaghaften Herzen erhebenden Schlag,
Der sehnenden Seele Erfüllung im Tag. —
War alles auch Schein nur der sternigen Welt,
Es sprach erhaben Wort.
Des Mütterleins Augen, sie schienen erhellt,
Und glänzen fern jetzt fort.

(Beglückt):

Hohes, du höchstes Entzücken,
Könnte ich dich nur erfassen,
Könnte ich hin zu dir blicken,
Wollte vor dir gern erblassen.
Weites, du weites Erlangen,
Könnte vor dir ich doch knieen,
Könnte mich alles Verlangen
Höher zum Ganzen erziehen.
Fernes, du fernstes Vergessen,
Könnte in dir ich verweben,
Könnte die Kraft ich ermessen,
Die meiner Seele gegeben. —

(Unsicher):

Es scheint mir ewger Selbstbetrug,
Dies Irren hin und her,
Und was ich mein Gewissen frug
Ersteht in neuer Mär:
Der Nachtgeist winkt, —
Im Tal wird's Licht.
Ein Sternlein blinkt —
Der Lufthauch spricht:
„Die Welt wird Macht
Erst in der Nacht." —
Bleib' Seele, bleib',
Es ist nur Leib
Der dich bedrängt!
Erkämpf' dich frei,
Bald bist vorbei
Da du beschränkt! — —
Der Nachtgeist winkt —
Das Feld erbebt —
Der Sturmvogt hinkt —
Die Baumkron' lebt:
„Die Welt ersteht
Wenn's Licht vergeht." —
Leicht, Seele, leicht,
Denn alles gleicht
Dem eignen Gang!
Was du erforscht,
Es ist erhorcht
Vom Allgesang! — —
Der Nachtgeist winkt —
Die Wolke naht —
Aus ihr erklingt
Der Ferne Rat:
„Die Welt zerfällt
Wenn Nacht erhellt." —
Hoch, Seele, hoch!
Die Nacht sinnt noch
Und liebet dich;
Der Wolke nach,
Am Nächtetag
Dein Sehen brich'!

(nach Pause:)

Muß denn in jedem Nebelhain
Mein Sinnen, Fühlen, Seele sein!
Doch wäre anders es erdacht, —
Ich ging zugrunde diese Nacht!

Margot

(die seinen Monolog gehört, durch das Fenster):

Was schlägst du dich mit Nebelwelten
Und glaubest gar, daß sie vergelten
Den Kampf, den deine Seel' zernagt!
Der Nächte Spruch hat stets versagt!

Armin.

Nicht brauch' sich irdischer Wunsch erfüllen,
Nur Sonne, Sonne, sie kann stillen
Die Sehnsucht, die empor sich schwang
Und nirgends, nirgends Licht errang!

(während seines Eintretens:)

So muß der Geist dem Alltag fluchen,
Die Seele sich in Körper suchen
Darinnen dunkler Frieden irrt
Und mit den kahlen Wänden flirrt!

Margot (an ihre letzten Worte anschließend und während er eintritt, für sich):

Wohl hat die Mutter mich gelehret
Wie schön ein Gott sei und wie hoh;
Hat meine Sehnsucht oft genähret
An einem Liede friedefroh. (hörbar:)
Doch wenn der Mond durch diese Fenster lauscht,
Dann schweigt sein Lied, verstummt sein Frieden;
Das Wasser durch die nächt'gen Auen rauscht,
Von Sehnsuchtsharmonie gemieden.
Wenn dann der Tag im Hinterland erwacht,
Sein Stirne schon voll Wind und Wetter hänget,
Dann treibt das Lied die Seele sanft und sacht
In Höhen, da sie tiefe Nacht umpfänget.

(Pause, dann erst bittend, nachdem mit Stärke:)

O schweige Lied, in mir, im Kreise,
Befrei das Herz von deiner Last,
Ich hörte nur der Mutter Weise,
Hab ihren Sinn noch nie erfaßt!

Armin (an der Tür sich umsehend:)

Melancholie!

Margot.

Könntest du fühlen und sehen
Wie mir das Innen zerbricht!
Könntest durch dich du verstehen —
Doch du vermagst es noch nicht!

Armin.

Melancholie!

Margot.

Du kannst noch spotten und höhnen,
Bis es mein Herze zerschellt.
Freust dich am irdischen Schönen
Und an dem Inhalt der Welt!

(nachdenklich:)

Wüßte ich selbst es zu fassen,
Würde gleich euch ich wohl sein,
Würde im Lieben und Hassen
Niemals mich finden zn klein. —
Doch was die Seele errungen
Gibt sie euch niemals zurück:
Wenn sie einst hat ausgeklungen
Fällt es zum Erdengeschick.

Armin.

Ideen glaub', sind ohne Fuß und Hände!

Margot.

Du selbst erzähltest deine Erdlegende!

Armin.

Gedanken warn's, die nimmer kennt mein Mund.

Margot.

Ideen und Gedanken sind der Grund,
Darauf das größte Bauwerk sich erhebt!

Armin.

Du suchst, wie Faden man zum Netze webt!

Margot.

Was wir erdenken, nennt's phantastschen Trug,
Und was wir fühlen, nennt es ruhig Glauben,
Zur Tat erkühnt, wo Willen ist genug,
Ein jeder Nerv, dem wir den Schlummer rauben.

Armin.

Der Hexenmeister wäre int'ressant,
Ihn möcht ich seh'n!

Margot.

Er ist ja dir verwandt!

Armin.

Ich unterstehʼ der Welt Gesetz! Doch du —

Margot.

Dem Schöpfer deiner Welt!

Armin.

Du prahlst hinzu!
Beweis es mir und überzeuge mich!

Margot.

Die Seele ist's, des dunklen Friedens Kraft,
Die Anteil hat an deinem ird'schen Ich,
Wenn sie sich selbst in dir als Ganzes schafft!

Armin (höhnend).

Dann könnt' ich schwören ewig zu gehören,
Mir selber; dürfte Gott und Eden wählen,
Mit trunknen Hirngespinsten mich vermählen,
Und — würde mich am Ende nur betören! —
So leicht wär' mir der Himmel nie gewesen!

Margot.

Du mußt im Buch der Seele lange lesen,
Bis sie dich ohne Maß bejaht und richtet
Die Stund, da sie die ird'sche Bahn vernichtet.

Armin.

O wage nicht dem Weltgesetz zu lachen;
Sieh dort die Tote!

Margot.

Groß, ihres nachzumachen!
Veredle erst in dir das Blut Ehe,
Erstrebs — es naht; mit Willen — es geschehe!

Armin.

Mit solchem Göttern such' das Kind sich einig,
Das schwach in allem, und in Schwäche kleinlich!

Margot.

Mit Gott ist Kraft, die uns ein Fünkchen gab
Von hehrem Sehnen, höherm Duldersinn!

Armin.

Ein Schöpfer wär's, der sich und andern Grab!

Margot.

So schweige nun, es macht nicht größer ihn!

Armin.

Dann scheint er nah und keines Betens wert!

Margot.

Erkenntnis uns allein zu Göttern kehrt!

Armin.

Du dünkst ein Gott dich selber, welches Wähnen!

Margot (spottend):

So mag es sein, wer wollte mir es nehmen!

Armin (wütend).

Mitt Spott und Härt' sollt man dich niederzwingen,
Du Mensch — du Hohn — du Fluch am Erdvollbringen!

Margot (wild):

Mensch, o du armseliger Mensch, der ein Suchen
Nieder will richten mit Höhnen und Fluchen!
Armes Geschöpf, mögest immer dich winden,
Brüsten ein Krösus in Allabyrinthen!

(ruhiger):

Hin ist mein Lieben mit einemmal,
Könnte ich hassen, — o welche Qual!
Sind deine Worte doch tötlicher Stoß,
Reißen so blutig, die Wunde so groß!

Hin ist mein Lieben mit einemmal —
Könnte dich hassen, o welche Qual!

(irrend):

Rette mich, Seele, aus dunkelstem Kerker,
Kläre mein Fühlen und gebe es stärker;
Führe mich endlich aus diesem Streiten,
Gib mir den Frieden, die Ewigkeiten!
Rette mich, Seele, aus unstätem Zagen,
Rette mich, Seele, erdrück diese Klagen,
Rette mich, Seele, aus brennender Wut,
Rette mich, rette mich, gib mir den Mut!

(Erschöpft zur Seite der Mutter sinkend):

Alles gab für dich, ich, Mutter, preis,
Magst mir Kinderherz verzeihen!
Wollte nur, als wie auf dein Geheiß,
Gegen Widerspruch dich feien.
Kenne nicht, wer dir die Sprache gab,
Die in einer Stunde dich beschlossen,
Ahnte niemals, ob in Tat dein Grab
So von Schönheit übergossen.
Dennoch tun mir deine Züge kund,
Daß Erkenntnis ich empfange,
Wissen auch, ob in der Sterne Grund
Meine Sehnsucht weilt noch lange,

(Sie sinnt vor sich hin.)

Armin (nach und nach erschöpfender):

Was mit Mühe ich gefunden
Eilet jetzt aus meiner Hand,
Rinnt in wenigen Sekunden
In des Nebels Märgewand.
All mein Fühlen, all das wahre,
Flieht aus mir in ferne Kluft.
Und das Wissen, offenbare,
Hat im Zweifeln sich gestuft!
Schon die Stiegen sind im Brechen
Und das Letzte scheint zu nah'n:
Böses Wünschen will sich rächen:
„Fluch um Fluch, er sei getan!" —
O ihr welken Zukunftsblüten,
Eurer Sterben zieht mich nach,
Alles Stolzen muß ermüden,
Wenn ein Stolz den andern brach.

(sich aufraffend):

Ha, es müßt' sich doch dem Willen
Leben, Tod und Werden beugen;
Mag's geschehn; doch deine Grillen
Sollen Existenz bezeugen!

Margot

(um sich das Linnen des Totenbetts schlagend).

Laß von mir, denn nimmermehr
Steh' ich Rechenschaft!

Armin (ironisch, halb für sich).

Nur Geduld, im Hin und Her
Reibt sich auf die Kraft!

(niedersinkend.)

Wohin, wohin ging die Liebe,
Wohin, wohin meine Freud?
Wohin, wohin —
Noch vor Stunden Arm in Arm
Schritten wir durch Felder, Wiesen,
Pflückend Blumen sonder Harm.
Und vor Tagen ließ die Nacht
Uns die schönste Lust genießen,
Schien uns alles Glück gebracht!
Wohin, wohin ging die Liebe,
Wohin, wohin meine Freud!
Wohin, wohin —
Magst noch einmal, Weib, erweichen,
Fühle, meine Kraft erstirbt!
Siehe mein Gesicht erbleichen!
Magst noch einmal deine Augen,
Die mein Herze so umwirbt,
In die meinen grüßend tauchen!
Weib, o schenk' ein Wörtchen mir,
Eh' die letzte Glut verdirbt!
Weib, verwirf mich nicht von dir!

(Nach Pause aufstehend):

Liebe, Liebe, du Tyrann! (schreiend):
„Fluch um Fluch, er sei getan!"

(auf sie zugehend):

Nun zum Tag! Willst du zu deinen Knieen
Länger mich durch Schmutz und Schwachheit ziehen!
Reck' dich auf, die Nächte ohne Stützen
Können Totem, nicht dem Werden nützen!

(Er zündet die Kerzen an.)

Wenn du selber bist zu schwach,
Helf' ich nach! (heftiger):
Empor, ich will's!

Margot (bedächtig aufstehend).

Empor — ich kann's.

Armin.

Nun hinaus aus diesen Wänden!

Margot.

Nimmermehr, das würd' sie schänden!

Armin (für sich).

Ha, was tut es, allerdinge
Wechseln morgen wir die Ringe, (laut):
Darum jetzo ohne Rast
Angefaßt!

(Er will sie hinwegziehen, sie stößt ihn aber zu Boden.)

Margot.

Hinweg!

(Sie richtet sich stolz am Fenster auf und beginnt mit ihrer Melancholie.)

Armin (aufstehend).

„Hinweg!" —
Der Mutter Fluch! —
Sterbend hat sie mich ermahnet,
Dich zu lassen! Hat's geahnet! (energisch):

Dennoch trag' ich ohne Graus
Dich hinaus!

(Er packt sie abermals längere Zeit, zuletzt stößt sie ihn wieder zurück. Verzweifelnd):

„Hinweg!" —
Der Mutter Fluch! —
Hätte ihrem letzten Grollen
Schon am Anfang hören sollen!

(Er sinkt nieder, die Hände vor das Antlitz deckend.)

Margot (nach ihrem „Hinweg!" bereits beginnend).

Näher erkenn ich die Seele,
Näher komme ich ihr,
Weiter flieht meine Seele,
Und ich kehre zu mir.
Klarer enthüllt sich mein Geist,
Klarer jede Idee,
Stärker erhebt sich mein Geist,
Daß ich in ihm vergeh'!
Nah' ist mir der Wolken Schar,
Scheint mich fortzutragen,

(Man hört das Wasser rauschen.)

Und der Winde wildes Paar
Schlägt dem Wasser Klagen,

(Lauschend):

Doch es ist ein Musizieren,
Ziehet schnell mich an,
Schon die Sinne sich verlieren
In der Wellenbahn, —
Fragend tönt's vom Grund herauf
Und das Wasser spricht darauf:
„Fernes, fernes, ew'ges Meer,
Du bist mein Ziel.
Große, große, hohe Sphär
Du bist mein End!

All' mein Wandern ist ein Ahnen
Deiner hohen Melodie,
Jeder Irrweg mir ein Mahnen
An das ferne Wo und Wie.
„Wo," so gurgeln meine Gründe,
Fragt das Gras am steilen Saum;
„Wo," so such' ich und ich finde
Antwort dann im weiten Raum.
Dunkel murmeln meine Tiefen,
Drängt der Baum mit „Wie" und „Wie".
Ich erfasse, wie sie riefen —
Und erkennend trinken sie:
Fernes, fernes, ewges Meer,
Du bist mein Ziel.
Große, große, hohe Sphär',
Du bist mein End!"

(Das Wasser stürzt gewaltig vorwärts. Leidenschaftlich):

Mächt'ger, mächt'ger drängt die Flut,
Kann nicht satt sich trinken,
Edler strahlt des Pulses Glut —
Höher das Versinken!

(Begeistert);

O du Wasser, ew'ger Reim
An der Ferne Hochgedicht!

(Entzückt):

Wasser, Welle, leit' mich heim
Zu der Höhe Angesicht! (Sie eilt zur Tür hinaus.)

Armin (entsetzt aufspringend).

Ha — wohin in ihrem Wahn!

(ihr nacheilend):

„Fluch um Fluch, er sei getan!"

Ende.

Rob. Jordan.

Das Glück.

Still ziehn die Sterne ihre Bahn,
Des Mondes bleicher Schein
Wirft Geisterschatten auf den Plan
Und in mein Kämmerlein.

Ich schau hinaus und blick' empor.
Da wird mein Herz so weit,
So göttlich kommt mir alles vor
In stiller Herrlichkeit.

Und meine Hände falt' ich leis,
Still denk' ich an mein Glück;
Und sie — mein Herz es deutlich weiß —
Denkt jetzt an mich zurück.

Sie steht jetzt auch am Fensterlein
Und schaut zum Himmel auf
Und denkt jetzt innig liebend mein
Beim stillen Sternenlauf.

Da bet' ich leise ein Gebet
Und blick' die Sterne an.
Der Mond, er lächelt so beredt:
Er sieht das Glück mir an.

Soeben erschienen:

Hans Klein:
Agamemnon

Tragödie in drei Akten
Geh. ℳ. 2.50.

Fritz Strauß:
Tief in die Nacht hinein

Gedichte
Geh. ℳ. 2.—, geb. ℳ. 3.—.

Maria Nothofer:
Gedichte

Geh. ℳ. 1.50, geb. ℳ. 2.50.

Ulrich Prusse:
Harfenklänge

Den deutschen Frauen gewidmet
Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ. 4.—.

G. A. Erich Pohl:
Märzwind

Gedichte
Geh. ℳ. 1.50, geb. ℳ. 2.50.

Zu beziehen
durch **jede** Buchhandlung
und von
Bruno Volger Verlagsbuchhdlg.
in **Leipzig-Raschwitz.**

Leset und verbreitet die Zeitschrift

„Der Weckruf"

Alpenländische antiklerikale Halbmonatsschrift. Für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst.

Herausgeber: **Leopold Zulauf.** Schriftleiter: **Kurt Linsmayer.**
Redaktion und Verwaltung: **Innsbruck**, Müllerstraße 7.

Abonnementspreis mit Postzusendung: Ganzjährig Kr. 8.—, halbj. Kr. 4.—, viertelj. Kr. 2.—. Probenummer steht zur Verfügung.

Infolge großer Verbreitung vorzügliches Insertionsorgan.

Soeben erschien bei Albert Ahn, Bonn

Maarten Maartens
Harmen Pols ein Bauer

Preis **5**,— Mk., geb. **6**,— Mk.

Früher erschienen von **Maarten Maartens:**

Gottes Narr . . . . . geh. 5,— geb. 6.—	Die neue Religion . geh. 5,— geb. 6,—
Volksausgabe . . . . . geb. 3,—	Dorothea, 2 Bände geh. 8,— geb. 10,—
Joost Avelinghs Schuld . geh. 5,— geb. 6 —	Der Preis v. Lis Doris geh. 5,— geb. 6,—
Die Liebe e. alt. Mädchens geh. 5,— geb. 6,—	Heilende Mächte . . geh. 5,— geb. 6,—
Auf tiefer Höhe . . . . geh. 5,— geb. 6,—	

Urteile der Presse:

Der Kunstwart Maartens gehört nicht zu den Talenten, sondern zu den grössten Vollendern unserer Zeit. Seit Tolstoi starb, lebt uns nur ein ganz grosser Epiker: Maartens.

Ferdinand Avenarius: . . ein edles und gutes Buch, eine stolze und reine Dichtung.

Dr. A. Lohr „Geschichte der englischen Literatur": Dieser grosse Künstler gehört dem europäischen Schrifttum.

Berliner Börsen-Courier: . gehört zu den hervorragendsten Erzeugnissen d. Weltliteratur

Kölnische Zeitung: . das bedeutendste Buch dieses Jahres.

„Der Bunte Abend"

Monatsschrift für Dichter, Komponisten, Vortragskünstler und Kunstfreunde.

Vereins-Organ der Vortragsvereinigung Deutscher Künstler.

Herausgeber: Dr. Reinhold Eichacker und Ernst Weitz-Edwiga.
Redaktion: Quedlinburg, Heinrichstraße 10.

Bringt ausgewählt **erstklassige Vortragsgedichte und Kompositionstexte** namhafter Autoren.
Fachartikel und Mitteilungen für drei Berufe.
Fundgrube für Tondichter, Vortragskünstler und Kabaretts.
Inserate von größter Wirkung. **Probenummer 50 Pfg.**
Berthold Sturm's Verlag, Dresden-A. 16, Zöllnerstraße 40.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: **Bund für Gesundes Leben** (B. f. G. L.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder prakt. Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)

Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abonnementspreis um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg. für die 4 gespaltene Nonpareillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18 b.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

März 1913.

Vornehme Art.

Skizze von Else Lüttgau.

(Fortsetzung und Schluß.)

Dann griff sie schnell nach den Rudern und bald waren sie dem Ufer so nahe, daß sie die Zurufe des Oberleutnants Metteragg verstanden, welcher ihnen entgegenkam und sie mit ungeduldigen Pfeifensignalen begrüßte. Seine scharfen Augen hatten erkannt, daß sich die zwei Kahninsassen bei den Händen gehalten, als das kleine Fahrzeug ruhig gelegen hatte. Als er nun den schönen Händen geholfen, den Kahn festzubinden, dieses Geschäft war unter lauten Scherzen und Lachen seinerseits bewerkstelligt worden, schaute er fragend auf die beiden Frauen, die heute so ernst schienen, dann sagte er mit gemachter Traurigkeit:

„Ich wäre untröstlich, wenn ich den gemütvollen Abschiedsakt zweier Freundinnen gestört hätte, ich büße meine Ungeduld schwer."

Da traf ihn ein flackernder Zornesblitz aus dem dunklen Auge Jutta Rittbergs, der den sorglos heiteren Offizier aufmerken ließ. Woher dieses Feuer bei seiner schönen Begleiterin? fragte er sich, sie war ihm gegenüber, niemals über interessante Unterhaltung weggekommen, als ob seine Unwiderstehlichkeit nicht bis an dieses geistreiche Geschöpf hinanreichte? Ihren Zorn verstand er zwar nicht, aber so viel schien ihm sicher, ihm galt er nicht ganz, es mußte dem Sonnenkinde, das so vom Glück verhätschelt schien, etwas quer gegangen sein. Oder hatte Jutta Rittberg auch ihre Launen? Er hatte schon über seinen Kameraden Lankoff triumphiert, hier gäbe es ein schönes Weib, das nicht nervös sei und auch keine müßige Launen habe. Sollte er sich geirrt haben, er, dessen Ruhm als Frauenkenner, so weit klang?

Schweigend waren die drei eine ganze Weile vorwärts geschritten, da hub Jutta Rittberg zu plaudern an, vom See, von ihrer Partie und Metteragg ließ den Zauber der klangvollen Frauenstimme auf sich wirken und vergaß dabei, über die scheinbare Mißstimmung seiner Gefährtinnen nachzudenken. Als die beiden Damen im Vestibül ihrer Pension für den Abend Abschied nahmen und Jutta Rittberg bat: „Zürnen Sie mir, Frau von Gersten?" sagte diese mit ihrem feinen Lächeln:

„Ich hätte kein Recht zu zürnen, überdies waren sie mein liebster Kamerad. Und Sie sind unser beider herzfrohster Gesell, Herr Oberleutnant", fügte sie, sich zu Metteragg wendend hinzu, den jungen Offizier damit aus der fatalen Situation, einer uneingeweihten dritten Person, rettend. Ein dankbarer Blick lohnte ihre Liebenswürdigkeit, erleichtert aufatmend blickt er in das lächelnde Gesicht Juttas und erwidert übermütig: „Reinster herrlichster Ozon, nach schwüler Gewitterstimmung. Einfachste Natürlichkeit. Was gedenken meine schönen Herrinnen mit dem angebrochenen Tage und mir zu beginnen?"

„Sie müssen mir noch einmal meine Lieblingslieder begleiten, zum Abschied, damit meine letzte Erinnerung von hier, schön bleibt", sagte Frau von Gersten ernst.

Jutta Rittberg fühlte wohl, daß die junge Baronin gekränkt war, sie verabschiedete sich eilig von den beiden, mit ehrlichem Bedauern, den

Musikgenuß verfehlen zu müssen: „Ich habe notwendige Korrespondenz zu erledigen", sagte sie im Fortgehen. In ihrem Zimmer fand sie einen Brief von ihrer Mutter vor, bitter lächelnd, öffnete sie denselben. Das fehlte auch noch zu ihrem Groll auf die Familie, die Mutter wollte sie hier besuchen, ihr Vorwürfe machen, der Verschwendung wegen, sie gar bestürmen, zurückzukehren in die Enge der Vaterstadt. Frau Ottwalt würde Bekanntschaften anknüpfen, über ihre Verhältnisse sprechen, die Tochter empfand ein Grauen vor der Gewöhnlichkeit, die schon jetzt an sie herankroch. Nein, dem mußte sie entgegentreten. Sie reiste morgen ab, nach der Schweiz. Es gefiel Jutta Rittberg hier gut, sie hatte sich so an das elegante Badeleben gewöhnt und feierte glänzende Triumphe ihrer eigenartigen Schönheit wegen, aber für immer mochte sie nicht hierbleiben, sie mußte wieder Neues sehen und erleben. Schnell entschlossen, teilte sie der Mutter mit, daß sie schon morgen abreisen würde, zuerst gedächte sie in Zürich Station zu machen, von dort würde sie wieder schreiben.

Es war am besten, sie fing gleich heute Abend zu packen an, dann kamen ihr keine törichte Gedanken, ja, es war auf jeden Fall gut, sie reiste ab, damit ihr niemand mehr Freund- und Brüderschaft anbieten konnte. Ihr Element, Luxus, gab es ja überall in der Welt und die Türen dazu standen jedem offen, der den goldenen Klopfer besaß.

Sie ließ sich die Koffer bringen und fing an, zur Abreise vorzubereiten.

Am nächsten Morgen teilte sie den Bekannten, ihren Entschluß mit. Lebhaftes Bedauern, von allen Seiten ausgesprochen, schmeichelte ihr wohl, sie konnte sich aber eines unruhigen Gefühls, fast wie Reue über ihr voreiliges Handeln, nicht erwehren. Am Nachmittag wollte sie reisen und konnte jetzt, wo es doch bald Mittag war, noch nicht ruhig an den Abschied denken. Wie eine Schuldige floh sie die Gesellschaft des Oberleutnant Metteragg, der heute Morgen, als sie ihren Plan laut werden ließ, sie zuerst erstaunt, dann wie es ihr erschienen war, unwillig angeschaut hatte. Aber sie war doch ihr eigener Herr und es war nur gut, daß sie von diesen sentimentalen Leuten weit fort kam, die hinter jeder Freundlichkeit Freundschaft für sich witterten. Unruhig, ging sie zum letzten Male in dem sonnendurchleuchteten Parke, trotzig wehrte sie sich gegen den Gedanken, an die frohverlebten Stunden in Gesellschaft derer, die sie zuerst gesucht hatte. Zerstreut erwiederte Jutta Rittberg die Grüße der Bekannten. Manch bewundernder Blick eines Fremden traf die schöne Frauengestalt in dem grauen Sammtkleide, manch ein neidischer Blick galt auch den kostbaren Silberspitzen oder dem großen Federhute. Die stolze Scheidende achtete heute nicht auf diese Äußerlichkeiten, die ihr sonst so viele Freude gemacht hatten. Ziel- und planlos irrte sie umher, sie dachte auch nicht an ihre Abreise, nur immer lags ihr im Sinn: Die Gewöhnlichkeit reichte heute wieder an die Sohlen ihrer eleganten Stiefel aus grauem Wildleder und sie möchte fliehen. So begegnete ihr Oberleutnant Metteragg, heute wirkte ihre stolze Erscheinung nicht wie sonst auf den Verehrer aller Frauenschönheit. Forschend sah er sie an und ihm fiel vor allem der Zug von Grausamkeit in dem bleichen Antlitz Juttas auf, er blieb vor ihr stehen, sich kurz verbeugend reichte er ihr die Hand. Jetzt konnte sie nicht mehr ausweichen, aber knapper hätte sie die Fingerspitzen nicht in seine ausgestreckte Rechte legen können, zornig über ihr kindisches Tun, wären ihr fast Tränen in die Augen getreten. Sie ertrug den Blick seiner guten Augen nicht länger, mühsam preßte sie hervor:

„Was wollen Sie von mir Herr Metteragg?"

Schweigend führte der Mann die Erregte in einen entlegneren Teil des Parkes. Trotzig fügte sich Jutta Rittberg in seinen Wunsch, mit ihr zu sprechen. In ihr Vertrauen sich zu drängen, würde sie ihm schon wehren.

Jetzt fing der Offizier an, leise zu sprechen: „Sie zürnen mir Fräulein Rittberg, daß ich Ihnen nicht schon eher sagte, was Ihnen meine Augen längst verraten haben. Ich liebe Sie und bitte Sie inständig, werden Sie mein Weib." Dabei hatte er ihre Hand ergriffen und küßte sie voll leidenschaftlicher Innigkeit.

Schnell entzog Jutta Rittberg dem erschrockenen Manne ihre Hand und sagte lachend:

„Sie irren, Herr Oberleutnant, ich zürne Ihnen überhaupt nicht, es tut mir leid, wenn Sie aus meinem Benehmen auf Liebe geschlossen haben. Sie werden meine heitere Gesellschaft vermissen," sie unterbrach sich, als sie sein tottrauriges Gesicht sah, wollte ihn trösten indem sie fortfuhr:

„Vergessen Sie mich bald, ich wollte Ihnen

gewiß nicht weh tun. Leben Sie wohl Herr Metteragg." Sie wollte ihm zum Abschied die Hand reichen, er sah es in seiner Erregung nicht, sondern bat mit schmerzlich zuckenden Lippen:

„Sprechen Sie kein letztes Wort Fräulein Rittberg und lassen Sie mich wissen, wo ich Sie finden kann, wenn mein Herz eine letzte Werbung begehrt.

Gequält stöhnte das unglückliche Mädchen:

„Ich kenne keine Liebe. Ich will nicht an Liebe glauben."

Wieder trat der kalte, grausame Zug in das geliebte Antlitz. Hans Metteragg schaute befremdet auf. War es möglich, daß dieses schöne Geschöpf kein weicheres Empfinden kannte? So war seine Liebe ein Irrtum gewesen. Er verbeugte sich tief vor Jutta Rittberg, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, bog er in einen düsteren Nebenweg ein.

Als die Einsame die traurigen Augen des gekränkten Mannes nicht mehr sehen brauchte, ging sie hastig, wie gejagt heim. In ihrem Zimmer angekommen, warf sie achtlos den Hut auf einen Stuhl, zornig riß sie an den feinen Silberspitzen ihrer Toilette. Nicht schnell genug konnte sie von dem Plunder, wie sie es jetzt nannte, frei werden. Sie atmete befreit auf, als sie in dem einfachen Reisekleide ihr Spiegelbild sah. Sie wollte keinen Menschen mehr sehen, bis sie fahren mußte.

Jetzt lachte sie wieder, aber es war ein Lachen, das die Tränen zurückdämmen sollte, Ha! Oberleutnant Metteragg hatte sich also ausgeklügelt, ihre Abreise sei ein Manöver, das lediglich seinetwegen in Szene gesetzt wäre. Ha! Er hat gehört, was sie über Liebe denkt. Oberleutnants gibt es noch genug in der Welt, aber sie kennt nur eine Jutta Rittberg. Das Herz sollte schon wieder ruhig werden in neuer Umgebung.

Als Jutta Rittberg in ihrem Abteil in die Polster zurückgesunken war, als sie zum letzten Male den Blick auf den Ort und die Landschaft richtete, wo sie so lange froh und glücklich gewesen war, kam ihr schrecklich klar zum Bewußtsein, daß ihr niemals ersetzt werden konnte, was sie so schnöde von sich weisen mußte. Jetzt erst empfand sie die ganze Schwere der unglücklichen Verhältnisse ihrer Heimat. In Sehnsucht nach Komfort und vornehmen Leben, war sie in die Welt geflohen, nun sie von dem Luxus genug hatte, blieb ihr für das fernere Leben nichts mehr über, als Bitterkeit und Vergessensuchen. Die Mutter, die Gewöhnlichkeit ihrer Gesellschaft, vor allem deren, von der Tochter so verachtete Heirat, stand Juttas Glücke im Wege. Zitternd drückt sie den gemarterten Kopf in die Kissen und weint. — Weint um die Lüge, mit der sie das treueste Herz treffen, vielleicht brechen mußte. —

In den Gefahren des Bergsports hat das müde junge Herz vergessen wollen, daß es keine Heimat hat, keine Hand, kein Haus, wo es ausruhen könnte. Achtlos hat Jutta Rittberg ihr Leben gewagt, wo es galt, auf schwindelnden Höhen den Rekord zu erreichen.

Bei einer Besteigung des Matterhorns hat die kühne Touristin das mißachtete Leben eingebüßt.

Als Oberleutnant Metteragg die kurze Zeitungsnotiz von dem Absturz in den Alpen las, hat er der Schönheit der Verunglückten eine Stunde trauriger Erinnerung geweiht, dann hat er sich an seinen Freund Lankoff gewandt:

„Die schöne Jutta Rittberg, um deretwillen mich die schneidige Lonnie trösten mußte." —

Else Lüttgau:

Sonnenwende.

Ich wäre krank und gestern noch gesund,
Das wäre Fieber? Nein, ihr kennt es nicht,
Das Sehnen, Suchen immerfort nach Licht.
Und sollt nicht wissen, wie die Seele wund.
Nicht krank, nur müde . . . .
Ich bin so müde und darf doch nicht schlafen.
Muß leben, immer langsam weiter wandern.
Muß friedlos leben, um die Ruh' des andern.
So große Not und sehe keinen Hafen.
Nicht krank, nur müde . . . .

Ruf.

Was ich begehre, was ich wünsch' und will?
So fragt mich alles, auch an allen Tagen.
Wann sind wohl alle Fragen endlich still?
Mit einem Worte kann ich alles sagen:
„Leben möcht ich! Leben! Einmal leben!"
Dann einen Tag, einmal nicht schweigen müssen,
Verbergen mehr den wilden mächt'gen Strom,
Das Glück erst halten, dann nie wieder lassen!
Komm Herzog! Du! Mein Herzog komm!

Die Vision von Vionville.

Nach einer Erzählung aus der Zeit von
Oberländer.

Man hatte den hundertsten Geburtstag Napoleons des Großen gefeiert und schrieb den 15. August 1869. Auf der schmalen, von St. Marcel nach Vionville führenden Straße quälte sich eine mit zwei Pferden bespannte Equipage fort, die von einer Dame und zwei Herren besetzt war. Im klaren Mondlicht ließ sich erkennen, daß die Insassen den besten Ständen angehörten, ferner, daß sie sämtlich jung waren; die Dame, deren feines Gesicht französischen Typus verriet, etwa zwanzig, die beiden Herren Mitte der Zwanziger.

Die Unterhaltung wurde französisch geführt und an der Aussprache des neben der Dame Sitzenden verriet sich unschwer der Norddeutsche.

„Ein solcher Unsinn, Jean", rief der den Rücksitz einnehmende Herr, den Kopf zurückwendend, dem in Livrée gekleideten Kutscher zu, „diesen holperigen Weg zu nehmen, statt der guten Straße über Malmaison! Es ist beinahe Mitternacht und bis wir Metz erreichen wird es zwei Uhr werden!"

„Die Straße zwischen Malmaison und Gravelotte ist heute Nacht gesperrt, Monsieur le baron!" entgegnete der Kutscher, ein ältlicher Mann, respektvoll. „In einer Viertelstunde können wir auf der großen Chaussee nach Metz sein!"

Der erste Sprecher, dessen schwarzer Schnurrbart und scharf geschnittenes Gesicht, auch ohne die Uniform eines französischen Infanterieoffiziers, den Franzosen hätte erkennen lassen, nahm die offenbar unterbrochene Unterhaltung wieder auf, indem er sich an sein Gegenüber wandte mit den Worten:

„Es freut mich aufrichtig, mein lieber Herbert, daß du als deutscher Offizier unserm Nationalheros, dem großen Napoleon, Gerechtigkeit widerfahren lässest. Diese Vorurteilslosigkeit ist eine sichere Bürgschaft dafür, daß nach euerer Heirat unsere Familienbeziehungen die unverändert herzlichsten bleiben werden."

„Aber liebster Eugen und künftiger Schwager", entgegnete der Deutsche, die Hand seiner Braut fassend, „was hat denn unsere Nationalität mit unseren Familienverhältnissen zu tun! Noch zwei Monate und ich werde meine teuere Margot nach Deutschland heimholen, das ihr zweites Vaterland werden wird!"

„Ach — mich verfolgt Tag und Nacht der Gedanke an einen Krieg zwischen Frankreich und Preußen!" seufzte das Mädchen sich angstvoll in den Arm ihres Verlobten schmiegend. „Wie lange ist's her, daß die Zeitungen Revanche für Sadowa begehrten — ich glaube noch kein Jahr ist vergangen. Der Gedanke wäre ja entsetzlich für uns alle!"

„Meine kleine Schwester hat wieder einmal ihren finsteren Tag!" scherzte der Offizier, eine Zigarette anzündend. „Du siehst seit einiger Zeit wieder überall Gespenster, ma chérie! Und nirgends bietet sich ein Anlaß dazu . . ."

Ein plötzlicher Krach unterbrach den Sprecher. Der Wagen war in eine Vertiefung auf der holperigen Straße geraten und blieb hier stecken.

„Die Felge ist gebrochen!" berichtete der Kutscher. Mit einer halbunterdrückten Verwünschung stieg der Offizier aus.

„Es bleibt nichts übrig als auszusteigen", erklärte er nach kurzer Untersuchung des Schadens. „Ich werde mit Jean das Rad nach Möglichkeit flicken . . . Geh, bitte, mit Margot langsam voraus, Herbert. In einer halben Stunde hoffe ich wenigstens im Schritt nachfolgen zu können."

Das junge Paar schritt im Mondschein auf der Straße hin und als sie Arm in Arm nebeneinander gingen, trat die hünenhafte Figur des Deutschen neben der hochgewachsenen Gestalt seiner Begleiterin erst hervor.. Nach wenigen hundert Schritten führte der Weg an einem Gehölze hin und nachdem die nächtlichen Wanderer dieses hinter sich gelassen hatten, bot sich ihnen ein überraschender Anblick. Sie standen vor einer weiten Fläche, die kahles Feld zu sein schien. Ein heftiger Wind hatte sich aufgemacht und trieb aus Südwesten dichte Nebelschwaden vor sich her. Vom Kirchturm eines nahen Dorfes kündeten dumpfe Schläge die Mitternachtsstunde.

„Das scheint die Turmuhr des Dorfes zu sein, von dem Jean heute Abend sprach", bemerkte der junge Mann. „Es soll an der großen Chaussee liegen — wie nannte er es doch — ville — ville!"

„Aber sieh mal, chérie", unterbrach er sich, „wie das reizend aussieht — diese Nebelschwaden, die dort in langer Linie über die Gefilde wegziehen! Und wie sie vom Mondlicht versilbert werden — könnte man nicht glauben ein ganzes Heer rücke dort an?"

„— — Aber, was hast du denn, Margot — —?“

Die junge Dame hatte den Arm ihres Verlobten losgelassen, und starrte, beide Hände auf ihren Schirmstock gestützt, mit leichenblassem Gesicht auf das von Nebeln überwogte Feld hinaus.

„Mon Dieu — Herbert! O — mon Dieu! Siehst du sie denn nicht — — sie kommen in rasendem Ritt jene Höhe herunter — — sieh, mon chéri, wie ihre Säbel blitzen! — — Herbert — deine Uniform ist es — — Herbert — sie reiten uns nieder — hilf!“

— — — Als nach einer bangen halben Stunde der französische Offizier mit den Wagen erschien, fand er seine Schwester in Fieberparoxismus auf dem Rasen am Rande des kleinen Gehölzes liegen und seinen künftigen Schwager voll Verzweiflung um die Schwerkranke bemüht. Mit gellenden Schreien umschlang sie ihren Verlobten — — „Herbert — sie kommen! O mon Dieu — wir sind verloren!“

„Wie heißt das Dorf in dieser Richtung?“ fragte der Deutsche den Kutscher.

„Bionville, Monsieur!“

Der Wagen fuhr mit der Kranken nach Bionville, während Herbert mit tränenerstickter Stimme den rätselhaften Hergang erzählte. Der später erscheinende Arzt machte ein höchst bedenkliches Gesicht. Ein schleichendes Gehirnleiden sei durch Nervenchok plötzlich zum Ausbruch gekommen.

Arme Margot — du wirst dein zweites Vaterland niemals sehen. Nach acht Tagen schritt Herbert neben dem französischen Leutnant Baron Eugene de R. hinter ihrem Sarge.

* * *

„Aufgesessen“ von Schwadron zu Schwadron flog das Kommando. Das Magdeburgische Kürassier-Regiment Nr. 7 schwenkte mit Zügen links, setzte sich in Marsch gegen die große Metzer Chaussee, worauf das schmetternde Trompetensignal „Mit Zügen rechts schwenkt!“ und das Aufmarschieren gegen Osten erfolgte — gegen Osten, von wo seit Stunden der Donner der französischen Batterien herüberdröhnte und das Feuer der weittragenden Chassepots bis herüber an die Weggabelung am Westende von Bionville sprühte.

„Gewehr auf!“ — Hunderte von Pallaschen blitzen in der Sonne des unheilvollen 16. August. In langer Linie trabt das Kürassierregiment zuerst eine sanfte Anhöhe hinauf, beinahe in gleicher Richtung mit dem rechts aufmarschierten altmärkischen Ulanenregiment Nr. 16. Die Trompeten schmettern das Signal „Galopp!“, dem bald das Fanfaro folgt und in rasendem Rosseslauf werfen sich die Schwadronen auf die feindliche Artillerie. Sie wird durchritten und französische Infanterie kommt in Sicht. Leutnant Herbert von F. reitet am äußersten linken Flügel seinem Zuge vorauf. Über die Klinge des vorgestreckten Pallasches weg, sieht er eine Abteilung Infanterie im Anschlag gegen die anreitende Schwadron. Ein Offizier schwenkt das blutrote Käppi — ein Flammenblitz — eine Menge der schweren Kürassierpferde bricht unter der Salve zusammen. Aber ein brausendes „Hurrah!“ antwortet dem Rollen des Gewehrfeuers und die im Sattel gebliebenen Reiter sind im Nu zwischen den erstarrten Infanteristen, die sich vergebens gegen die wuchtigen Pallaschhiebe zu decken suchen.

Gleich einer Windsbraut verschwinden die Schwadronen im Rücken der überrittenen Infanterie, die sich langsam von ihrem Schreck erholt. Der Offizier, der vorher die Salve kommandiert hatte, steht mit Tränen in den Augen vor der Leiche des Leutnants v. F. Das Chassepotblei saß mitten auf dem Küraß. Margot hatte recht gesehen. „Pauvre Herbert — tu ne reverras plus la patrie!“

W. Lüderitz:

Blauveilchen.

Mein Liebchen ist so jugendschön
Wie ein sonniger Maientag
Und so zart und so keusch und so anmutreich
Wie Blauveilchen am grünenden Hag.

Mich lockt nicht die Rose, die Lilie nicht,
Keine Schöne stört meine Ruh;
Ich liebe nur dich, du mein herziges Kind,
Du kleines Blauveilchen du.

Die Rheinnixe.

Märchen von Henriette Stoll.

(Fortsetzung und Schluß.)

Das Jahr verging den beiden wie im Fluge, und es kam der Tag der Sonnenwende, an dem Nadine die Möglichkeit gegeben war, zu den Ihren zurückzukehren.

Sie vergaß in ihrem Glücksrausch den Tag und die Stunde, denn der große starke Erdensohn gefiel ihr immer mehr, sie liebte ihn über alles und dachte nicht an eine Rückkehr in den Rhein.

Niemand war darüber glücklicher als Jannsen, sein Herz hatte in tausend Ängsten gezittert, daß ihn die Nixe in der Johannisnacht verlassen würde.

Von jetzt ab hütete er sie nicht mehr so ängstlich vor andern Menschen, er ließ sie des öftern allein und ging wieder, wie in früheren Zeiten, hinab in das Dorf, um sich bei einem Kruge Wein zu stärken.

Im Dorfe aber wohnten unter einem Teil guter Leute auch gehässige Menschen, die schon lange mit hämischen Blicken das glückliche Paar beobachtet hatten.

Besonders die jungen Burschen gönnten Jannsen dem armen Fischer das schöne Mädchen nicht, sie hätten gar zu gerne ergründet, wess' Nam und Art die Maid war, die Jannsen so ängstlich vor ihren Blicken und rohen Händen verbarg.

Eines Abends, da er von der Stadt zurückkommend in die Kneipe trat, umdrängten sie ihn im Kreise und hießen ihn neckend bleiben. Ein angetrunkener Bursche schwang ihm den gefüllten Krug entgegen und rief dreist:

„Du kommst allein, wo hast du die schöne Maid gelassen, die du in deiner Hütte beherbergst, bringe sie uns doch mit zum Tanze, warum schließt du sie ängstlich vor jedes Menschen Auge ein, sie ist wohl zu fein und vürnehm für unsereins?"

„Es soll ja eine Nixe sein," sagte ein anderer, „sie fürchtet sich vor Menschen."

„Aber nicht vor vürnehmen Herrn," schrie ein dritter, ich habe sie mit unserm jungen Grafen vorhin am Strande gesehen, kein Wunder, wenn ihr der Ritter besser gefällt, sie ist viel zu schön und zart für einen groben Fischer, ihr geziemt ein Edelmann als Gespons, der sie auf sein Schloß führt und in Sammt und Seide kleidet."

Jannsen schäumte vor Wut, er drang mit erhobener Faust auf den Burschen ein, aber die andern hielten ihn zurück und der Bedrohte rief von neuem dreist:

„Beeile dich, gehe lieber nach Hause, statt zu raufen, vielleicht kannst du das Gräflein noch abfangen."

Jetzt stürmte der junge Fischer ohnmächtig vor Wut und Eifersucht aus dem Wirtshaus den Strom entlang, er lief mehr, daß er ging, heimwärts, denn der böse Wurm der Verleumdung hatte sich in seinem Herzen festgesetzt.

In der Hütte fand er Nadine blaß und müde am Fenster sitzend. Sie war traurig darüber, daß Jannsen sie so lang allein gelassen, stundenlang war sie am Strande und im Wald umhergelaufen und hatte auf ihn gewartet.

Da er jetzt in die Stube trat, sprang sie ihm freudig entgegen und wollte ihn umfangen.

Doch er stieß sie rauh beiseite, er wollte wissen, ob niemand in seiner Abwesenheit die Hütte betreten, ob der Graf bei ihr gewesen sei.

Nadine hatte den Grafen seit jenem Abend am Strande, da er ihr sein Herz und seinen Reichtum angeboten, nicht wieder gesehen.

Jannsen glaubte ihren Worten nicht, er sah auf dem Tische einen kleinen scharfen Dolch mit Edelstein besetztem Griffe liegen und sich auf die Waffe stürzend schrie er bleich vor Wut:

„Wie kommt der Dolch hierher, ah, nun weiß ich, du Schändliche, daß du gelogen, der Graf hat ihn hier liegen gelassen."

Nadine stand sprachlos mit vor Entsetzen weit geöffneten Augen und am ganzen Körper zitternd vor dem aufgeregten Manne, nie hatte sie bisher einen Menschen im Zorne gesehen, sie fürchtete sich vor Jannsen, der in seiner Raserei mit seinen blutunterlaufenen Augen, seinen geballten Fäusten und vor Wut verzerrtem Antlitz häßlich aussah.

Sie war nicht imstande, ein Wort zu ihrer Verteidigung zu sagen, als sie immer noch schwieg, drang er auf sie ein, schüttelte sie roh bei den Schultern und schrie ihr ins Gesicht:

„Wage es nicht mir zu sagen, daß du den Dolch gefunden, ich glaube deinen Worten nicht, du Lügnerin, der Graf ist hier gewesen, er hat dich mit seinem Reichtum betört und mich armen Burschen hälst du zum Narren, du Heuchlerin, hinaus fort aus meiner Hütte, ich will dich nicht mehr vor Augen sehen."

Nadine schrie nicht auf bei seinen rohen Worten, auch verteidigte sie sich nicht, stolz wandte sie sich von dem Manne ab und trat erhobenen Hauptes aus der Hütte hinaus in die tiefe Nacht.

Jannsen tobte noch immer weiter in seinem Zorn.

Die Nixe aber ging zum Strande hinab, es war gerade die Nacht der Sonnenwende.

Noch einmal blickte sie zurück nach der Fischerhütte, in der sie an der Seite des einfachen Mannes so unendlich glückliche Tage verlebt. So hatten die Ihren dort unten in der Tiefe doch recht, daß es auf der Erde kein dauerndes Glück gab, daß sich die Menschen im eitlen Wahne stets mit rauher Hand ihr Glück selbst vernichteten, dort unten war Ruhe und Frieden, dort kannte man keinen Haß und Streit, keine Liebe und kein Leid.

Groß und voll stand der Mond am Firmament, der Rhein lag silbern glänzend da, im weißen Lichte, die Wasser sie lockten und winkten, noch einen Blick warf Nadine rings über die fruchtstrotzenden Felder, über die grünenden Matten, über die sie leichtfüßig dahingehuscht — dann breitete sie weit die Arme aus, ein Sturz und die Wellen des Stromes schlugen über ihr zusammen.

* * *

Es war schon heller Tag — Jannsen saß noch immer in der Hütte auf demselben Schemel und stierte vor sich hin.

Nadine mußte doch wiederkommen, um sich zu rechtfertigen, wo blieb sie so lange, wie wenn er ihr Unrecht getan, wenn ihn die Burschen zum Besten gehalten.

Es klopfte derb an seine Türe und als hierauf keine Antwort erscholl, trat dennoch ein fremder Mann in die Stube auf Jannsen zu. Er war ein Diener aus dem gräflichen Schlosse, der gewahrte sofort den Dolch auf dem Tische und das Kleinod in die Hand nehmend sagte er: „Den suche ich gerade, ein kleiner Knabe sagte mir, daß ein Mädchen so schön wie der junge Tag und so zart und lieblich wie eine Blume, den Dolch gefunden, das Kind wies mir den Weg zu deiner Hütte, sag, wo ist die schöne Jungfrau, damit ich sie belohnen kann, der Dolch gehört unsrer gnädigsten Frau Gräfin, sie verlor ihn gestern auf der Jagd."

„Was sagst du da?" sprach Jannsen verwundert, „der Dolch gehört nicht dem Grafen, er war es nicht, der ihn hier in meiner Hütte liegen gelassen."

„Der Herr Graf in deiner armseligen Hütte, was redest du für eingebildetes Zeug, entrüstete sich der Lakai hochfahrend, „unser gnädiger Herr weilt seit Monaten zum großen Kummer seiner Mutter, der Durchlauchtigsten Gräfin fern von dem Schlosse und denkt auch in absehbarer Zeit nicht zurückzukehren.

Man erzählt sich, er habe einstmals an dem Ufer des Rheins ein Mädelein gesehen, so schön und lieblich wie kein zweites auf Erden; das habe seine heißen Werbungen, ihm als sein Gemahl auf das Schloß zu folgen, zurückgewiesen, da es einen armen Fischer über alles liebe.

Seitdem meidet der Graf unser Schloß, er hat das schöne Mägdelein, das einen armen Burschen ihm vorgezogen, nie wiedersehen wollen, der Schmerz um die heimlich Geliebte und sein gekränkter Stolz treiben ihn fern von der Heimat ruhelos im Lande umher."

„Ich Unglücklicher!" rief Jannsen bei diesen Worten aus, „wie habe ich Nadine Unrecht getan, sie war unschuldig, mir allein gehörte ihre Liebe und ich habe sie von mir gestoßen."

Er stürmte hinunter an das Rheinufer, verzweifelt nach Nadine rufend.

All sein Rufen und Suchen war vergebens, Nadine kehrte nimmer zurück.

Des Abends, als er trostlos verlassen in seiner Stube saß, fiel sein Blick auf den Kalender und er gewahrte zu seinem Schrecken, daß gestern der Tag der Sonnenwende gewesen.

Zugleich wußte er, daß Nadine niemals zu ihm zurückkehrte, sie war auf immer von ihm gegangen.

Sein Schmerz um die Verlorene war grenzenlos, er betrauerte Nadine wie eine Tote. Seine Hütte ehedem, da sie noch hier gewaltet und ihr silberhelles Lachen durch die Räume erscholl so voll von Sonnenschein und Licht, schien ihm nun trüb und öde.

Nirgends fand er Ruhe, weder bei der Arbeit, noch in seiner Behausung, stundenlang lag er träumend im Kahne ohne das Netz auszuwerfen, die Sehnsucht trieb ihn ruhelos durch die Tage und Nächte, sie zehrte an seiner Kraft und seinen jungen Leben.

Er wollte nicht mehr leben ohne Nadine.

Eines abends fanden alte Fischer seinen Leichnam auf dem Strome schwimmend, als sie auf ihn zu ruderten, um ihn zu fassen, senkten sich graue Nebelschleier auf das Wasser nieder und in dem gespenstischen Schatten des grauen Dunstes sahen sie vor ihren Augen, wie vier Nixen aus dem Rheine aufstiegen, den Leichnam sachte mit ihren weißen Armen umschlangen und mit sich hinab in die Tiefe zogen.

Ganz verstört kehrten die alten Männer in das Dorf zurück und erzählten dort schaudernd, was sie gesehen.

Die Liebe der Nixe hat Jannsen hinab in die Tiefe gezogen, in ihren Armen hat er den ewigen Frieden gefunden.

Willy Albrecht:

Die Edelste von allen . . .

Die Edelste von allen
Bist du, nur du allein!
In deinem Zeichen wallen
So echt die Füße mein.

Schaut dir die Abendstunde
Ins süße Angesicht,
Wie still wird rings die Runde,
Die Seele klar und licht.

Und dennoch fühl' ich's brennen,
Steigt ewig neu empor,
Und nimmer darf ich's nennen,
Seitdem ich dich verlor.

Die Zeit ist hingegangen,
Blieb auch das Herze wund.
Ach! einmal zitternd hangen
An deinem roten Mund. —

Ma-kias:

Wiegenlied.

Wo sausen die Maschinen,
Da steht der Vater Wacht.
Die Mutter sitzt am Linnen
Und gibt getreulich acht,
Auf ihren süßen Buben,
Er ist auch gar zu lieb,
Tollt er sich durch die Stuben,
Und sitzt er einmal trüb . . . . .

Der Vater muß jetzt schaffen,
Die Mutter singet still.
Ihr Bübchen muß nun schlafen,
Wenn's größer werden will.
Drum schließ die müden Lider,
Mein Bübchen schlafe ein,
Denn kehrt der Vater wieder,
Muß ausgeschlafen sein.

A. Bischof:

Das Blümelein.

Ich ging durchs Feld zur Zeit der Blüte,
Die Blümlein schauten heiter drein
Und streuten unbemerkt und fein
Zufriedenheit in mein Gemüte.

Ich aber brach ein Blümlein ab.
Nicht ahnend daß es sterben müsse,
Bald fiel es welk vor meine Füße,
Stillschweigend grub ich ihm ein Grab.

Dem armen Blümlein gleicht mein Herz,
Man hat den Frieden ihm genommen.
Nun kann es nicht zur Ruhe kommen,
Bis es erstickt im wilden Schmerz.

Deutscher Dichterbund.

Der **Deutsche Dichterbund** ist seit 1. April 1912 begründet. Seine Ziele sind Bekämpfung der Schundliteratur und des absoluten Dilettantismus, die jeden begabten Schriftsteller das Emporkommen erschweren, sind Förderung der Kollegialität, Gedankenaustausch und Hebung der Schriftstellerei. Jedem Mitglied steht Mitarbeiterschaft im Bundesorgan „Das Magazin" frei, doch bleibt die Entscheidung über Aufnahme der einzelnen Beiträge dem Herausgeber und dem Schriftleiter überlassen. **Ein Jahrbuch wird in Form einer Antologie** alljährlich herausgegeben und ist jedes Mitglied berechtigt, einen Beitrag dafür zu liefern

Als Vorstand wurde Herr Schriftsteller **Ludwig Lücking,** Hannover, Wagenerstraße 11, gewählt. Schriftführer und Kassierer ist der Verleger des „Magazins" Herr **Adolf Dreßler jr.**, Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70. Alle Zahlungen sind nur an diesen zu richten. Das **Eintrittsgeld** beträgt Mk. 3,— und der **Jahresbeitrag** Mk. 1,50.

Als Mitglied des „Deutschen Dichterbundes" wurden bisher eingetragen:

42 Herr G. A. Pohl
46 Herr Architekt A. Henke
47 Herr W. Drögmöller jr.
48 Herr A. Hücker
49 Herr Rudolf Möller
50 Herr Lehrer Karl Arnold
51 Herr Ernst Doerks
52 Herr Leutnant Fritz Strauß
53 Herr Paul Eicken

Schriftsteller und Schriftstellerinnen verlangt kostenfrei die Satzungen des Deutschen Dichterbundes und tretet diesem bei.

Der Vorstand.

Ludwig Lücking, Hannover, Wagenerstraße 11.
Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern, Kirschbergstraße 70, I.

Neue Bücher.

„Die Lese".

Über 20000 Bände von Carl Hauptmann und Wilhelm Schmidtbonn und über eine Million Lesehefte hat die Lesegemeinde im Jahre 1912 in die Hände ihrer Anhänger gelegt — bei dem lächerlich billigen Beitrag von 6 Mk. jährlich. Also hier bekommt man für 50 Pfg. monatlich eine Auslese aus der Literatur ins Haus, die nach dem Prinzip der Lese gut sein und kaum besser gedacht werden kann. Ein Beweis für das sieghafte Prinzip der „Lese" ist ein Blick auf die Zusammensetzung der Lesegemeinde: da sind nicht nur Tausende von Literaturfreunden, vom einfachen Leser bis zum Bibliophilen, sondern Tausende von Familien aller Stände und Kreise. Zur Zeit gehören auch mehrere Tausend Lehrer, mehrere Tausend Arbeiter, ein paar Tausend junge Leute, die vielleicht sonst minderwertige Lektüre lesen, der „Lese" an. Ebenso aber Gelehrte, Künstler, Schriftsteller. Kurz, hier ist wirklich eine Gemeinde; hier ist der Begriff deutsches Volk in einem einheitlichen Sinne verwirklicht, und wenn ein solcher Kreis einen Auslesebund eines

Dichters für die Handbibliothek erhält, oder wie im Organ der „Lese" selbst eine Auslese aus den Werken, dann darf man von einer wirklichen Popularisierung der Dichter und Denker sprechen. Die „Lese" schließt soeben ihr drittes Jahr und geht gestärkt mit Beginn des Jahres 1913 in ihr viertes Lebensjahr. Sie ruft alle Kreise zum Anschluß an und empfiehlt sofortigen Beitritt durch Anmeldung per Postkarte an die Geschäftsstelle in Stuttgart.

Held — „Jesuitendokumente". (Hans-Sachs-Verlag, München, Mk. 2.50).

Mit der Herausgabe dieses heute vollständig vergessenen und unbekannten Jesuitendokumentes sind wir wieder im Besitz eines der wichtigsten Dokumente aus der Geschichte und dem Leben der Jesuiten, das seiner Gefährlichkeit halber im Jahre seines Erscheinens (1609) von den Jesuiten vollständig aufgekauft und verbrannt wurde, um so einer unbequemen Beantwortung dieser unglaublich kühnen, heute noch zu Recht bestehenden Angriffe auf den Jesuitismus zu entgehen. Höchste Aktuellität vereinigt sich mit dem tiefsten historischen Interesse, um die Neuerscheinung zu einer der interessantesten Veröffentlichungen des heutigen Büchermarktes, was im Besonderheit aber die Jesuiten angeht, überhaupt zur weitaus bedeutendsten Erscheinung auf diesem Gebiet zu stempeln. Die Lektüre dieses Dokuments ist ebenso notwendig, als von unbedingtem historischen Interesse, will man die heute wieder aufgerollte Jesuitenfrage in ihrer ganzen (lange nicht genug erkannten) Berechtigung verstehen.

„Fröhliche Wissenschaft". Ein humoristisches Beschäftigungs- und Unterhaltungsbuch von Wilhelm Busch, Adolf Oberländer, F. Harburger, Wilhelm Dietz, Max Heider, Carl Reinhardt und anderen bedeutenden Künstlern. Herausgegeben von Paul Michels. Elegant gebunden Mk. 4.—. Verlag von Walter Fiedler in Leipzig.

Es ist eine lustige Sammlung humoristischer Denk- und Phantasiespiele, Scherzfragen, Aufsitzer, Figurenwitze, Rebusse, spaßiger Variationen usw. von Wilhelm Busch, Adolf Oberländer, E. Harburger, Wilhelm Dietz, Max Heider, Carl Reinhardt und anderen bedeutenden Künstlern und steht unter den überhaupt vorhandenen, gewiß nicht vielen Beschäftigungs- und Unterhaltungsbüchern schon wegen seiner 300 künstlerischen Bilder ganz einzig da. Alle hier gesammelten Belustigungen des Verstandes und Witzes erfordern auch nicht das kleinste und einfachste Hilfsmittel, nicht einmal Papier und Feder, ja sie setzen auch nicht die Gesellschaft anderer voraus. Die „Fröhliche Wissenschaft" bringt keine Experimente, Streichhölzchenspiele, Zaubereien und dergleichen. Viele hier vereinte humoristische Einfälle dürften überhaupt neu sein, wie das Suchen von Volksliederanfängen und geflügelte Worte zu Bildern, die Scherzrebusse zu bekannten Redensarten, die neuen Sprichworte, Kunstgriffe, Erfindungen und so weiter. Spaßig ist alles, vieles überraschend und verblüffend und für die Familie, für die Unterhaltung von Kindern wird sich kaum etwas Geeigneteres finden lassen. Auch der Erwachsene wird seine helle Freude an den Aufgaben und Fragen haben, mit denen man andere in der schönsten Weise aufsitzen lassen kann, und obendrein dürfte das Buch wohl die erste Sammlung künstlerischer Scherze überhaupt sein.

„Nach dem Unfrieden" von John Bergh. (Geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.— bei Albert Ahn Verlag, Bonn).

Der Roman eines jungen Finnländers, der durch die hinreißende Gewalt seiner Diktion und die atemberaubende Spannung seiner Handlung größtes Aufsehen erregen wird. Finnland ist durch den nordischen Krieg von Männern entblößt, verschüchtert hausen die Frauen versteckt in der Einöde. Unter einer solchen Schar wächst Ella auf, ohne den Mann zu kennen. Zur Zeit ihrer Reife tritt das große Erlebnis an sie heran: ein gemeiner Marodeur, Leichenschänder und Bluthund, ein alter Schnapslump. Wie einen Engel begrüßen ihn die andern Frauen, Ella muß vor ihm flüchten, in instinktiver Abscheu. Auf der Flucht trifft sie den Mann ihrer Vorstellung. Der zimmert eine Hütte, um sein Weib, das nach Schweden geflüchtet war, nach siebzehnjähriger Trennung heimzuführen. Ella bleibt bei ihm, sie leben nur im Gedenken an die junge schöne Frau, für die all ihre Arbeit. Das Idyll endigt in

Schuld am Abend vor seiner Abreise nach Schweden. Ellas angstvolles Harren, ihre Verzweiflung, seine Zurückkunft in voller Verwüstung: er fand sein Weib alt und häßlich als die Frau eines andern, da erschlug er sie. Im Bewußtsein auch ihrer Schuld flieht Ella vor ihm in die nordische Winternacht; Wölfe umheulen sie, da trifft sie auf Menschen, die nach der Einödkirche pilgern. Sie nehmen sie mit. Zum ersten Male in einem Gotteshaus, hört sie die Lehre von der Verzeihung und dem Erbarmen des Weltheilands. Da kehrt sie zu dem Manne getröstet zurück.

„Drohnen“. Eine Geschichte für junge und alte Nichtstuer von Felicitas Rose, geheftet Mk. 3.50, gebunden Mk. 4.50 (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57).

Felicitas Rose hat auch ihrer neuen Dichtung das ethisch-erzieherische Moment zugrunde gelegt. In ihrer Erzählung „Drohnen“, die von einem köstlichen, sonnigen Humor durchleuchtet ist, bricht sie eine Lanze für jene Mädchen, die durch ein hartes Los hinausgedrängt sind auf den Markt des Lebens, und schildert daneben meisterlich das öde, schale Leben der „Drohnen“, die in den Tag hineinleben, ohne auch nur die geringsten Werte zu schaffen. Sie erzählt vom schweren Leid eines edlen Menschenkindes, das durch Unglück aus den vornehmen Kreisen, denen es entstammt, hinausgetrieben wurde, und das dennoch in harter Arbeit und liebloser Umgebung hohen Zielen zustrebt. In ihrem engeren Wirkungskreise wird dieses Mädchen lange Zeit verkannt und muß manche Kränkung erdulden, bis eines Tages das helle Sonnenlicht auch ihr Kämmerlein erleuchtet; ihre Vorzüge werden offenbar, ein hochgesinnter Mann sieht seinen Irrtum ein und gewährt der Vereinsamten, die er selbst noch bis vor kurzem für eine Drohne hielt, den ersten Platz in seinem Herzen.

„Lebensbilder aus der Tierwelt“. Neue große Naturgeschichte der europäischen Fauna. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Stoffel. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Reihe Vögel. Lieferungen 54, 56, 58, 60, 62, 64. à 75 Pfg.

Mit den jetzt uns vorliegenden Heften 54, 56, 58, 60, 62 und 64 erreicht der vierte Band dieses prächtigen Werkes seinen Abschluß. Er ist der zweite Band der Vogelreihe. Wie die Schlußhefte zeigen, übertrifft dieser zweite Vogelband an Reichhaltigkeit seinen Vorgänger ganz wesentlich. Statt 251 im ersten Band, sind in dem zweiten 559 Bilder und 16 Kunstbeilagen aufgenommen worden; im ganzen also über 300 mehr. Und was für prächtige Bilder! In diesen Schlußheften lebt und webt eine ganz seltsame Welt: Baßtölpel, die R. Kearton, R. B. Lodge, W. Farren und J. Williamson an den Baß-Felsklippen von Schottland brütend, bei der Atzung ihrer Jungen und fliegend aufgenommen haben; Säbelschnäbler und Stelzenläufer in prächtigen Freiaufnahmen von M. Behr, Steenhuizen; Strandreiter aus den spanischen „Marismas“ von R. B. Lodge; Kampfhähne von M. Steckel, M. Behr und Lodge; Regenpfeifer von Fr. Moore, M. Behr, J. Atkinson, O. Grabham, W. Farren, W. Steckel, Fr. Lißmann, Fr. Heatherley, Steenhuizen, Kearton und K. Rosenius; Kolkraben von Lodge, A. Bachmann, Heaterley und Kearton; Kuckucks von R. Voigtländer sowie mehreren der genannten Meister; Reiher von Taylor, G. von Zanden, E. Reid, M. Sterke und Moore, Lummen, Tordalke und Papageitaucher von Schrammen, C. J. King, W. Köhler u. a.; Schwarzschwänzige Uferschnepfen von de Wolff, R. Zimmermann und Todge, und Steinkäuze von Karl Stoffel, R. Paul, Rüdiger, G. Wolff und Kothe. Wieviel liebevolle Gewissenhaftigkeit, welchen unermüdlichen Fleiß und wieviel Kühnheit mußten diese Männer aufbieten, die den Kolkraben in den Transsylvanischen Alpen und auf Island beim Atzen seiner Jungen, in Northumberland bei seinen Nestjungen und an der steilen Meeresküste von Wales Umschau haltend, und die unzählbare Menge von Alken und Lummen auf schroffer Klippe belauschten! Und wieviel Mühe gehörte dazu, um junge Kuckucks im Neste der Bachstelze, des Schilfrohrsängers, des Rotkehlchens aufzufinden und im Bilde festzuhalten! Auch die Schriftsteller, die im Wetteifer mit diesen Lichtbildjägern uns von überall her das einzelne Tier in seiner innersten Eigenart handelnd auf der Bühne seiner Heimat vorführen, sind durchweg

Meister von weitreichender Erfahrung und tiefer Kenntnis des Tierlebens.

„Frankenstein oder **Der moderne Prometheus"**. Von Shelley. Aus dem Englischen übersetzt von H. Widtmann. Geb. Mk. 2.80, brosch. Mk. 2.—. Verlag von Max Altmann in Leipzig.

Diese groteske, von einer unheimlichen Tragik durchflutete Erzählung baut sich auf der inzwischen wiederholt behandelten Idee eines künstlichen Menschen auf. Dem jugendlichen Heißsporn Frankenstein gelingt es auf Grund seiner tiefen naturwissenschaftlichen Kenntnisse, einen solchen Homunculus zu konstruieren und ihm Leben und selbständiges Denken einzuhauchen. Doch das in riesenhaften Dimensionen angelegte Kunstprodukt entschlüpft den Händen seines Erzeugers, und das rauhe Leben macht aus ihm einen entsetzlichen Verbrecher, dem die nächsten Angehörigen Frankensteins zum Opfer fallen. Dieser sucht nun, von Gewissensbissen über seine mittelbare Täterschaft gepeinigt, seine Menschenmaschine wieder zu vernichten. Über die ganze Erde verfolgt er sie, um ihr schließlich als Sterbender hoch oben in der Nähe des Nordpols zu begegnen und sie durch den Anblick seiner Leiche zu veranlassen, sich selbst den Tod zu geben. Dieses hochinteressante Sujet hat der Verfasser zu einem ausgezeichneten Roman verarbeitet, dessen überaus spannende, abenteuerliche Details den Leser bis zur letzten Seite fesseln.

„Der Stadtschreiber von Köln". Geschichtliche Erzählung von Dr. Hermann Cardauns. Vierte und fünfte Auflage. Freiburg, 1912, Herdersche Verlagshandlung. Mk. 2.40; geb. in Leinwand Mk. 3.60.

Wie ein Kapitel aus einer mittelalterlichen Chronik lesen sich die Blätter, auf denen uns Gerlach van Hauwe, der Stadt Köln oberster Schreiber, in schlichter, treuherziger Rede von seinem Leben und von den blutigen Kämpfen zwischen den Geschlechtern und Zünften seiner Vaterstadt am Ausgang des 14. Jahrhunderts erzählt. Das Schicksal verstrickt ihn, den Weberssohn, zu seinem Unheil in diese gräuelvollen Fehden, führt ihn auf stolze Höhe, dann aber zu tiefem Fall. Um den Tod seines Vaters an den Geschlechtern zu rächen, greift er mit List und Gewalt erfolgreich in die Parteikämpfe ein, weiß sich die Stellung des Stadtschreibers zu verschaffen und benützt seinen Einfluß zum Sturz des Geschlechterregimentes und zur Aufrichtung der Gemeindeherrschaft. Aber am Ziele seines Strebens ereilt ihn ein tragisches Geschick: er erfährt, daß er von mütterlicher Seite selber ein Patrizierkind ist, und erkennt, daß er voll blinden Argwohns gegen das eigene Blut gewütet und seiner Mutter Herz gebrochen hat. Zu spät wird er von einem edlen Frauenherzen auf den rechten Weg gewiesen und will alles wieder gut machen; am Tage seiner inneren Umkehr fällt er, von einem falschen Freunde verraten, in die Gewalt seiner Feinde und sühnt, schuldig und doch unschuldig, seine früheren Vergehen mit dem Tod.

„Dichtung und Dichter der Zeit". Von Albert Soergel. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. XII, 892 Seiten mit 345 Abbildungen. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Preis $10^1/_2$ Mk., in Ganzleinenband $12^1/_2$ Mk., in Halbfranzband 14 Mk.

Seinem Titel getreu, möchte dies sehr stattliche Buch eine Übersicht geben über die deutsche Dichtung der Gegenwart, von ihren Anfängen um die Wende der achtziger Jahre an bis zur jüngsten Entwicklung, möchte die Kräfte am Werke zeigen, die die deutsche Dichtung in dieser Zeit wechselnd bestimmten. Aber es möchte auch wieder nicht einem herausgefühlten oder -gedeuteten Entwicklungsschema die Dichterpersönlichkeit opfern, deren Bestes nicht das mit andern Gemeinsame, sondern das sie von andern Unterscheidende ist. Der Verfasser charakterisiert deshalb selten einen Dichter durch nur ein Werk, das gerade in der gezogenen Entwicklungslinie liegt, sondern durch möglichst alle seine Werke, auch wenn sie sich der Einordnung widersetzen. Ausländer, die die deutsche Dichtung entscheidend anregten, wie die französischen Realisten von Balzac bis Zola, wie Ibsen, wie Tolstoi und Dostojewski, wie Maeterlinck, werden ebenso ausführlich wie deutsche Dichter charakterisiert. An den Höhepunkten wird gern verweilt. So wachsen z. B. die Kapitel über Zola, Ibsen, Nietzsche, Holz und Schlaf, Gerhard Hauptmann, Liliencron,

Dehmel, Spitteler, fast zu kleinen Monographien aus.

Das Buch läßt gern allen Dichtern, nicht nur Lyrikern, die man ja von je gern sich durch sich selbst erklären ließ, zur Charakteristik das Wort. Es schildert auch den Kampf der Richtungen am liebsten durch bezeichnende Worte der Kritiker unter den Dichtern. So kann der Leser die literarischen Geisteskämpfe noch einmal erleben — als unparteiischer Zuschauer oder als Mitkämpfer auf der einen oder anderen Seite: dem Leser läßt der Verfasser oft die Wahl, nicht immer eine leichte. Denn nichts liegt seiner Absicht ferner, als durch oberflächliches Absprechen es den Lesern bequem zu machen. Er möchte unparteiisch sein, gerecht auch gegen die, deren Wesen seinem Wesen fremd ist. Er möchte auch das als unverständlich, kraus oder nur kurios Verschrieene begreifen und begreifen lehren; er liebt darum nicht, einen Autor mit einigen herausgegriffenen Versen oder Stellen lächerlich zu machen, ist doch nichts leichter als das! Er huldigt nicht der Praxis jener Art Literaturgeschichten, deren Wesen, wie Otto Julius Bierbaum höhnte, „aus der Abschreckungstheorie, daß keiner mehr dichte", entsprängen, sondern er möchte empfänglich sein und empfänglich machen.

„Aus den Tagen des Absolutismus". Besprochen von Dr. W. Brüning.

Wenn ein vielbeschäftigter Beamter sich die Zeit nimmt, einen umfangreichen Roman zu schreiben, so muß er entweder selbst Erfahrungen gemacht haben, deren Kenntnis für weitere Kreise wichtig ist, oder sein Beruf ließ ihn einen wertvollen Fund machen. Das letztere ist bei dem Roman „Von Rechts wegen!" *) des Detmolder Geheimen Archivrats Dr. Hans Kiewning der Fall. Dieses Buch, das die mit Frömmelei garnierte Verruchtheit des Absolutismus schärfer beleuchtet, als dickleibige Produkte gelehrter Sitzfleischarbeit es bisher vermochten, kann den historischen Roman wieder zu achtunggebietender Höhe emporheben; denn der Antiquarismus eines Ebers und seiner Geschäftsgenossen hat ihn gar arg heruntergebracht. Was aber soll man heute lesen, wenn man sich nicht bloß oberflächlich unterhalten will? Die Erfindungsdichterei, die durch Tricks, meist erotischer Art, schmackhaft gemacht werden soll, hat man in den Jahren der Reife bald satt. Was wir unbedingt brauchen, sind Schriftsteller, die dichterisch genug beanlagt sind, um die wissenschaftliche Ausbeute ihres Fleißes zu inhaltsreichen kulturgeschichtlichen Erzählungen und Romanen umzugestalten. Hans Kiewning ist ein solcher Schriftsteller. Deshalb wird er als Romancier nicht weniger Erfolg haben wie als Geschichtsforscher. Ja, vielleicht noch weit mehr.

Kiewnings Sprachgewandtheit und Gestaltungskraft ist bedeutend; er hat außerdem das Empfindungsleben des Bauernvolkes so genau gehorcht wie selten einer. Der Roman besitzt mithin große Vorzüge und trotzdem ist er als Ergebnis einer gründlichen Forschungsarbeit keine leichte Lektüre. Aber nachdem ich ihn einmal in die Hand genommen, ließ er mich nicht mehr los. Ja, ich opferte ihm sogar, was mir fast nie mehr passiert, eine ganze Nacht. Und in der nächsten konnte ich nicht schlafen, so sehr war ich von dem Schicksal der Heldin des Buches, einer lippischen Bauernfrau von unbeugsamen Gerechtigkeitssinn und innerer Heldenhaftigkeit, erregt und ergriffen worden.

Dreißig Jahre hindurch hatten sich die Deutschen, die ein römischer Hierarch als dumme Bestien einschätzte und demgemäß behandelte, um dogmatischer Begriffe willen gegenseitig die Schädel eingeschlagen oder von Schwed und Franzos einschlagen lassen. Der Blut- und Brandgeruch verpestete die Atmosphäre des Landes von einer Ecke bis zur anderen. Das Volk war dezimiert, verelendet, entehrt. Frauen empfanden die von einer viehischen Soldateska verübte Notzucht nicht mehr als Schande. Nur hier und da hatte sich ein Rest alter Ehrbarkeit und Tüchtigkeit erhalten, der dann zum Quell langsamer Regeneration wurde, auch in denjenigen Vertretern des Bauernstandes, die trotz allen Schrecken der Verwüstung ihre Scholle nicht im Stich gelassen hatten. Nun aber machte sich der besitzgierige Absolutismus

*) Niedersachsen-Verlag Carl Schünemann, Bremen. Preis 5 Mk.

über den Bauernstand her, um ihn in die Hörigkeit hinunterzudrücken. Der lippische Landdrost, der eine Schandwirtschaft führen durfte, weil sein Gebieter von Gottes Gnaden sich nur für Hunde und Hengste interessierte, versuchte einer freien Bäuerin ihr Gut zu entreißen, indem er sie in eine Zwangsehe mit einem räudigen Schurken hineintrieb. Da entspann sich ein langjähriges Drama, in dem auf der einen Seite zäher Bauernstolz, auf der anderen jede Art von Gemeinheit und Verlogenheit die Rollen spielten. Vom hochwürdigsten Konsistorium unterstützt, konnten der Landdrost und sein Komplize unerhörte Quälereien, fluchwürdiges Unrecht verüben, so daß einem heute noch die Galle vor Wut überläuft, wenn man das liest. Und hinterher möchte man ausrufen, dergleichen kann doch nicht möglich gewesen sein! Aber es war möglich, denn Kiewning hat alle seine Behauptungen aktenmäßig belegt, so daß jeder Zweifel ausgeschlossen bleibt, mag das Gefühl sich auch noch so sehr gegen solche vom absoluten Willen verübte Schändlichkeit sträuben. Und diese Schändlichkeit war nur möglich, weil eine in jeder Form frömmelnder Ranküne geübte Geistlichkeit jenem absoluten Willen göttliche Gewalt zuerkannte.

Dieses schauerliche Kulturgemälde aus der Zeit des deutschen Absolutismus entrollt zu haben, ist nicht bloß eine hohe künstlerische Leistung, sondern auch die Tat eines Mannes von unerschrockenster Wahrheitsliebe, einer Eigenschaft also, die in der heutigen Zeit fast ebenso selten angetroffen wird, wie in der deutschen Lakaienperiode des 17. und 18. Jahrhunderts. Dieser Roman berechtigt deshalb zu der Hoffnung, daß uns in dem Detmolder Archivrat ein Schriftsteller erwachsen wird, wie ihn die Gegenwart bitter nötig hat.

Er ist sicher imstande, uns noch manche Gabe auf den Tisch zu legen, die die Menschheit durch richtige Erkenntnis der Vergangenheit geistlich und sittlich fördert, sie von sozusagen geheiligten Vorurteilen befreit und zugleich zur Freude an ernsthaftem literarischem Schaffen erzieht.

Deshalb rufen wir ihm dankerfüllten Herzens ein kräftiges „Glückauf!" zu.

„Lebensbilder aus der Tierwelt". Neue große Naturgeschichte der europäischen Fauna. Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Soffel. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Reihe Säugetiere. Lieferungen 53, 55, 57, 59, 61, 63. à 75 Pfg.

Mit den uns jetzt vorliegenden Heften 53, 55, 57, 59, 61 und 63 ist der zweite Säuger-Band dieses prächtigen Werkes abgeschlossen. Er ist ungebunden zum Preise von Mk. 12.—, in Leinen gebunden zu Mk. 14.— zu beziehen. Das Werk hat eine sehr dankenswerte Programmerweiterung erfahren. Während ursprünglich beabsichtigt war, zwanglos nach Maßgabe der eingehenden Bilder Aufsätze aus dem Tierreich erscheinen zu lassen, konnte infolge des reichlich eingehenden Stoffes die gesamte europäische Tierwelt in das Programm eingeschlossen werden. Es erscheinen nun zunächst die Säugetiere und Vögel. Jede Reihe wird in drei Bänden vollständig sein. Jedoch ist, der ganzen Anlage des Buches entsprechend, jeder Band in sich vollständig abgeschlossen und einzeln ein treffliches und schönes Werk. Der nun mit den vorliegenden Heften abgeschlossene zweite Säuger-Band übertrifft an Reichhaltigkeit der Bilder seinen Vorgänger ganz wesentlich; es sind etwa 80 Bilder mehr (im ganzen 345) als im ersten Bande aufgenommen worden. Und was für prächtige Bilder! Die wenigsten Leser werden die ungeheuren Schwierigkeiten ahnen, die z. B. das von O. Pfaff in der Frühe eines Januarmorgens aufgenommene Bild eines nach seinem Bau wechselnden Dachses dem „Kammerschützen" gemacht hat. Und wie Stephainsky die scheuen Ziesel vor und neben ihrem Bau in allen möglichen Ängsten, Liebes- und Wassernöten im Bilde erwischt hat, das ist köstlich zu beobachten. Nicht minder reizvoll sind die Aufnahmen, die Karl Soffel selbst von der Brandmaus, von der Wasserfledermaus und der großen Hufeisennase und ihrem kleinen Vetter, letztere zwischen altem Bodengerümpel in einem alten Schlosse, gemacht hat, und die Bilder O. Grabhams von Zwergfledermäusen, rauhhaarigen und langohrigen Fledermäusen aus Yorkshire und der Spätfliegenden Fledermaus von der Insel Wight. Auch die Frühfliegende Fledermaus oder Speck-

maus ist von R. Paul in prächtiger Freiaufnahme festgehalten, während W. Taylor eine sehr schöne Aufnahme der ruhenden Bartfledermaus aus York gegeben hat. In die Welt des ewigen Eises führen uns dagegen die Aufnahmen, die R. E. Peary bei seiner Nordpolexpedition 1905/06 von Moschusochsen auf Nares-Land und bei Kap Columbia gemacht hat, sowie die herrlichen Landschafts- und Eisbärenbilder, die A. Leverkus-Leverkusen als besten Teil seiner Beute von der Jagd-Expedition nach Nordost-Grönland 1907 heimgebracht hat. Die Schriftsteller, denen die schwere Aufgabe zugefallen ist, mit diesen Meistern der Freiaufnahme in der Schilderung ihres Tieres zu wetteifern, haben sich ihr gewachsen gezeigt: nicht nur Leverkus selbst in der Schilderung des Eisbären, Ernst Schäff in der von Walroß und Moschusochse und Fritz Bley, der uns die grausige Romantik eines alten Dachs-Mutterbaues, einer unbezwungenen Raubritterburg, mit erleben läßt, sondern auch die Schilderer der Kleinen, Verfemten und Verhaßten. Namentlich hat Frau Else Soffel verstanden, das lichtscheue Treiben des Ziesels der Brandmaus und der Fledermäuse mit prachtvollem Humor zu schildern. Die Bedeutung des ganzen Werkes als Reform unsrer Reformbeschreibung wird immer mehr erkannt. Nicht nur um seiner starken volkstümlichen Wirkung, sondern noch mehr wegen seines auf die Gesamtheit und Einheit des All gerichteten künstlerischen Zuges willen, der in der Zersplitterung unsrer Tage in geradezu befreiender Weise sein Wort zur rechten Stunde spricht. Wir empfehlen das Werk allen, die Freude an der Natur haben, und wer hat die heutzutage nicht? Es ist ein Werk, dem kaum eins zur Seite zu stellen ist.

„Gerhart Hauptmann — Ulrich Prusse. Zwei schlesische Dichter".

Jetzt, wo sich allenthalben die Hauptmann-Anhänger zusammentaten und den 50. Geburtstag des Dichters feierten, ist es wohl an der Zeit, eines zweiten schlesischen Dichters zu gedenken, Ulrich Prusses, der, wenn auch der großen Masse des Volkes nicht so bekannt, wie Gerhart Hauptmann, dennoch als nicht weniger bedeutend und groß erscheint und bei seinen zahlreichen Verehrern sich der gleichen Wertschätzung erfreut wie jener. Prusses Bescheidenheit allein verbot ihm, gleich vieler seiner Zeitgenossen, auf der Höhe des Schaffens und des Könnens die große Reklametrommel zu rühren; trotzdem ging er mit unbeirrbarer Sicherheit seinen Weg.

Zwei Große und doch wie verschieden von einander! — Hauptmann, der Träumer, der auch in seinen kraftvollsten Momenten den schwermütigen Zug nicht ganz zu hemmen vermag, und Prusse, der immer Lebendige, Wache, dessen Werke so gar nichts Schattenhaftes und sich Verlierendes aufweisen. Bei Hauptmann des öfteren ein Sichzerbröckeln, ein nüchternes Abfallen vom eigentlichen Wollen, bei Prusse stets das Gleichmaß, immer die starke Persönlichkeit, welche nichts Schablonenhaftes kennt und dem verwehenden Grundton durchaus abhold ist. Und hier liegt Prusses Größe. — Er gibt restlos Ganzes, Ganzes in vollendeter Form; er bleibt nie der nur Versprechende, es liegt in seinen Schöpfungen eine seltene, selbstverständliche Sicherheit, die zu bewundern nicht schwer fällt. Gewiß möchten wir heute einen Hauptmann nicht missen, der Zug der Schwermut, welcher seine Dramen durchweht, läßt echtes dichterisches Empfinden klingen; aber wir möchten ebensowenig ohne Prusses schönheitsbeseelte, dem gesunden Empfinden so wenig aufgezwungene, mit starker Prägnanz aufgebaute dichterische Gaben sein. Wie wenig aufdringlich und doch in welcher Fülle gefestigt stehen Prusses Heldengestalten vor uns! Ich nenne nur seinen Sachsenherzog Widukind und seinen Absalom und David, welche in jeder Nuance die wundervolle Grundmelodie des Schöpfers verkörpern und uns klar vor Augen führen.

Ohne Hauptmann schmälern zu wollen, man kann nicht leugnen, daß besonders seine letzten Arbeiten mitunter den Eindruck des „müden Mannes" wachriefen, bei Prusse dagegen finden wir nur Bestes und Allerbestes. Seine Schaffenskraft — er schuf viel — ist unter einem „Zuviel" nicht erlahmt, seine letzten Werke reden die gleiche zwingende Sprache, wie die ersten Kinder seiner Muse; er steht vor uns mit dem gleich jungen Herzen voll Größe und Glanz.

Bei ihm einen sich gesunder Realismus mit idealem Denken.

Neben dem Kraftvollen in Prusses Schöpfungen möchte ich doch auch vor allem seiner in glühenden Farben leuchtenden Lyrik gedenken, welche sich mit der Hauptmannschen Lyrik zum mindesten messen kann. Prusses Lyrik ist vergleichbar mit kostbarsten Kleinodien; sie ist im innersten Herzen geboren und gerade deshalb zerrinnt sie nicht, sondern hinterläßt sich immer erneuenden Schönheitsduft. Wie weich, wie zart, wie lieb kann Prusse zu Menschenherzen reden; der Bronnen, aus dem er schöpft, ist tiefinnerliche, mitklingende Menschlichkeit.

So ist Prusses Schaffen einem überaus reichspringenden, krystallklaren Quell vergleichbar, einem Quell, an dem wir Menschen gerne rasten und uns laben. Unter seinen dichterischen Zeitgenossen ragt Prusse weit empor und verdient nicht geringere Anerkennung als Gerhart Hauptmann, sein Landsmann, dem in diesen Tagen das deutsche Volk zujubelte. Was Hauptmann uns zu geben verabsäumte, hat Prusse uns überreich beschert. Ist Hauptmann der Großen einer, so ist Prusse der Unvergänglichen einer, dessen vollen, ganzen Wert das deutsche Volk gewiß noch erkennen wird. Merkwürdigerweise stammt Prusse mit Gustav Freytag aus ein uud demselben Pfarrhause zu Konstadt in Schlesien.

Vollrath von Lepel, Theaterreferent.

Clara Malten.

Ein Brief.

Schüttelreimerguß als Beweis wie trüb und hell Minne wirkt,

Sende einmal wieder heute
Diese kleine Schüttelblüte.
Setze mich zum Schreiben nieder!
Ach herrje, jetzt reimt schon wieder
Mademoiselle, zum Stein erweichen
Würd' den „Heine" fast erreichen
Wenn aus ihrer Federspitzen
Bessre Witze täten blitzen,
Wenn mit ihrem Intellekte
Sie mehr Geist in sich erweckte,
Wenn sie schon von Kindesbeinen
Sich gewöhnt hätt' an das Reimen,
Und als Dichterin geboren
Sich zum Dichten auserkoren!
Aber leider stockt das Dichten
Wenn die Minneluft entwichen.
Dem entgegen reimt sich's schnelle
Wenn der Geist von Minne helle,
Denn die Minne hebt die Nerven
So, daß man den Reim kann werfen
Aus dem Kopfe flugs hernieder
Auf's Papier; und immer wieder
Kommen, wie mit Windeseile,
Daß die Feder nicht verweile
Neue Reime zu Gesichte!
Und ich dicht, und dicht und dichte,
Bis entleert von jedem Witze
Ich fast auf dem Trock'nen sitze! —
Doch, daß ich es nicht versäume,
Hör' jetzt einer meine Träume!
In dem Schlaf, der mich umfangen,
Spürt' ich plötzlich das Verlangen
Unter Tannen, unter Buchen
Nach dem Osterhas' zu suchen!
Folgend dem Geruch der Nase
Fand ich ihn im hohen Grase
Liegend, langgestreckt die Glieder,
Neben ihm 'ne Häsin wieder. — — —
— — Ob was weiter noch geschehen
Hab ich leider nicht gesehen,
Denn das Bild entschwand im Traume.
— Wenn ich wieder mal die Laune
Habe, Träume zu erdichten,
Werd ich dichtend sie berichten.
Schleunigst eil' ich jetzt zum Schlusse,
Schließ' den Brief mit inn'gem Kusse,
Drücke Dich, mit Minne Lust,
Innig jetzt an meine Brust! —

Theater-Zeitung.

Inhaltsprobe aus

„Glück ohne Ruh“.

Lustspiel in vier Aufzügen von

Roland Zenegg.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.
Leipzig-Möckern.

Zweiter Aufzug.

(Dieselbe Veranda wie im ersten Aufzug.)

Frau Werner (wird von Angela aus der Villa zu einem Rohrsessel geführt, auf den sie sich niederläßt). Trautl, mein Zimmer ist sehr düster. Wenn ich an meinen sonnigen Strand denke, möchte ich es beinahe dunkel nennen.

Trautl. Aber Mutter, die Sonne muß den ganzen Tag in dein Zimmer scheinen. Ja, die eine Fensterreihe liegt gegen Westen, die andere gegen Süden.

Frau Werner. Ach so! Du wirst auch schon so gelehrt. Du meinst, weil die Sonne im Westen aufgeht und im Süden untergeht, müßte ich den ganzen Tag Sonne haben. Theoretisch kann es ja stimmen. Soweit ich mich an den Schulunterricht erinnern kann, ist deine Ansicht auch richtig. Aber was nützen mir alle diese schönen Theorien, wenn ich den ganzen Tag keinen Sonnenstrahl sehe oder fühle.

Trautl. Du mußt Geduld haben, jetzt scheint überhaupt die Sonne nicht. Die Wolken lassen die Sonnenstrahlen nicht durch.

Frau Werner. So, so! Bei euch scheint nicht einmal die Sonne und der Strand war so sonnig.

Trautl. Am Strand wird heute auch keine Sonne sein.

Frau Werner. Du mußt schon entschuldigen, liebes Kind, das werde ich wohl besser wissen. Du warst doch heuer noch gar nicht an unserem Strand.

Trautl. Wenn aber die Sonne scheinen wird, wirst du mit deinem Gemach zufrieden sein.

Frau Werner. Zufrieden muß ich wohl sein. — Vor allem muß ich dir sagen, daß dein Schlafzimmer, das niemand betritt, viel zu groß und dein Salon viel zu klein ist. Du solltest das Schlafzimmer zum Salon machen.

Trautl. Das Schlafzimmer war früher auch der Salon, aber Friedl hat es anders wollen.

Frau Werner. Wenn es der Friedl geändert hat, kannst du es auch wieder ändern.

Trautl. Darüber muß ich aber doch zuerst mit Friedl sprechen.

Frau Werner (erstaunt). Zuerst mit Friedl sprechen.

Trautl. Ja, mit Friedl sprechen.

Frau Werner. Er steckt auch in die Wirtschaft seine Nase? Das ist eine Anmaßung, die ich nie geduldet hätte.

Trautl. Ich rede doch auch über seine Fabriksangelegenheiten mit ihm.

Frau Werner. Ich weiß gar nicht, was ich von euch denken soll. Ihr wisset einer vom andern alles, ihr habt alles so gemeinsam. Ich kann mich gar nicht ausdrücken, es kommt mir gerade so vor, als ob ihr in einem gemeinsamen Haushalte leben würdet.

Trautl. Aber Mutter, bedenke doch, was es heißt im gemeinsamen Haushalte leben.

Frau Werner. Der richtige Ausdruck ist es nicht, ich weiß es. Mir nimmt die Feuchtigkeit

des Sees den klaren Ausdruck. Ich habe sagen wollen, ihr lebt in einer gemeinsamen Ehe. Gewiß hat auch diese Ehe ihre Schönheiten, aber sie bringt sehr viel Gebundenheit mit sich. Ich habe die Freiheit über alles geliebt. Dein Vater ging nach Westen und ich nach Süden. So ist es auch gestern wieder gewesen. Trotzdem wundert es mich, daß er nicht schon nachgekommen ist.

Trautl. Fühlst du dich sonst behaglich, Mütterchen?

Frau Werner. Ich kann mich nicht behaglich fühlen in einem Hause, worin die Leute gewohnt haben, die gegen deine Heirat gewesen sind.

Trautl. Alle sind doch nicht gegen meine Heirat gewesen.

Frau Werner. Nun wer war hier nicht dagegen?

Trautl. Der Friedl doch! Er hat da um mich gekämpft und mich da errungen.

Frau Werner. Sonderbar, sonderbar, was du an diesem alten Hause schön findest.

Trautl. Er hat wohl auch in der Stadt um mich kämpfen müssen. Besonders du bist gegen Friedl gewesen, weil er keine Lackschuhe angehabt hat.

Frau Werner. Weißt du, liebes Kind, neben dem Alfred hat er ausgesehen wie ein ganz gewöhnlicher Werkmeister. Farbige Wäsche, Jägerkleider, kurze Hosen. So ist er aber auch in der Stadt umhergegangen.

Trautl. Weil er immer in der Fabrik zu tun hatte.

Frau Werner. Ich habe aber doch recht behalten. Er hat durch die Art, wie er geheiratet hat, bewiesen, daß er gar keinen Sinn für gesellschaftliche Pflichten hat. Da heiratet er, ohne daß jemand davon etwas weiß und erhält dann schließlich einen Trauschein, worin der Meßner und ein Kirchendiener als Trauzeugen angegeben sind. Ich kann gar nicht weitersprechen, so empört mich jetzt noch dieser Vorgang.

Trautl. Du mußt aber auch bedenken, in welcher Lage sich Friedl damals befunden hat. Alle waren gegen unsere Heirat, seine Verwandten und meine Verwandten. Und da hätte er alle seine Gegner versammeln und ihre erlogenen Glückwünsche anhören sollen! Eine solche Komödie widerstrebte seinem geraden Sinne.

Frau Werner. Den Glückwünschen ist er doch nicht entgangen. — Und meine einzige wohlerzogene Tochter heißt einen solchen Vorgang noch gut.

Trautl. Natürlich, ich bin doch Friedls Frau.

Frau Werner. Und auch meine Tochter. Merke dir es, liebes Kind, jeder Mensch hat nur eine Mutter auf der Welt, nur eine einzige; wenn er sie verliert, erhält er keine mehr . . . Ach was! Wenn ich wieder eine Braut sehe, im weißen Kleide, mit dem Myrtenkranze und dem Schleier, da tut mir das Herz weh und ich beklage es tief, daß meine einzige Tochter nie in solcher Pracht hat erscheinen können.

Trautl. Ich habe die Tat noch nie bereut und mich immer gefreut, einmal etwas getan zu haben, was die Gesellschaft empört und doch ihr nicht schadet.

Frau Werner. Du bist beim Friedl in die Schule gegangen. (Ein Hahn kräht.) Hörst du den Hahn krähen? Ehe der Hahn zweimal gekräht hat, wirst du mich dreimal verraten haben. Ich kann dieses Hahnengeschrei nicht ertragen.

Trautl. Schau dir doch endlich dieses Tier von der Nähe an, dann wird dich dieser Bibelspruch nicht mehr ängstigen.

Frau Werner. Nein, nein, der Friedl liebt mich nicht.

Trautl. Doch, gewiß. Er hat mich erst heute gebeten, euch einzuladen.

Frau Werner. Dann hätte er mir auch heute einen Wagen entgegenschicken können.

Trautl. Er hat doch gar nicht gewußt, daß du kommst.

Frau Werner. Ein Schwiegersohn der mich von Herzen lieb hat, *ahnt* es, daß ich komme. Der Alfred hätte die *Vorahnung* längst gehabt.

Trautl. Ach ja, der Alfred.

Frau Werner. Nun der Alfred braucht zum Beispiel keine Sommerrast in einer einsamen Gegend.

Trautl. Weil er ohnehin die meiste Zeit rastet.

Frau Werner. Repräsentieren ist doch kein Rasten; er repräsentiert Tag und Nacht. Ja, er ist mit Besuchen so geplagt, daß er uns, seine eigenen Eltern, heuer, noch nicht am Strande hat

besuchen können. — Richtig, daß ich nicht vergesse. Wen habt ihr denn in dieser Gegend besucht?

Trautl. Niemand haben wir besucht, gar niemand. Es wohnt auch gar niemand von Bedeutung in der Nähe.

Frau Werner. Ich dächte schon! Der Herr Pfarrer!

Trautl (lachend). Der Herr Pfarrer ist doch ein Junggeselle, den werden wir doch nicht besuchen.

Frau Werner. Der Herr Pfarrer ist doch kein Junggeselle.

Trautl. Nun also was soll er denn sein? Ehemann und Witwer ist er auch und zum Hagestolz hat es noch Zeit bei ihm.

Frau Werner. Der Herr Pfarrer ist weder ein Junggeselle noch ein Ehemann, weder ein Hagestolz noch ein Witwer. Der Herr Pfarrer ist eine ehrwürdige Persönlichkeit, der man Besuche machen muß. Ich sehe schon, ich werde diesen Sommer benützen müssen, um deine Kenntnisse des guten Tones wieder aufzufrischen.

Trautl. Da beginne nur beim Friedl und bekehre ihn; ich lasse mich dann leicht bekehren.

Frau Werner. Umgekehrt, dich muß ich bekehren und du mußt den Friedl bekehren.

Trautl. Wenn ich nur Gelegenheit hätte, mit ihm zu sprechen. Ich habe seit deiner Ankunft kein Wort mit ihm gesprochen; mir ist so bang um ihn.

Frau Werner. So, so, so! Auch die Liebe meines Kindes hat er mir gestohlen. Jetzt bleibt mir nur der Alfred.

Trautl. Und der Friedl und dein Trautl. Wenn du uns beide zusammen nimmst, gewinnst du uns; willst du aber nur eines von uns beiden, dann könntest du vielleicht beide verlieren. Ich bin und bleibe Friedls Frau.

Frau Werner. Unsinn! Auch als Frau bleibst du das Kind deiner Eltern. Und ich werde dich gewinnen, nur dich allein. Du mußt fort aus dieser Einöde, du mußt. Die Tochter gehört zur Mutter. Der Mann kann höchstens ein Ersatz für die Mutter sein, wenn sie nicht mehr ist. Solange die Mutter lebt, steht er in der zweiten Linie. Ja, um Gotteswillen, hast du denn nie etwas von einer Frauenbewegung gehört! Weil du dich in eine solche Einöde verkriechst. Die Frau für die Frau, nicht für den Mann. Was soll daraus werden, wenn du nicht mehr zu mir hältst. Du gehörst unter allen Umständen auf meine Seite . . . (Man hört eine Automobilhupe in der Ferne.)

Anmerkung:

„Glück ohne Ruh" ist einer von jenen feinsinnigen Schwänken, denen man literarischen Wert nicht absprechen kann. Der geistvolle Wiener Autor hat es nicht auf gemeine und billige äußere Mache abgesehen, sondern er holt seine Effekte aus dem Inneren heraus, gestaltet als echter Künstler und weiß trotzdem bühnenwirksam zu schreiben und mit feinsinnigem Witz zu unterhalten.

Adolf Dreßler jun.

Inhaltsprobe aus

Der Hauptmann von Köpenick

Ein Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Rottländer.

Bühnenvertrieb:

Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.

Leipzig-Möckern.

Amerika.

Epheu und Blumen winde, Weltgeschichte,
Um unser Haupt! O laß durch Wonnetränen
Das Mal der Zeiten sich herniederneigen
Auf diese Stunde! Schließ zum letztenmal
Den Regenbogen der Vergangenheit

Ob Völkersturm und Krieg! Nun komme, Friede!
Klingt, Säulenhallen, von der Saiten Schlag;
Umschlungene Scharen, selig hingesunken,
Sind auf den Stufen eures Heiligtums
Und stammeln Dank. Helft, Winde, ihr Gebet
Zum Himmel tragen! Helft mir diesen Tag!

Erlauchte Völker! Wenn es einer Bürgschaft
Des ewigen Friedens noch bedürfte, sagt' ich:
Seht diese würdigen Mienen hier im Kreise!
Wie sanft, wie mild, wie von erhab'ner Güte!
Wer möchte glauben, daß, was die beschließen,
Nicht Echo fände in der ganzen Welt?
Erhebt Euch, reichet Euch die Hand, und schwört:
Wir wollen Frieden, Frieden, ewigen Frieden!

Alle (sich erhebend).

Wir wollen Frieden, Frieden, ewigen Frieden!

Italien (mit Orangen).

O seht, wie hier Italiens Gold-Orangen
Sich wie die Kindlein zu erröten mühn!
Sie können's nicht: hat doch Natur sie schon
In Freundlichkeit gerötet. Rot ist Liebe
Und Freude. Was sie selbst nicht sagen mögen,
Die Schale sagts. Kann Lieb' und Freude wohl,
So frage ich, in Streit und Zwietracht blühn?
Nein, wieder nein! Was liebt, das einigt sich,
Doch was sich freut, das hat sich schon geeint.
O Lieb' und Freude, fanget unser Sinnen,
So feiern wir ein glückliches Beginnen!

Griechenland (Wein darbringend).

Ein heitrer Sinn gibt Frieden dem Gemüt.
Hier bring' ich meinen heimatlichen Wein,
Euch zu erheitern. Waret Ihr zerrissen
Von Schmerz und Trauer, gab Natur den Wein
Der Tränen Euch, bis daß die bleichen Wangen
Sich wieder heiter dran getrunken. Wohl,
So geb' ich Kunst. Laßt fließen, was ich bringe,
Daß Euer Herz ein frohes Liedlein singe!

Grämling.

Lacht oder nicht. Ich halte am Gedanken.
Ja oder nein?

Färber.

Ja denn! Die Bürgschaft wird
Mir nicht so schwer als wie es scheinen möchte.
Die Voigt'sche Art, die ist mir noch geläufig.
Sieht er erkannt sich, wird er seine Hände
Zwar nicht wehklagend ineinander falten,
Ganz sicher nicht, das nicht. Nein, sieht er hier
Den einen Plan gescheitert, greift er spielend
Ganz ohne Wehmut einen neuen an,
Und wend't sich weg aus Köpenick. So ist er.
Prozesse führt er nicht. Wenn er sein Recht,
Sein angemaßtes, nicht alleine findet,
Dann weicht er wortlos vor der Welt zurück.
So sollt Ihrs kommen seh'n. Uns bleibt das Feld.

Grämling.

Der Nachtrag, Färber, wegen deiner Bürgschaft,
Ist aufgesetzt. Du wirst ihn, denk' ich, morgen
Bevor wir zum Gericht geh'n, unterschreiben.
Ich hol' dich ab. Nun gute Nacht zusammen!

Färber.

Laßt uns nur mitgeh'n. Wir sind alle müde.

Stünkel.

Voran denn Ihr! Wir kommen hinterdrein.

Grämling.

Nur zu, ihr beiden sollt mir unterwegs
Von euerm Unglücksfall noch mehr erzählen.
So schlimm zu stürzen! Ja, die schwarze Nacht!
Es ist doch besser, wenn die Sonne lacht.

(Alle ab.)

Hedwig.

Sie sagten Voigt und immer wieder Voigt.
Es quält mich, und mein Frohsinn will nicht kommen.

(Singt.)

Es klingt in meinen Ohren,
Weiß nicht wie,
Gewonnen hab' ich, verloren.
In der Jugend früh.
Schlafe mein Sinnen, denke drüber hin,
Wie ich so traurig bin.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Waldesrand. Prinz Joachim hingelagert in der Morgensonne.

Joachim.

Sonne, o Sonne,
Wie du dein Gold mit Jauchzen hebst
Über die Täler,

Mußt du nicht abends hinab?
Winde ihr,
Lasset die Wälder rauschen,
Halme sich neigen,
Wisset nicht, wißt nicht warum.
Du gib Antwort,
Ewige Unruh, murmelnder Quell!
Ach, deine Seele
Fliehet den fragenden Blick!
Mühe des Menschen,
Türmst die ungeheuern Gedanken
Durch die Jahrtausend!
Anfang aber und Ende
Läßt du in schweigender Nacht. —

Hinauf denn, Glaube, rühre deine Schwingen,
Daß ich des Zweifels überhoben sei,
Ein Übermenschliches liegt in den Dingen,
Nichts ist allein, es ist ein Gott dabei.
Im Überlegen wird der Weg zu weit,
Du, Glaube, überwindest die Unendlichkeit!

Anmerkung:

Wilhelm Rottländer ist der erste deutsche Dichter, der sich mit Liebe und Hingebung des Berliner Meisterdiebs, der lebhaft an die Grimmsche Legende erinnert, angenommen hat. Sein ganzes Drama enthüllt uns ohne jeden Anspruch auf Sensation ein Stück Leben. Dieser Hauptmann von Köpenick ist ein Mensch mit allen seinen Schwächen und nicht zuletzt auch Vorzügen. Ich habe Rottländer einen Dichter genannt und dies mit vollem Recht. Hat er doch in der deutschen Kunst sich ein unauslöschliches Denkmal gesetzt und die Theaterleiter werden ihm dankbar sein für dieses neue Zug- und Kassenstück.

Adolf Dreßler jun.

Inhaltsprobe aus:

„Elisabet"

Die Tragödie einer jungen Liebe.

4 Akte von

Adolf Dreßler jun.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.
Leipzig-Möckern.

3. Akt.

Letzte Szene.

Fritz.
Ob fremde Leute auch so viel Rücksicht auf dein Glück nehmen? —
(Sie verbergen sich. Elisabet, Leutnant Brink treten auf.)

Brink.
So gib mir doch; was du mir lange verweigert!

Elisabet.
Wir kennen uns doch kaum 14 Tage.

Brink.
Und doch werden sie mir durch die glühende Leidenschaft, das ungestillte Sehnen zur Ewigkeit. Laß die lose Hülle der Scheu sinken, gib dich mir als Weib!

Heinrich (stürzt vor).
Elisabet!

Fritz.
Das wird ein Unglück! —

Brink.
Was will der Herr?

Elisabet.
Das war einmal mein Schatz! —

Heinrich.
Ich war — war? — Elisabet, ich habe ein Wort mit dir zu sprechen.

Brink.
Doch nicht ohne mein Beisein! — Sie scheinen zu vergessen! —

Heinrich.
Was wollen Sie mir sagen? — Dieses Mädchen ist mein Eigen, sie gehört mir wie der Mutter das Kind gehört, und ich brauche sie, wie die Blume der Sonne bedarf. Ich bitte, ich flehe Sie an! Lassen Sie mir das Mädchen. Sie können doch nicht so grausam sein, mich um mein Heil zu bringen! Nicht wahr, das können Sie nicht! —

Fritz.
Heinrich! du bist von Sinnen! —

Heinrich.
Sehen Sie. Ich würde sterben — ohne ihre Liebe. Es war unrecht — unrecht, sie so lange allein zu lassen. So tragen wir beide Schuld, und ich kann, ich werde, ich will ihr verzeihen. — Welches Recht hätten Sie denn auf sie?

Brink.
Sie scheinen zu fiebern, mein Herr. — Das Recht, das sie mir gab.

Elisabet.
Ja, mein Bräutigam hat recht. Es muß aus sein zwischen uns, und sehr gut ist es, daß es so kam. Nun bleibt es mir doch wenigstens erspart, dir meine Gründe schriftlich auseinander zu setzen. Siehe, ich bin ein Glückskind, und da sich mir ein höheres Glück als an deiner Seite bot, griff ich zu. Du kannst es mir nicht verdenken. Gewiß würdest du auch nicht fragen, ob es eine andere betrübt, wenn du eine glänzende Karriere machen kannst.

Heinrich.
Und so willst du mich hinausstoßen in die Nacht und Grauen? —

Elisabet.
Du wirst dich trösten können. —

Heinrich (wild hervorstoßend).
Komm mit mir.

Elisabet.
Hier ist mein Platz.

Heinrich.
Ist das dein letztes Wort?

Elisabet.
Mein letztes.

Heinrich.
Nun, so will ich dich zwingen, und müßte ich es mit meinem Leben bezahlen. —
(Er will auf sie stürzen. Brink zieht den Degen.)

Brink.
Ich schütze dich. —

Fritz.
Zurück. Diese Dirne ist kein Menschenleben wert.
(Er reißt ihn fort. Heinrich stößt einen furchtbaren Schrei aus und bricht zusammen.)

Brink.
Elisabet.

Elisabet.
Mein Retter, mein Beschützer. Nun verlange von mir, was du willst. Ich bin dein Weib — deine Magd. —

Brink.
Nein, du bist die holde Prinzessin, die ich befreit.
(Beide ab.)

Fritz.
Heinrich. — Komm zu dir, mein Heinrich. —

Heinrich (schnellt rasch empor. Seine Blicke sind starr. Er streckt die Hände aus und der Klang seiner Stimme ist tonlos).
Elisabet — sei verflucht. —

(Vorhang.)

4. Akt.

Letzte Szene.

Heinrich.
Weißt du noch, Lieschen, wo wir uns zum ersten Male wiedersahen? —

Elisabet.
Ja. Das war ein Morgen im Frühling. — Du sangest ein fröhliches Lied, und ich blickte zum Fenster hinaus, erkannte dich — da fiel mir vor Schreck die Blumenvase herab und zerbrach. — Scherben sollen Glück bringen — sagen die Leute.

Heinrich.
Ich war entzückt — begeistert — harrte deiner, und als du kamst, verweigertest du mir deine Liebe.

Elisabet.
Und wäre ich bei meinem Entschluß geblieben, es wäre vielleicht besser gewesen — für dich und mich. —

Heinrich.
Vielleicht, wer kanns wissen? Weißt du noch, der herrliche Sonntagmorgen. — Ich war genesen von langer Krankheit, und du warst mein Eigen — das war dereinst. —

Elisabet.
Zur Zeit der Rosenblüte.

Heinrich.
Und erinnerst du dich noch der sternhellen Sommernacht. Wir waren allein — ich und du allein in deinem Zimmer. —

Elisabet.
Ach Heinrich.

(Er füllt die Gläser und will Pulver hineinschütten, eine fidele Maske kommt und trinkt ein Glas aus.)

Heinrich.
Und auf den Traum dieser Sommernacht wollen wir trinken. —

Eine fidele Maske.
Gegrüßt, erhabene Königin. — Dieser Schluck auf dein Wohl. (Ab.)

Heinrich.
Wie unvorsichtig. Einen Augenblick später, und er hätte Gift getrunken. Dies Vorkommnis ist ein Symbol für unser Leben. Auch wir ließen den Sekt unserer Jugend achtlos verschäumen, und nun müssen wir büßen.

(Er füllt neue Gläser.)

Heinrich.
Lieschen, gib mir noch einen Kuß — Es ist der letzte. —

(Sie nehmen die Masken ab und küssen sich.)

Heinrich.
Zitterst du, Geliebte. —

Elisabet (fest).
Nein. —

Heinrich.
So wollen wir trinken.

Elisabet.
Auf unser Wohl.

Heinrich.
Ja, auf unser Wohl. — (Sie leeren die Gläser.)

Heinrich.
Es ist vollbracht. — Das Leben hat uns betrogen, verwelkten Blüten gleich schwinden unsere Träume dahin, vom Schicksalswinde verweht. —

Elisabet.
Mein Heinrich.

Heinrich.
Lieschen. — Wir sind vereint.

Elisabet.
In alle Ewigkeit.

(Sie sinken schlaff zurück. Pause. Der Kellner kommt, dann Fritz.)

Kellner.
Noch eine Flasche gefällig? — Nanu! — Hier stellen sich zwei leblos — das ist ein übler Scherz für den Karneval.

Fritz.
Was ist geschehn? — Elisabet! — — — Beide tot! — Jetzt verstehe ich deine Worte — Heinrich, mein lieber, mein treuer Freund! Du hast überwunden! —

Kellner.
So, es wäre kein Scherz? — —

Fritz (mit zitternder Stimme).
Nein! — Es ist das erschütternde Ende einer Tragödie — der Tragödie einer jungen Liebe! —

(Trompetenstoß. Prinz Karneval tritt aufs Podium.)

Prinz Karneval.
Gebt mir das Wort — mir, dem erhabnen Dichter!

Alle.
Heil dem Dichter! — —

(Vorhang.)

Ende.

Anmerkung:

Der Verfasser führt den Nachweis, daß ein armes und ungebildetes Mädchen niemals einen geistvollen und idealen Dichter beglücken kann, und daß es doch am Ende zu einer erschütternden Tragödie kommen muß. Adolf Dreßler will der dramatischen Kunst eine neue Bahn eröffnen, indem er das Leben in seinen kleinsten Einzelheiten so zeigt, wie es ist und sich um die Haupthandlung einen Kranz heiterer und ernster Episoden winden läßt, ohne der dramatischen Wirksamkeit dadurch Abbruch zu tun. Besonders die beiden letzten Akte sind durch ihre dramatische Konzentrierung auf einen bestimmten Punkt von starker Wirkung. Helene Kehlbach.

Inhaltsprobe aus

Philibert Berthelier

Historisches Trauerspiel in vier Akten von

Bernhard Müller.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,
Leipzig-Möckern.

---

1. Akt.

Die Handlung spielt im Gasthof „Zum Krebs". Großes Gastzimmer im romanischen Stil. An den Wänden braune Holztäfelung bis zum Gesims in etwa 2 m Höhe; darauf Sammlungen von alten Trinkkrügen. Die Hinterwand hat hohe gotische Fenster, die den Ausblick auf die Stadt mit St. Peters Dom zeigen, wenn sie geöffnet werden. Die große Eingangstür ist rechts; links eine kleinere Thür. Die hintere Hälfte der Bühne nimmt eine ausgedehnte Balustrade ein. Lärm vor Aufgang des Vorhangs.

Bunte, malerische Gesellschaft, in Gruppen, von Patriziern bei Spiel und Wein.

Berthelier (der mit Hugues Schach spielt).

Der Zug ist falsch! Bedroht die Freiheit Deiner
Noch stolzen Türme!

Hugues.

Oh! Verzeih!

Berthelier.

Nun gut!
Einmal sei noch der Vorteil Dir gewährt.
Doch wachsam sei der Mann und scharfen Augs.
(Sie spielen weiter.)

Pecolat (auf der Balustrade.)

Glaubt es nur, Freunde, Jura ist gewiß
So rechte Narrenkunst. Die Welt verdreht
Und noch verdrehter, sollt Ihr grade rücken!
Denkt Euch, hier sei Gericht! Wen richten wir?

Viele.

Tyrannen!

Pecolat.

Namen nennen!

Viele.

Prokurator Navis.

Wen sonst als den?

Pecolat.

Nun gut.

Berthelier.

Ach, laßt das Spiel.
Zu ernst ist wohl des Vaterlandes Sache.

Einer (singt).

Aus freiem Blut geboren,
Sei frei auch unser Tod.
Wir haben es geschworen,
Abschütteln unsre Not.
Hoho, Navis tot!

Alle.

Hoho! Navis tot!

Hugues.

Gib acht!

Berthelier.

Schach! Unvermutet kommt's!
Doch laß genug sein.
(Wendet sich.)
Wer gewinnt, Taccon?

Taccon.

Wem's Glück fehlt, Philibert —

Berthelier (steht auf.)

Das alte Lied.
Uns Genfern fehlt es stets. Uns ist nichts treu,
Schon selbst im Spiele nicht.

Taccon.

Ach laß!

Hugues (schlägt auf den Tisch).

Zum Teufel doch.
Man muß es sich erschwingen. Wunderlich!
Woher denn kommt der neugeborne Herzog?
Ist Haus Savoyen denn die Mutter Genfs?
Wir wurden aus uns selbst, was wir heut sind.
Wir brauchen keinen Fürsten über uns,
Der mit uns rechtet wohl nach fremdem Codex.
Ich fühle Freiheit nur in meiner Brust,
Und meiner Freiheit will in Stolz ich leben.
Verkauft um Geld an einen Fürstenthron,
Muß ohnmächtig die Stadt zu Tode bluten.
Ich dulde diesen Fürsten niemals!

Berthelier.

Erst ertragen,
Dann mit der Siegerkraft gewalt'gen Armes

Die Fesseln sprengen, die uns knechten wollen.

Taccon.

Wohl leicht gesagt, doch herzlich schwer getan.

Berthelier.

Warum? Wenn Genf fest steht wie eine Mauer,
Und dann im Kampfe aufsteht wie ein Mann:
Wer will uns zwingen? Wir sind ja im Recht;
Wir pochen auf das altverbriefte Recht
Und kümmern uns nicht um des Herzogs Willen,
Tun das, was uns gefällt, zu jeder Zeit.
Dem Namen nach mag er ja Herzog sein,
Wenn's ihm gefällt, mit Titeln sich zu krönen.
Auch mag er einziehen nach altem Recht.
Doch seine Stimme gilt im Rate nichts!
Wohl bitten mag er, doch nicht uns befehlen.
Das ist das Recht. Wir geben Gut und Blut
Für unsre Freiheit hin. Sag' ist das recht, Armand?
Du hast der hohen Schule dich beflissen!
Drei Jahre warst du auf Bolognas Schule
Und lerntest, was der Menschheit Rechte seien.
Sag', ist nun unser Tun gerecht?

Pecolat.

So ist's!
Als ich zu jener Zeit das Land verließ,
War arg bedroht des Vaterlandes Freiheit.
Von Frankreich wurden wir verschachert
Ganz ohne uns an Haus Savoyen. Und
Heut ist es noch so! Was damals erbeten,
Heut wollen sie's gewaltsam schon erzwingen.
Doch des bin ich sicher. Unser Herz ist treu
Und schlägt bei allen noch dem Vaterlande
Wohl so entgegen wie dereinst.

Hugues.

Nicht also, Freund!
Ein grüner Baum hat wohl auch dürre Äste,
Die seine innre Lebenskraft zernichten.
Denn der Verräter ist aus unsrer Stadt,
Ist Pierre Navis, des Herzogs Prokurator.
Weil wir ihn nicht zu unserm Herrn gewählt,
Sucht er zu schaden uns bei unsern Feinden,
Verkaufte seine Freiheit und ward Knecht.
Das wissen alle wir. Allein, trotz Herzog, Navis,
Wenn wir nicht wollen, wer will uns dann zwingen?

Rufe.

Niemand! Niemand!

Berthelier.

Geduld ist unsre Pflicht!
Im Stillen will das Werk bereitet sein.
Der alte Gott wird seine Hilfe geben.
Das Recht ist eine Mauer wider alles,
Und Recht ist keine Sünde.

Hugues.

Ich trau' dem Herzog nicht.

Pecolat.

Doch edel ist er stets zu uns gewesen.

Taccon.

Er soll auch eines zahmen Sinnes sein!

Versiges (bringt Wein).

Hugues.

Oh traut dem äußern Menschen nicht zuviel,
Inwendig müßt Ihr blicken, und das Herz
Kennt keiner aus, es sei denn unser Gott.
Wie Schlangen schleichen sie um unser Herz,
Um Rettung winselnd, dann hyänengleich,
Befreit von Ketten, unser Sein zerfleischend
Mit der Gemeinheit hinterlist'ger Art.
Saht ihr noch nie, wie André Navis tat?
Uns sucht und sucht wie einen Himmelsschatz?
So wie er tut, mag auch der Herzog sein.
Noch mag er ja recht milden Herzens sein,
Um uns zu täuschen in der Sicherheit.
Und wenn er auch ein edles Herz besitzt,
Gar leicht ist es vergiftet. Die Zeit kommt noch,
Wo er, wie alle taten, auch wird tun,
Hohnlachend unser altverbrieftes Recht
Mit Füßen treten und der Männer Bitten
Mit Kerker und Ermordung unterdrücken.

(St. Peters Glocke.)

So bleibt nur noch das Schwert. Dach was soll das?

Petit Jean (kommt).

Ich grüß' Euch, Freunde!

Versiges.

Trinkt, hochedle Herren!
Noch nennen wir ihn unser. Doch wer weiß!?

Berthelier.

Was will die Glocke!

Die Patrizier (trinken).

Es lebe Genf und seine goldne Freiheit!

Berthelier.

Was will die Glocke?

Petit Jean.

Wenn Ihr so lärmt
Und Genfens Freiheit trinkt, wie könnt Ihr hören!
Zum ersten nun, daß unser alter Bischof
Schon vor vier Tagen in Moirand starb.

Viele.

Der Bischof tot?

Petit Jean.

Zum zweiten, daß seit gestern
Abbé Bonmmot Gingins die Ordnung führt,
Daß aber noch des Papstes Jawort fehlt.

Hugues.

So kennen wir den neuen Bischof schon?

Petit Jean.

Du kennst in nicht. Zum Bischof ist ernannt
Von unseres Papstes Gnaden Prinz Johann.

Rufe.

Der Bastard?

Berthelier.

Petit Jean, du scherzest!

Petit Jean.

Nein!

Hugues.

Johann?

Petit Jean.

's ist bittrer Ernst!

Berthelier.

Petit Jean, sag' nein! nein! nein!
Oh wenn das ist, dann packe du mich, Tod.
Und trage mich in eine Höllenpein.
Bischof und Herzog dann im Bund gen Genf.
Oh selig, wer die Zeit nicht mehr erlebt!

Petit Jean.

Zum dritten hört, wie Genfens Freiheit lebt.
Sie schleppen sie zur Füsterie schon hin.
Das ist das Recht!

Anmerkung:

Unsere noch nicht all zu hoch betagten Dichter werden durch das Antike immer stark angezogen, weil sie dadurch für ihre poetische Flugkraft freie Bahn gewinnen. Bei Bernhard Müller ist dies auch der Fall. Sein Werk ist ein überreicher Ausfluß dichterischer Schönheiten, Trotzdem wird die dramatische Wirksamkeit auch nicht einen Augenblick gefährdet und Bühnenbilder von packender Kraft, oft sogar seelisch hinreißender Gewalt wechseln mit Seelengemälden von tiefster Feinheit und innerem Durchleben.

Helene Kehlbach.

Hermann Busse:

Waldlied.

Das Sonnengold spielt in des Waldes Zweigen,
Ein Bächlein rinnt durch moosigen Grund,
Das Plätschern, Raunen, Wipfelneigen:
Das ist des Waldes Liedermund.

Ein schwarzes Gewölk hängt drohend am Himmel,
Ein leuchtender Blitz durchhellt die Nacht,
Und Wotan rast auf wildem Schimmel,
Führt der Walküren Heer zur Schlacht;
Die Stürme heulen, Eichen höhnen
Der schlanken Tannen ächzend Stöhnen.
Wildherrlich Gewitter, so menschenbang,
Du bist des Waldes Sturmgesang.

E. Kuntze:

Erinnerung.

Dir ist nach heißem Verlangen
Die Rose aufgegangen.
O, wie sie duftet und blüht.
Dann hat ein Sturmwind gewettert —
Die Holde, sie lag entblättert,
Dahingewelket, verglüht!

Du sammelst betrübt vom Boden
Die duftenden Blättlein — die toten —
Und drückst sie mit Sehnsucht an's Herz.
So ist von all' deinem Lieben
Erinn'rung treu dir geblieben,
Ausdauernd: Freude und Schmerz!

Schreib-maschinen

gebr. m. **Garantie.**

Eduard Berneburg

Leipzig

Grimmaische Str. 24 Telephon 12 989

Neuer Verlag

sucht nur gute belletristische Werke zu günstigen Bedingungen.

Sphinx-Verlag

Leipzig-Co., Simildenstr. 26

Eßbuch für Kopfarbeiter

von Sanitätsrat Dr. Stille. Wertvolle Ratschläge zur Verdoppelung der geistigen Arbeitskraft. Frauen in geistigen Berufen besonders zu empfehlen. Gegen Einsendung von Mk. 2.— in Briefmarken franko durch

Buchversand Dinter, Berlin NW. 87, m. Eycke van Repkowplatz 5.

Der Weckruf

Monatsschrift für individuelle Kultur

Abonnementspreis jährlich Mk. 3.—

Fesselnde Essays aus allen Gebieten der Lebens- und Weltanschauung. — Kritische Aufsätze zur Kunst und Litteratur unserer Zeit. — Belletristische Beiträge. — Bücher- und Zeitschriftenschau.

Verlangen Sie sofort Probeheft vom

Weckruf-Verlag Weimar.

Unter französischer Flagge.

Band I. Bras de fer. Erzählung aus der französischen Fremdenlegion von Albschmidt-Gotha.

Frankreich besitzt in seiner légion étrangère (Fremdenlegion) eine Einrichtung, die jedem gesitteten Empfinden Hohn spricht und in ihrer kulturwidrigen Schändlichkeit auf der ganzen Welt wohl kaum ihresgleichen findet. Deutschland hat das grösste Interesse an der Beseitigung dieses unwürdigen Truppenkörpers; ist es doch traurige Tatsache, dass die grössere Hälfte der Legion aus **deutschen** Landeskindern besteht! Frankreich übt durch die Ausnutzung dieser unglücklichen Menschen — keineswegs nur verkrachte Existenzen, wie oft angenommen wird — eine indirekte Revanche aus, die dem Deutschen Reiche seit dem Kriege 1870/71 mehr Menschenopfer kostet, als sämtliche Tote und Verwundete dieses Krieges zusammengenommen. Die in den letzten Jahren von Zeit zu Zeit bekannt gewordenen Schilderungen über die furchtbaren Greuel in der Fremdenlegion haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf die schrecklichen kulturwidrigen Verhältnisse gelenkt. Vereinigungen haben sich gebildet, die die Vorgänge in der Legion einer ständigen Kritik in der Tagespresse unterziehen wollen. Auf ministerielle Verfügung hin soll im Heere und in den Schulen über das menschenunwürdige, Geist und Körper zerrüttende Sklavenleben der Legionäre aufgeklärt werden. Auch der Autor will mit vorliegender Erzählung beitragen und warnen, hat er doch selbst die ganze verdammungswürdige Brutalität französischer Willkür in einer fünfjährigen Dienstzeit bei dieser Truppe kennen gelernt.

Preis geheftet M. 1.50, geb. M. 2.50.

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Soeben erschienen:

Hans Klein:
Agamemnon

Tragödie in drei Akten
Geh. ℳ. 2.50.

Fritz Strauß:
Tief in die Nacht hinein

Gedichte
Geh. ℳ. 2.—, geb. ℳ. 3.—.

Maria Nothofer:
Gedichte

Geh. ℳ. 1.50, geb. ℳ. 2.50.

Ulrich Prusse:
Harfenklänge

Den deutschen Frauen gewidmet
Geh. ℳ 3.—, geb. ℳ. 4.—.

G. A. Erich Pohl:
Märzwind

Gedichte
Geh. ℳ. 1.50, geb. ℳ. 2.50.

Zu beziehen
durch **jede** Buchhandlung
und von
Bruno Volger Verlagsbuchhdlg.
in **Leipzig.**

Leset und verbreitet die Zeitschrift

„Der Weckruf"

Alpenländische antiklerikale Halbmonatsschrift. Für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst.

Herausgeber: **Leopold Zulauf.** Schriftleiter: **Kurt Linsmayer.**
Redaktion und Verwaltung: **Innsbruck**, Müllerstraße 7.

Abonnementspreis mit Postzusendung: Ganzjährig Kr. 8.—, halbj. Kr. 4.—, viertelj. Kr. 2.—. Probenummer steht zur Verfügung.
Infolge großer Verbreitung vorzügliches Insertionsorgan.

Soeben erschien bei Albert Ahn, Bonn

Maarten Maartens
Harmen Pols ein Bauer

Preis **5**,— Mk., geb. **6**,— Mk.

Früher erschienen von **Maarten Maartens:**

Gottes Narr . . . . . geh. 5,— geb. 6.—	Die neue Religion . geh. 5,— geb. 6,—
Volksausgabe . . . . . geb. 3,—	Dorothea, 2 Bände geh. 8,— geb. 10,—
Joost Avelinghs Schuld . geh. 5,— geb. 6 —	Der Preis v. Lis Doris geh. 5,— geb. 6,—
Die Liebe e. alt. Mädchens geh. 5,— geb. 6,—	Heilende Mächte . . geh. 5,— geb. 6,—
Auf tiefer Höhe . . . . geh. 5,— geb. 6,—	

Urteile der Presse:

Der Kunstwart: Maartens gehört nicht zu den Talenten, sondern zu den grössten Vollendern unserer Zeit. Seit Tolstoi starb, lebt uns nur ein ganz grosser Epiker: Maartens.
Ferdinand Avenarius: . . ein edles und gutes Buch, eine stolze und reine Dichtung.
Dr. A. Lohr „Geschichte der englischen Literatur": Dieser grosse Künstler gehört dem europäischen Schrifttum.
Berliner Börsen-Courier: . gehört zu den hervorragendsten Erzeugnissen d. Weltliteratur.
Kölnische Zeitung: . das bedeutendste Buch dieses Jahres.

„Der Bunte Abend"

Monatsschrift für Dichter, Komponisten, Vortragskünstler und Kunstfreunde.
Vereins-Organ der Vortragsvereinigung Deutscher Künstler.
Herausgeber: Dr. Reinhold Eichacker und Ernst Weitz-Edwiga.
Redaktion: Quedlinburg, Heinrichstraße 10.

Bringt ausgewählt **erstklassige Vortragsgedichte und Kompositionstexte** namhafter Autoren.
Fachartikel und Mitteilungen für drei Berufe.
Fundgrube für Tondichter, Vortragskünstler und Kabaretts.
Inserate von größter Wirkung. **Probenummer 50 Pfg.**
Berthold Sturm's Verlag, Dresden-A. 16, Zöllnerstraße 40.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: **Bund für Gesundes Leben** (B. f. G. L.)
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder prakt. Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)
Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abonnementspreis um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg. für die 4 gespaltene Nonpareillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18 b.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

April 1913.

Heimweh!

Skizze von Henriette Stoll-Lohr.

Vater und Mutter Brandenfels, wie sie allgemein genannt wurden, bewohnten das kleinste Haus im Städchen. Aber es war ihr Eigentum, sie wohnten nicht zur Miete und das war auch viel wert.

Hier in ihren eigenen Räumen konnten sie schalten und walten wie sie wollten, es war ihr Grund und Boden auf dem das Häuschen stand und ihr eigenes Gartenland auf dem sie ihre Kartoffeln und ihren Kohl pflanzten. Der Garten wurde mit der Zeit eine wahre Erwerbsquelle für die beiden Leutchen, sie konnten unmöglich alles selbst verwerten, da gaben sie Gemüse und Obst an die Nachbarn ab und mit der Zeit so bekamen sie immer mehr Kunden.

Viel Schweiß und Fleiß hatte es auch die Alten gekostet, das trockene, bergige Ackerland zu einem tragbaren Garten umzupflanzen, denn das Land lag auf einer Anhöhe und fiel nach Osten zu steil ab — nach Jahren erst wurden sie durch gute Erträgnisse reichlich für ihre Mühe belohnt.

„Gibt es überhaupt in der ganzen Welt einen schöneren Platz denn hier oben," das war Mutter Brandenfels ihr Schlagwort. Wohnte sie doch hoch über allen andern, von den Fenstern ihres Hauses konnte man die ganze Stadt übersehen und weilte man im Garten, so ruhte der Blick von dort aus auf der Hauptverkehrsstraße, welche auf den Marktplatz mündete.

Die Wochentage hindurch ging es auf der Straße und auf dem Marktplatz lebhaft zu — das war ein Kommen und Gehen, Hasten und Schreien bis in den späten Abend hinein, dafür ruhte aber Sonntags der Verkehr hier ganz und zog sich mehr nach der Außenstadt hin.

Und eben diese Sonntagnachmittage waren Feiertage im wahren Sinne des Wortes für die beiden Alten, dann saßen sie auf der Bank unter dem hohen Nußbaum, während rings die Stadt wie ausgestorben schien, selten, daß ein Laut zu ihnen in den Frieden drang, oft kam die Nachbarin zu einem Plauderstündchen rüber, die Frauen sprachen von den Kindern, von der Ernte und allem möglichen, während Vater Brandenfels gemütlich seine Pfeife rauchend zwischen den Blumenbeeten einherging und besonders bei den Rosen, seinen Lieblingsstämmen verweilte.

Dann kam es wohl vor, daß sich die noch immer lebhaft blickenden Augen der Frau unbewußt mit Tränen füllten, Tränen der Rührung und des Dankes, daß ihr Gott einen so friedlichen Lebensabend beschieden.

In solchen Momenten konnte sie nicht oft genug die Stunde segnen, in der sie sich vor Jahren, für ihr kleines elterliches Erbe, das Häuschen nebst Ackerland erworben hatten.

Nicht minder glücklich fühlte sich der Mann, der wegen Altersschwäche den schweren Kutscherdienst bei einem Arzte aufgegeben und sich nun ganz dem Gartenbau widmen konnte. Zugleich mit dem Austritt aus seinem Dienst empfing er die Altersrente.

So war für ihn und seine Frau auf ihre alten Tage hin gesorgt, sie konnten sorglos leben, durch

Fleiß und Genügsamkeit hatten sie sich in den langen Jahren nebenbei einige hundert Mark erspart, die Zinsen neben der Altersrente reichten vollkommen für ihre kleinen Bedürfnisse.

Der einzige Kummer für die alten Leute bildete der Umstand, daß ihre Tochter nach auswärts verheiratet war und sie sich der großen Entfernung und Reisekosten halber nur selten sahen.

Sie hatten nur die eine Tochter, für eine große Familie mit sieben bis acht Kindern hätte auch das kleine Häuschen kaum gereicht, es war eben nur ein Idyll für zwei, in dem alles tagein, tagaus auf seinem gewohnten Platz stand und den man seiner peinlichen Sauberkeit und Ordnung wegen kaum anmerken konnte, dass es bewohnt wurde.

Stand die Haustür auf, so sah man oft Kinder mit weitgeöffneten Augen neugierig hineinsehen. Der ganze untere Stock bildete nur ein Raum, Küche und Wohnzimmer zugleich in einem mit einem schmalen Alkofen dahinter.

Vis à vis der Haustüre führte eine schmale Treppe die mehr einer Leiter, denn einer Treppe ähnlich sah in den oberen Stock, in dem sich zwei Schlafzimmer befanden. Die Fenster in dem Bau waren die niedlichsten im ganzen Städtchen, dafür aber immer blitzblank und standen schneeweiße Gardinen dahinter aufgesteckt, auf jeder Fensterbank den ganzen Sommer hindurch blühende Fuchsien und Geranienstöcke.

Jeder der die Straße passierte sah schon von weitem das kleine, weiße Haus, es stand als Mittelpunkt oben auf dem Bergrücken, während sich ihm zu beiden Seiten der Straße abwärts hohe Mietshäuser anreihten. Da kam es wohl vor, daß mancher Bürger der ehrwürdigen Stadt K . . . das kleine Haus in der verkehrsreichen Straße nicht mehr zeitgemäß fand, ja es ärgerte sie mitunter, wenn Fremde vorbeikamen und vor dem Bau mit der kleinen Türe und den winzigen Fenstern stehen blieben.

Wäre die Stadt mehr bevölkert und Industrie am Platze vorhanden, so hätte das Häuschen schon längst dem Spekulationsgeist der Zeit weichen müssen, jedoch die Stadt schlief, wie die Bürger behaupteten. Aber die Schicksalsstunde für die Villa Lilliput, wie die Kinder sie nannten, sollte auch ihr einmal schlagen.

Es war die Zeit der Denkmalsmanie, jene Jahre, in denen jedes Städtchen und sogar Dorf ein Denkmal aufweisen mußte, da durfte K . . . auf keinen Fall zurückstehen. Die umliegenden Städte hatten schon ihr Bismarck- und Kaiser Wilhelm-Denkmal bereits eingeweiht, während man in K . . . noch keine Anstalten zu einer Sammlung getroffen hatte, das war unerhört und mußte mit einem noch würdigeren Monument nachgeholt werden.

„Der geeignetste Platz für unser Denkmal ist das Brandenfels'sche Anwesen. —“

Das wurde in einer Versammlung des Denkmalausschusses ausgesprochen und von der Stunde an bildete das Brandenfels'sche Haus das Hauptgesprächsthema der Stadt.

Bereits am andern Tage wurde Vater Brandenfels von befreundeter Seite zugetragen, daß die Stadt sein Haus nebst Garten zu einem Denkmalsplatz erstehen wollte und ihm zu dem großen Glück dieserhalb gratuliert. Natürlich mußte da das Häuschen fallen, aber er müsse es sich gut bezahlen lassen, ebenso den Garten, derselbe sollte mit einem Komplex Ackerland nebenan zu städtischen Anlagen verwendet werden.

Brandenfels war förmlich betäubt von dem unerwarteten Ereignis. Er saß noch desselbigen Abends bis um Mitternacht mit seiner Frau zusammen und sie redeten hin und her.

„Dreitausend Mark das Haus, zweitausend der Garten, wenn sie uns das zahlen, Josephine, auf der Stelle verkaufen wir, denke dir, fünftausend Mark und haben damals das ganze Anwesen für nur 1500 angekauft. Jetzt ist das Haus obendrein alt und baufällig —“

„Uns hält's aus,“ sagte die Frau. . . .

„Fünftausend Mark,“ sprach er unbeirrt weiter, „davon werden preußische Staatspapiere gekauft, denke dir, Alte, ich auf meine alten Tage Rentier geworden, wir können halbjährlich die Koupons abschneiden und haben meine Altersrente noch nebenbei — ist das nicht schön.“

„Und wir müssen davon leben, uns eine Wohnung mieten, Lebensmittel kaufen, daran denkst du nicht, laß uns darüber schlafen, Mann, vielleicht ist es nur leeres Gerede und es bleibt Alles beim Alten.“

Doch es sollte Wirklichkeit werden. Bald darauf wurde den Eheleuten Brandenfels in aller Form von der Stadt aus ein Angebot von 6000 Mark für ihr Besitztum gemacht. Das übertraf bei weitem die Erwartung der beiden Alten, Josephine wagte

nicht mehr dagegen einen Einwand zu erheben, die Summe von 6000 Mark blendete sie und überwand all ihre Bedenken. Gleichzeitig tröstete sie der Gedanke, daß sie der Stadt mit Ueberlassung ihres Grundstückes einen großen Dienst erwiesen. „Wir werden zu Louise ziehen," sagte Brandenfels kurz zu seiner Frau, als der Verkauf abgeschlossen war, „es war doch bisher dein einziger Kummer, daß du nicht mit deinem Kinde zusammen bist, jetzt soll dein Wunsch erfüllt werden und wir können auf unsre alten Tage hin noch mal das Großstadtleben kennen lernen. Da wirst du staunen, in der Residenz ist ein anderer Betrieb wie hier, alle Tage Musik, Zirkus, Theater, immer Abwechslung, wir werden uns schon gut dort einleben. So wie es sich Vater Brandenfels schon lange ausgedacht, so kam es, die beiden Alten zogen in die Hauptstadt des Landes zu ihrer einzigen dort verheirateten Tochter.

Mancher einer von ihren Bekannten riet ihnen davon ab, doch die Aussicht auf ihre alten Tage hin das Leben im großen kennen und genießen zu lernen, machte den Mann taub für alle Ermahnungen. Nur eines paßte ihm nicht, er hatte in einer schwachen Stunde seinem Schwiegersohn, der Kaufmann war, sein jetziges Kapital von 6000 Mark zur Gründung und Anzahlung eines eigenen Geschäftes überlassen. Die jungen Leute hatten sich dagegen schriftlich verpflichtet, den Eltern das Geld halbjährlich zu 4 Prozent zu verzinsen, sowie ihnen lebenslänglich freie Wohnung im Hause zu gewähren.

Dem Schwiegersohn, welcher lange Jahre eine Stelle als Buchhalter bekleidet, wurde es durch das Kapital möglich sich selbständig zu machen, dies war schon lange sein und seiner Frau innigster Wunsch.

Aber aller Anfang ist schwer, das sollten die jungen Leute bald erfahren, die mit vollen Segeln der Hoffnung der Zukunft zusteuerten und die beiden Alten, Vater und Mutter Brandenfels, die sich das Leben in der Großstadt so ganz anders ausgedacht hatten, mußten alles mit durchfechten.

Das erworbene Kolonialgeschäft war nur bescheiden, ein kleines Lädchen in einer engen schmutzigen Gasse, schwere Rollfuhrwerke, schmutzige schreiende Kinder, abgehetzt elend aussehende Frauen und abends die von der Fabrik heimkehrenden Männer, bildeten hier das Straßenbild. Die Wohnung der Familie war eng und dunkel im Parterre gelegen und gingen die Zimmer alle hinter dem Laden, nach dem dunkleren, von allerlei üblen Gerüchen duftenden Hof zu. Das war ein trostloser Wechsel für die beiden Alten, welche ehemals von ihrem Häuschen eine freie Aussicht in das Land hatten, wie ein Ritter von seiner Burg. Anfangs hatte es ihnen viel Spaß gemacht, nachmittags sonntäglich angezogen mit der Elektrischen in die Hauptverkehrsstraßen und in die städtischen Anlagen zu fahren, aber gar bald machte das Straßenbild, das durcheinander von geputzten und minder geputzten Leuten keinen Eindruck mehr auf Josephine.

(Schluß folgt.)

Wer siegt?

Novelle von Minnie Orth.

„Guten Morgen, lieber Horst! Es ist sehr freundlich von dir, meinem Wunsche so pünktlich nachzukommen!" mit diesen Worten begrüßte die Baronin Luise von Walden ihren eintretenden Neffen, Horst von Bergheim.

„Dein Wunsch ist mir Befehl, dem ich stets gern gehorche!" entgegnete er liebenswürdig, indem er sich über ihre dargereichte Hand beugte.

Auf einen nahen Sessel deutend, bat sie: „Setze dich, mein Junge! Wir haben vor Tisch noch ein paar Minuten zum vertraulichen Schwatzen. Eigentlich sollte ich ein bischen schelten. Du hast dich gestern heimlich fortgestohlen, als ich dich suchte, um dies und das von dir zu hören. Ich wollte wissen, wie man sich amüsierte, und ob das Arrangement meines kleinen Festes den Beifall meiner Gäste fand. Als Wirtin hört man ja nie die volle Wahrheit."

„Alles war schön und vortrefflich, liebe Tante, und machte deinem Geschmack alle Ehre. Exquisites Essen, erlesene Weine, heitere Stimmung, hübsche Frauen ....."

Tante Luise unterbrach ihn, und sah ihn interessiert an: „Unter den hübschen Damen ist dir nicht eine als besonders hübsch aufgefallen?“

„Besonders aufgefallen? Nein, nicht daß ich wüßte. — Wenn nicht die pikante Erscheinung der Frau des chilenischen Gesandten?“

„Ach was, Frau!“ klang es unmutig zurück. „Daß du nur immer Sinn und Augen für Frauen hast, als gäbe es auf der Welt nicht auch junge hübsche Mädchen die der Beachtung wert sind?“

Bergheim lächelte belustigt vor sich hin. Er kannte die schwache Seite seiner Tante, und wußte, was nun kommen würde; ihre Unterhaltung wurde jedoch durch den Diener unterbrochen, der mit steifer grandezza meldete: „Frau Baronin sind serviert.“

Arm in Arm schritten Tante und Neffe in das Speisezimmer, wo sie sich an dem reich und geschmackvoll gedeckten Tisch niederließen. Es war ein an Jahren ungleiches, und doch auffallend hübsches Paar, das sich da heiter plaudernd gegenüber saß.

Frau von Waldens Scheitel deckte schon der Schnee des Alters. Sie hatte sich aber so viel jugendliche Frische und Beweglichkeit bewahrt, aus ihren blauen, klugen Augen leuchtete noch so viel Lebensfreude, daß man ihr die vorgeschrittenen Jahre kaum ansah.

Horst von Bergheim hatte Jura studiert, und widmete sich der diplomatischen Karriere. Er war der echte Typus des eleganten Weltmannes, und erfreute sich allgemeiner Beliebtheit. Die Damen, alt und jung, sahen ihn gar freundlich an.

Sein schmales, brünettes Gesicht mit den stahlgrauen, ausdrucksvollen Augen, seine schlanke, ebenmäßige Gestalt, und nicht am wenigsten seine vornehme Ritterlichkeit hatten ihm längst ihre Sympathien gewonnen.

Nur seine Tante, Frau Luise von Walden, hatte mancherlei an ihm auszusetzen, obgleich sie ihn heimlich vergötterte.

Sie hatte ihn erzogen, und glaubte ihre mütterliche Machtvollkommenheit bis in seine reifen Mannesjahre ausdehnen zu dürfen. Bis zu einem gewissen Grade ließ er sich ihre Bevormundung gutmütig gefallen. Er hörte sie stets respektvoll an, tat aber was er wollte. —

Der Diener hatte den Nachtisch aufgetragen und das Zimmer verlassen. Nun konnten sie ihr Gespräch fortsetzen.

Die Baronin fragte besorgt: „Du siehst abgespannt aus, lieber Horst! Fühlst du dich nicht wohl?“

„Ich fühle mich sehr wohl. Nur ein bißchen müde von der gestrigen Anstrengung. Bedenke — sechs Polkas, neun Walzer, drei Quadrillen, ohne das übrige Hin und Her. An derartige jugendliche Scherze ist man nicht mehr gewöhnt!“

Die Baronin schüttelte ihr hübsch frisiertes weißes Haupt und wandte bedenklich ein: „Schlimm! Sehr schlimm! Wegen so einer Kleinigkeit schon müde! Sollte das am Ende schon ein Vorzeichen des nahenden Alters sein?

Horst lachte hell auf: „Man ist bekanntlich genau so alt, wie man sich fühlt! Und ich fühle mich jung wie ein Jüngling!“

„Na ja. Mag ja sein. — Jedenfalls wärst du alt genug um ein solideres, geregelteres Leben zu beginnen!“

„Aha,“ lächelte Horst: „Da wären wir ja wieder mal bei dem beliebten, unvermeidlichen Thema. Welchen Ausbund von Tugend und Schönheit hast du denn heute für mich in petto?“

„Allerdings ist diejenige die ich meine, reich an Liebreiz und Herzensgüte. Und wenn ich es recht bedenke, viel zu schade für dich, Bruder Leichtfuß!

Horst von Bergheim wußte, seine Tante blieb nie auf halbem Wege stehen. Eine Moralpauke hatte sie ihm zugedacht, und die mußte er nun über sich ergehen lassen; wohl oder übel. Er neigte sein Haupt, und sagte ergebensvoll: „Beginne! Ich höre!“

Die alte Dame setzte sich zurecht und blickte ihren Neffen, der gelassen mit einem silbernen Löffelchen spielte, bekümmert an:

„Glaubst du am Ende, daß es mir angenehm ist, dir hier und da die Leviten zu lesen. Wer aber wäre berechtigter hierzu als ich, deine einzige Verwandte, deine beste Freundin. — Du bist nun dreißig Jahre alt . . .“

„Noch nicht. Im nächsten Monat werde ich erst dreißig . . .“

„Unterbrich mich nicht, Horst! Du bist dreißig Jahre alt! Du bist gesund, bist klug, bist wohlhabend, siehst leidlich gut aus, und trägst einen alten, untadeligen Namen . . . .“

„Halte ein, beste Tante! Denn wenn du so fortfährst, machst du mich eitel, und das wäre

die häßliche Kehrseite all der glänzenden Vorzüge, über die ich noch nie nachgedacht habe."

„Vorzüge, die dir mühelos zufielen, lieber Horst, die du deshalb zu wenig würdigst. Deinem Leben fehlt der ernste Inhalt. Strenge Pflichten und tiefere Interessen würden dich davor bewahren auf der seichten Oberfläche dahinzutreiben."

„Wenn ich dich so höre, fühle ich mich ganz niedergeschmettert im Gefühl meiner Minderwertigkeit! Sage mir nur, was ich tun soll um mich zu bessern! sagte Horst mit einer Armesündermiene!"

„Heiraten sollst du!" lautete die unumwundene Antwort.

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" klang es ironisch zurück.

Die Baronin beugte sich vor und sah ihn herzlich, eindringlich an:

„Du weißt, es gibt auf der Welt keinen Menschen, der es besser mit dir meint, als ich, deine alte Tante! Höre mich also mal ruhig und vernünftig an: Ich kenne ein junges Mädchen, hübsch, reich, wohlerzogen, aus gutem Hause; kurz, sie ist wie von Gott für dich erschaffen. Du brauchst nur „Ja" zu sagen. Dieses kleine Wörtchen auszusprechen, ist doch nicht schwer!"

„Dieses Wörtchen auszusprechen ist leicht genug. Schwerwiegend sind nur seine Folgen. Das Wohl und Wehe zweier Menschen hängt daran. Außerdem kostet es die goldene Freiheit, die ich über allem schätze."

„So bist du der Ehe grundsätzlich abgeneigt?" forschte sie weiter.

„Das will ich nicht behaupten. Später vielleicht . . . ."

„Später! Später!" unterbrach sie ihn erregt: „Das „Später" kennt man. Es heißt bei euch egoistischen Junggesellen so viel als: Nach dem ersten Gichtanfall!"

„Ich hoffe doch schon etwas früher!" erwiderte Horst lachend. „Jedenfalls weder früher noch später als bis ich liebe!"

„Wann wirst du lieben?" spöttelte Frau Luise.

„Das kann ich dir allerdings heute noch nicht sagen . . ."

„Nie, niemals wirst du lieben!" rief sie erregt, indem sich ihre Wangen röteten und ihre Augen blitzten.

„Ein Mensch, der seine Gefühle so verzettelt, und stets nur verbotenen, unerreichbaren Zielen nachjagt, kann nicht lieben!"

„Verbotene, unerreichbare Ziele? — Erlaube, Tante Luise! Das ist doch eine etwas harte und gewagte Behauptung!"

„Was ich sage, meine ich, und kann es auch vertreten. — Oder glaubst du, man spräche nicht? Und ich hätte von deinen Herzenswirren nie gehört? — Es ist noch nicht lange her, da unterhielt man sich ganz ungeniert von den zarten Beziehungen zwischen dir und Frau . . . . . na, der Name tut ja nichts zur Sache!"

Die schöne Offenheit der alten Dame brachte Horst Bergheim fast um seine Selbstbeherrschung. Ein Zornesfunke glimmte auf in seinen stahlgrauen Augen und die Hand, die sein dunkles Schnurrbärtchen strich, bebte leise. Aber nur einen Moment, dann hatte er den aufwallenden Unmut bezwungen und antwortete mit korrekter Haltung, doch in eisigem Tone: „Allerdings sind die Beziehungen, die mich an die Dame knüpfen, zarter Natur, so zart, daß sie zu schade sind, von jedem und jeder besprochen und kritisiert zu werden."

„Ich bin aber nicht „jede"! entgegnete Tante Luise hitzig. „Ich bin die Schwester deines Vaters, die von deiner Kindheit an Mutterstelle bei dir vertrat!" Dann fuhr sie ungeniert fort: „Du liebst diese Frau, — wie man sagt, sinnlos; — aus dem einfachen Grunde, weil sie gebunden war, und nach menschlichem Ermessen nie die Deine werden konnte. Da geschah es, daß ihr Gatte bei einer Autofahrt schwer verunglückte, — und bald darauf starb. Nun war die Dame frei. Nach Ablauf des Trauerjahres erwartete man mit Bestimmtheit ihre Wiedervermählung und zwar mit dir. — Was geschah statt dessen? — Plötzlich drehte sich dein Sinn wie die Wetterfahne im Winde nach einer anderen Richtung. Du reistest über Hals und Kopf nach dem Süden; die Dame reiste nach Norden. Die Geschichte war aus. Nur die Welt glossierte weiter und schonte dich dabei nicht. Die ganze Affaire war mir so peinlich, daß auch ich abreiste, nur um dem Geschwatze aus dem Weg zu gehen!"

Die Baronin betupfte sich das erhitzte Gesicht mit ihrem Battisttüchlein und zerdrückte eine aufsteigende Träne in ihren sonst so hellen Augen.

In Horst kämpfte die Lust zum Lachen mit seinem Unmut. Die unverblümte Offenherzigkeit seiner Tante hätte ihn fast aus seinem gewohnten

Gleichmut gebracht. Da sah er sie an, und sah ihre erhitzte, bekümmerte Miene, dabei vergaß er seine Mißstimmung. Er nahm ihre Hand, und tätschelte sie beruhigend: „Aber, — aber wie kann man sich nur über nichts und wieder nichts so aufregen. Die Sache verhält sich viel harmloser als sie dir dargestellt wurde. Du mußt auch nicht alles glauben was in der Gesellschaft geklatscht wird. Zwischen mir und der Dame war nie von Liebe die Rede. Wir waren befreundet und trennten uns als gute Freunde."

Die Baronin schien nur halb überzeugt, dennoch kam sie auf ihre Lieblingsidee zurück: „Desto besser wenn es so ist! Dann wäre dein Herz frei, und nichts stände seiner Wahl im Wege!"

„Wie meinst du das?" fragte Horst erstaunt.

„Nun, ich meine, du solltest dich um die Hand Ingeborg von Waldens bewerben. Das ist die junge Dame, deren Vorzüge ich dir eben mit nur zu schwachen Farben schilderte."

Horst fuhr auf: „Ingeborg von Walden? Erbarm dich! Ich kenne sie nicht, habe sie nie gesehen . . . ."

„Und doch hast du sie gesehen, denn du hast gestern Abend zweimal mit ihr getanzt. Sie ist die Nichte meines verstorbenen Mannes. Sie ist Waise, und lebt bei ihrem Onkel und Vormund auf Buchensee in Pommern. Inge ist mein Gast für diesen Winter. Sie soll in die Gesellschaft eingeführt werden."

„Dein Gast? Und warum ist sie nicht hier?"

„Komische Frage, lieber Neffe! Sie konnte bei unserer Unterhaltung doch nicht zugegen sein. Und ich habe dich zu mir gebeten, nur um mit dir von ihr mich zu unterhalten."

Eine Pause trat ein, die Tante Luise benutzte, den jungen Mann zu beobachten. Dieser schien nachzudenken, endlich sagte er, sich erinnernd:

„Fräulein von Walden! — Jetzt entsinne ich mich eines niedlichen Backfisches im weißen Kleidchen, mit einem Rosenkranz im blonden Haar. Große, blaue, sehr erstaunte Augen, — und schüchtern, — na, ich will weiter nichts sagen. — Und diese heilige Einfalt vom Lande hast du mir, — ausgerechnet mir als zukünftige Gattin bestimmt?" Horst lachte, daß seine weißen Zähne durch das dunkle Schnurrbärtchen schimmerten:

Die Baronin war tief gekränkt. Sie entgegnete kühl:

„Ja wohl, chér neveu! Ich kann dir nur sagen, wenn du das Glück hättest, Fräulein von Walden zu erringen, dann würdest du ein beneidenswerter Mann sein!"

Horst lächelte belustigt, und doch lag in seinem Tone ein ernsteres Empfinden: „Liebe Tante, es tut mir leid, dich wieder enttäuschen zu müssen. Aber ich kann Fräulein von Walden nicht heiraten, und müßte ich auf das Glück beneidet zu werden, für immer verzichten. Ich bin dir dankbar für deine liebevolle Sorge um mein Wohl! Die Wahl einer Lebensgefährtin aber mußt du mir allein überlassen . . . ."

„Gut, gut! Sprechen wir nicht mehr davon!" unterbrach sie ihn nervös werdend. Sie stand auf, um sich in den Salon zu begeben.

Das Zusammensein zwischen Tante und Neffe gipfelte fast immer in ähnlichen Wortgefechten, die von ihr mit leidenschaftlichem Eifer, von ihm mit stets ritterlicher, scherzender Abwehr geführt wurden. Eine dauernde Verstimmung zwischen ihnen kam aber nie auf. Sie kannten sich, liebten und schätzten sich gegenseitig viel zu sehr, um daß ihre kleinen Plänkeleien je ernste Folgen hätten haben können.

Diesmal jedoch klang die Dissonanz länger in Tante Luisens Herzen nach. Ihr liebster Wunsch war gescheitert.

Sie schritt in den Salon ohne wie sonst den Arm ihres Neffen zu nehmen. Er folgte ihr mit verhaltenem Lächeln. Er rückte ihr dienstbeflissen ihren Lehnstuhl zurecht, legte ihr ein weiches Kissen in den Rücken, und schob ihr eines unter die Füße. Er mischte ihr ein Täßchen Mokka, und bot ihr den duftenden Trank mit liebenswürdigster Miene. Kurz er umgab die alte Dame mit der ihm eigenen scharmanten Art und ruhte nicht, bis sich ihre Miene aufhellte. Er setzte sich auf einen Hocker, fast zu ihren Füßen und blickte wie ein Schelm zu ihr auf: „Bist du mir noch böse, Tante Luise?" sagte er mit bettelndem Tone, der sie an seine Knabenjahre erinnerte.

Sie gab ihm einen sanften Klaps auf die Wange und seufzte:

„Grund genug gibst du mir, dir böse zu sein, du Strick! Meine Schwäche für dich war aber von jeher mein größter Fehler!" Und sich straffer aufrichtend, und ihm ernst in die übermütig blitzenden Augen sehend, sagte sie mit einer

gewissen Feierlichkeit: „Wenn ich nun wirklich meinen liebsten Herzenswunsch begraben muß, so verlange ich von dir ein bindendes Versprechen!“

„Ein Versprechen?“ fragte Horst gespannt.

„Du mußt mir heilig versprechen, dich Ingeborg von Walden nie zu nähern. Solltest du sie später einmal, verheiratet oder unverheiratet wiedersehen, wünsche ich, daß du sie meidest!“

„Aber, warum denn?“

„Weil du nicht umsonst das Renommee eines Frauenjägers und Herzensbrechers hast!“

Horst Bergheim bemühte sich ernst zu bleiben. Er stellte sich in drollig feierliche Positur, erhob die Schwurfinger seiner Rechten und sagte: „Ich schwöre, daß mir Fräulein von Waldens Seelenruhe stets heilig sein soll! — Und um dich, liebe Tante, wegen deines Schützlings zu beruhigen, teile ich dir mit, daß mein heutiger Besuch bei dir für lange Zeit der letzte sein wird!“

„Wie soll ich das nun wieder verstehen?“ fragte sie beunruhigt.

„Ich bin als Attaché unserer Gesandtschaft nach Petersburg berufen, und trete mein Amt dort bald an!“

„Du gehst fort von hier? Und das sagst du mir erst jetzt, so ganz beiläufig?„

„Ich wollte den Abschiedsschmerz so kurz wie möglich machen, liebe Tante, deshalb verschwieg ich dir die Tatsache!“

Sie sah ihn mißtrauisch an. Sollte er ihrem Heiratsplane ausweichen wollen und deshalb diese plötzliche Abreise inszenieren?“

„Und wann gedenkst du zu reisen?“ fragte sie verstimmt.

„Im Januar muß ich in Petersburg sein ....“

„Wir sind ja erst im Oktober!“ unterbrach sie ihn erfreut. „Bis Januar ist es noch lange hin!“

„Leider, leider, muß heute schon geschieden sein! Ich habe Einladungen nach England und Schottland für die Jagden angenommen. Alles ist vorbereitet. Morgen schon bin ich auf dem Wege, liebe Tante! Horst sah auf seine Uhr. „Alle Wetter, wie doch die Zeit vergeht! Ich muß mich jetzt wirklich von dir verabschieden, da noch einige Vorkehrungen zu treffen sind.“ Er küßte ihr die Hand. Sie entzog sie ihm hastig, sie war im Widerstreit, sollte sie ihm glauben oder nicht. Sie war ganz aus ihrem Gleichgewicht gebracht, konsterniert, sie konnte sich kaum der aufsteigenden Tränen erwehren. Horst sah es und legte liebevoll seinen Arm um sie: „Lebe wohl, liebe Tante! Auf frohes Wiedersehen! Ehe du es ahnst, hast du deinen alten Taugenichts wieder.

„Ja, ein Taugenichts bist du, aber ein lieber! Und je eher ich dich wiedersehe, je glücklicher werde ich sein! Wirst du mir auch fleißig schreiben?“ sagte sie nun weich, vom Trennungsweh ergriffen.

„Aber natürlich, liebe Tante! Die hübschesten Ansichtskarten, die ich auftreiben kann, sollst du erhalten!“

„Untersteh' dich, mich mit Postkarten abzufertigen. Nur ausführliche Briefe werden angenommen. Hörst du?“

„Ich höre und verspreche alles! Und nun lebe wohl, beste, gütigste der Tanten!“ Er küßte sie auf den weißen Scheitel.

„Auf Wiedersehen, mein geliebter Junge!“

Noch ein Händedruck, noch ein Grüßen, dann schloß sich die Tür hinter dem Scheidenden.

Sie sah ihm sinnend nach, nachdem die Tür sich längst hinter ihm geschlossen hatte. Sie hatte ihn lieb wie einen Sohn und doch fühlte sie, sie würde ihm diese Stunde nie vergessen.

Horst von Bergheim ging leichten Herzens von dannen. Der Beschluß seiner Abreise war ihm wirklich erst jetzt gekommen, sie hätte noch gut um einige Wochen verzögert werden können.

Die niedliche Falle, die ihm Tante Luise gestellt, in der er sich durchaus nicht fangen lassen wollte, war schuld, daß er früher, als nötig gewesen wäre, den Schauplatz seiner Taten und Erfolge verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Sinnspruch.

Im Glück nicht jubeln,
Im Sturm nicht zagen,
Das Unvermeidliche mit Würde tragen!

Der Mord!

Skizze von Hermann Gäbler.

Mitternacht! Tiefe Stille umlagert das einsame und abgelegene Häuschen des alten Parkwächters. Vom nahen Dorfkirchturm durchzittern leise und weihevoll zwölf dumpfe Schläge die nächtliche Stille. Ein fernes Grollen und Aufleuchten verkündet, nach heißem Tage, ein heraufziehendes Gewitter. Zerrißene Wolken jagen, nur ab und zu vom Mond durchbrochen, am nächtlichen Firmament dahin und unheimlich rauscht es in den Bäumen. Näher und näher kommt das Wetter, drohend ballen sich die Wolken zusammen, schon fallen einige Tropfen hernieder, welche gierig von der trockenen Erde aufgesogen werden.

Im Zimmer des alten Parkwächters brennt noch Licht, und unruhvoll gleitet sein Schatten am erleuchteten Fenster vorbei, denn heut vor einem Jahr war es gewesen, als man seine Frau zur letzten Ruh getragen hatte.

Eine unbestimmte Ahnung sagt ihm, das er bald abgerufen wird, jetzt preßt er die heiße Stirn ans Fenster und starrt in die Finsternis, doch entsetzt prallt er zurück, es war ihm als hätte er ein Gesicht gesehen. Er reißt das Fenster auf, doch nichts ist zu sehen, nur das heisere Bellen eines Hundes vernimmt sein Ohr. Lächelnd schließt er das Fenster und wendet sich wieder in die Stube zurück.

Da endlich, es mochte wohl zwei Uhr morgens sein, verlischt das Licht, tiefe Finsternis, unheimliche Stille, nur das Rauschen der Bäume und das Rieseln der Regentropfen, welche dichter und dichter herniederfallen, unterbrechen die große Stille.

Da tritt der Mond auf einen Augenblick hinter den Wolken hervor und gebückt am Gartenzaun schleicht ein Mann dahin, den Blick nach dem Fenster des Alten gerichtet und zerzaust vom Sturm hängen ihm die Haare tief ins Gesicht. Unverständliche Worte murmelnd ist er am Fenster angelangt.

Das Gewitter hat seinen höchsten Punkt erreicht, krachend schlägt der Blitz in eine alte Eiche, donnerähnlich senkt sie sich, andere Bäume mit sich reißend, ihre Wurzeln schnellen aus dem Boden empor, als wären sie von Kinderhand im Spiele gelockert.

Schnell drückt der Mann die Scheibe ein und verschwindet im Innern des Hauses. Regungslos steht er im Zimmer, die Hände wie fühlend von sich gestreckt, mit angehaltenem Atem schleicht er nach der Tür des Schlafzimmers, da stößt sein Fuß an einen Stuhl, erschrocken hält er inne und beim fahlen Lichte eines flackernden Blitzes, blinkt ein Dolch in seiner Hand, doch alles bleibt still, nur der Regen wird vom Sturme gepeitscht und trommelt eintönig an den Fenstern, leise klinkt er die Tür auf und von unruhigen Träumen geplagt, wälzt sich der Alte auf seinem Lager, nichtsahnend der Gefahr.

Schon steht das Verhängnis an seinem Lager, mit zynischem Grinsen starrt es auf sein Opfer, da erhellt ein blendender Blitzstrahl minutenlang das Zimmer und wie von einem bösen Traum geplagt, schreckt der Alte empor.

Mit weit aufgerissenen Augen, starrt er die Gestalt an, er will schreien, die Lippen bewegen sich, doch kein Laut dringt hervor, kaltes Entsetzen hält ihn gefangen und die Kehle ist ihm wie zugeschnürt.

Ohnmächtig sinkt er in die Kissen zurück, da wieder ein Blitz und weit ausholend, eine Hand, welche einen blinkenden Dolch umklammert hält. Mordlust in den Blicken und voller Wut, seiner Sinne nicht mehr mächtig, gleich einer wilden Leidenschaft vergräbt er den mörderischen Stahl dreimal im Bett. Ein leises Aufstöhnen, welches mit einem furchtbaren Donnerschlag verklingt, dann ist alles still.

Mit schlotternden Knieen, todenblaß, steht der Mörder wie gebannt vor seinem Opfer. Kalter Schweiß rinnt ihm in großen Perlen von der Stirn. Entsetzen hält ihn gepackt und ohne etwas anzurühren, noch mit einem Blick rückwärts zu schauen, stürmt er, wie von Furien gepeitscht, durch den Park davon, nichtachtend der Dornen, welche ihm die Kleider vom Leibe reißen und Kopf und Hände verwunden, nur fort, weit fort, schreit es in ihm, furchtbar brennen ihm die Wunden und verschmachtend nach Kühlung rennt er wie vom Verfolgungswahnsinn besessen, dem nahen See zu, mit heraushängender Zunge, stürzt er, ein heiseres Lachen ausstoßend, welches schauerlich im Parke widerhallt, in das köstliche Naß, schon umspielen die Wellen seine Füße, da

gerät er in den Sumpf und tiefer und tiefer zieht's ihn in die Tiefe hinab, mit einem gräßlichen Schrei, welcher nichts menschliches mehr an sich hat, versinkt er mit den Händen wild tastend und wie Halt suchend in dem nassen Element.

Einige Blasen steigen noch nach der Oberfläche und weiter und weiter ziehen sich die Kreise der Wellen. Leise plätschernd schlägt das Wasser ans Ufer und fern im Park schlägt eine Nachtigall. Ruhig und still breitet der Mond sein mildes Licht über die Natur. In weiter Ferne verkündet ein leises Grollen das sich verziehende Gewitter. Und weiter schleicht die Nacht.

Warum ich die „Jungfernbriefe“ schrieb.

Es ist eine oft aufgeworfene Frage, ob ein Buch aus Erlebten entsteht, oder bloß das Kind einer regen Phantasie ist, die Ausgeburt eines hohen Gedankenfluges. Ich sage absichtlich Ausgeburt, denn normal kann mir ein derart gezeugtes Kind nicht erscheinen. Jedes Werk muß auf einem wirklichen Erlebnis des Autors fußen, es ist lediglich die Kunst des Schreibenden, aus Erlebtem, Geträumtem und Ersehntem die richtige Mischung herzustellen und dem Leser in entsprechend schönem Gewande vorzulegen.

Ich hatte bei der Niederschrift der „Jungfrauenbriefe“ zweierlei Absichten. Erstens wollte ich mich gegen die unrichtigen Anschauungen der Gesellschaft über Moral der Liebe wahren und zweitens dartun, daß die so oft gepriesene „Freundschaft der Geschlechter“ ein Unding ist, ein Ideal, ein schöner Traum, ein Ideal, also unerreichbar. Wie ich mich in meinem vorigen Buche*) bemüht habe, die Macht der Liebe über die Gesellschaft zu zeichnen, so trachtete ich in den „Jungfernbriefen“, die Macht der Gesellschaft über die Liebe festzustellen.

Die Gesellschaft verlangt von ihren Mitgliedern im gegenseitigen Verkehr körperliche Keuschheit und gestattet ihnen nur geistig-sinnliche Genüsse, was sie „Flirt“ nennt; wehe, wenn sich zwei ihrer Mitglieder miteinander vergessen, und dreimal wehe, wenn ihnen nach neun Monaten dieses Vergessen lebhaft und lebendig in Erinnerung gebracht wird. Das gilt besonders für die Damen; dem Manne räumt man gern eine gewisse Sonderstellung ein, wenn der weibliche Teil nicht aus derselben gesellschaftlichen Höhe stammt. Das „süße Mädel“ ist eben ein gern gesehener Ausweg.

Infolge dieser Umstände blicken die Mädchen der Gesellschaft mit scheelen Augen auf das „süße Mädel“.

Die „Jungfernbriefe“ sind die Korrespondenz eines jungen Mannes mit einem in diesen Vorurteilen erzogenen Mädchen der Gesellschaft, mit einer jungen Dame, die ruhig zugibt, daß sie den Mann liebt, gern seine Geliebte wäre und doch aus gesellschaftlichen Rücksichten nicht so kann, wie sie will.

Da es aber keine reine Freundschaft zwischen zwei gesunden Menschen verschiedenen Geschlechts geben kann, so muß die Dame zurücktreten vor dem Weib, das nur Weib ist, ohne zu Rücksichten gezwungen zu sein.

So endet notgedrungen ein derartiges Verhältnis mit dem Erkalten der Gefühle, mit der gegenseitigen Gleichgültigkeit.

Die „Jungfernbriefe“ sollen ankämpfen gegen diese moralischen Bedenken, sie sollen den jungen Damen zeigen, wieviel schönes sie sich dadurch entgehen lassen, daß sie unter dem Joche von Sitte oder vielmehr Unsitte stehen, die Briefe sollen ein Mahnruf sein, ein neues

„Zurück zur Natur!“

Paul Ludwig.

Wien im März 1913.

*) Ihre Jugendliebe bei Josef Singer, Strassburg i. E.

W. Lüderitz.

Abendglocken.

Im Tale gehen die Glocken,
Sie läuten den Abend ein;
Ich bin so froh erschrocken,
Mein Lieb, und gedenke dein.

Mir ist, als stehe ich wieder,
Mit dir am Waldesrain
Und höre Schnitterlieder
Und seh in den Abend hinein.

Und sehe am Himmel verglühen
Der Sonne rosiges Licht,
Und sehe die Rosen blühen,
Die Rosen in deinem Gesicht.

Und sehe den hellgoldenen Schimmer
Des Blondhaars im Abendschein
Und schöner wie Sternengeflimmer
Deine Blauäugelein.

Und halte dich fest umschlungen
Und küßt dich aus Herzensgrund —
Und fern durch Dämmerungen
Tönt segnend der Glockenmund.

W. Lüderitz.

Die Bergfee.

Es stehet ein Häuschen auf Bergeshöh,
Da gehe ich aus und ein;
Da drinnen waltet, gleich einer Fee,
Mein blondes Mägdelein.

Wild brauset der Bergbach hinunter ins Tal,
Doch mächtiger tönet mein Lied,
Wenn mit mir im ersten Morgenstrahl
Mein Lieb in die Lande sieht.

Hier fürcht ich kein Wetter, nicht Regen, nicht [Wind,
Sie ist ja mein Sonnenschein —
Nicht Gnomen, nicht Geister — wer sie auch [sind —
Die Bergfee, sie ist ja mein.

Hermann Busse.

Ein Blümchen.

Ich liebe so sehr ein Blümchen,
Und hefte es an die Brust,
Die Düfte, die ihm entsteigen,
Erinnern an Liebeslust.

Es ist ein stilles Veilchen
Aus einer zarten Hand,
Und sollte ich einst sterben,
So blüh'· es am Grabesrand.

Wenn dann der Liebe Bande,
Die Ewigkeit vereint,
Dann welke, blaues Blümchen,
Um das der Dichter weint.

Fuchs Huber.

Die Dichtkunst.

Nicht nur Worte, nicht die Menge
Nicht nur Bilder, nicht Gepränge
Ehrt den Dichter, macht den Mann. —
— Willst du mir ein Bild jetzt malen,
Hast die Farben, die nur prahlen
In dem hellen Sonnenlicht,
Kannst die Kreide nicht erst führen
Nützen schöne Farben nichts.
Soll dir nun ein Lohn gebühren
Mußt du den Pinsel mit gewiegter Hand
Führen auf der Leinewand. —
— So der Dichter auch der Worte Bild
Vereinen muß, daß ganz und mild
Ein großer, klarer Strom nur fließt,
Sich in die ganze Breite gießt,
Ein schönes, farbenreich Gemälde
Zustande kommt und die Gedanken all ver-
Die du des Willens bist zu bringen [einen,
Dir dann auch Lob und Ehre dingen.

Gotthold Laube.

Frohsinn.

Froh zieht der Bursch die Straß' dahin,
Sang ist sein treu Begleiter;
Aus seinen Augen strahlt ein Sinn
Wie Sonnenschein so heiter.

Und ich, ich will verdrießlich sein
An solchen Sonntagen,
Da zwitschernd alle Vögelein
So froh zu Neste tragen?

Schnell treib' auch ich die Sorgen aus
Aus meinem Herzen, meinem Haus;
Und als die letzte Sorg entflieht,
Herein ein Friedensengel zieht.

Und nun das Herzenstürchen zu!
Jetzt herrschet drinnen Sonntagsruh
Das Leben dünkt mir eitel Pracht
Das hat der frohe Bursch gemacht.

Gotthold Laube.

Mein Liebchen.

Mein Liebchen ist lustig,
  Wie ein Reh so schnell;
Ihre Aeuglein die glitzern
  Wie Sternlein so hell;
Ihre Wangen die strahlen
  In purpurnem Schein.
Gäb's wohl noch etwas
  Das schöner könnt sein?
Ihr rosiger Mund,
  In herrlicher Pracht,
Hat mir stets Freude
  Und Lust gebracht.
Und jaget durch manches
  Scherzende Wort
So schnell all meine
  Grillen fort.
Ja, ist mein Liebchen
  Mir treu zur Seit',
Wo bleibet dann Sorge?
  Wo bleibet dann Leid?
Wir stehen im Glücke
  Ja — abseits der Zeit!

Fuchs Huber.

Mittagspause in den Bergen.

So leg ich mich in's weiche Moos
Und drücke sanft die Augen zu
Und schlafe unter freiem Himmel
So wohltuend ein Stündchen Ruh.
Es klingt der Herden Glockenklang, —
O herrlich schöne Bergeswelt!
Ein heilig, süßer, sanfter Sang
So lieblich durch das Echo hellt.
Ein der Natur geweihter Friede
In jenem Echoklange ruht.

Ihr Glocken stimmt zu jenem Liede
O schlummere ein und schlafe gut.
Wie aus dem Innern dringen Töne
Und jauchzen heiter in die Welt.
O Bergeswelt du herrlich schöne
Von der Natur so groß erhellt.
Und alles schlummert mich hier ein
Die Luft und Bäume, Glockenklang
Der klare Himmel obendrein
Der Vögel schöner, bunter Sang!

A. Bischoff.

Bitte.

Es ist kein Elend, dem die Liebe wiche,
Es ist kein Glück, das ohne Liebe blüht,
Es ist kein Glück, das nicht dem Elend gliche,
Wenns nicht die Liebe schafft, die Liebe zieht.

Du treuer Gott, ich hab' soviel verloren,
Und nichts von allem gibt man mir zurück.
Nun hab' ich mir ein treues Lieb erkoren
Und träume mir in ihm das höchste Glück.

Gib es zum Führer mir durch dieses Leben;
Denn ohne Liebe ist der Weg zu weit.
Mit ihm verbunden will ich aufwärts streben,
Mit ihm, du gnädger Gott, zur Ewigkeit.

Ernst Mölter.

Hochzeit.

Der König, der hat Hochzeit heut
Und Freude herrscht im Saale.
Viel bunte Blumen sind gestreut,
Der König sitzt beim Mahle.

Die Königin, so schön und bleich,
Sie sitzt ihm stumm zur Seite,
Ihr Auge, trüb und tränenreich
Blickt sehnend in die Weite. — —

Ein Rittersmann im Burghof steht,
Er lauscht dem tollen Singen,
Der Wind durch seine Locken weht,
Das Herz will ihm zerspringen. —

Schon schlägt's vom Turme Mitternacht,
Noch immer tobt's da drinnen,
Der Ritter zäumt sein Rößlein sacht'
Und reitet still von hinnen. — — —

Horn von Forst.

Mit dir!

Ich möcht mit dir
Durch blütenschwere Felder streifen
Und küssen deinen roten Mund.
Helljauchzend möchte ich
Ins Meer des Lichtes greifen
Und ewig halten fest die süße Stund.

Ich möcht mit dir
Durch herbstesrote Wälder schweben
Wenn golden durch die Blüten fällt das Licht;
Wenn hoch im Aeterblau
Sich jubelnd Lerchen heben
Und von Vergehen Blatt auf Blatt noch spricht.

Ich möcht mir dir
Auf harschen Sturmesschwingen
Die Welt durchbrausen bis die Stunde naht,
Daß uns zusammen
Sterbeglocken klingen
Und Schnitter Tod sich rüst' zur reifen Mahd.

E. Kuntze.

Eigenwille.

Falter, Falter, flatt're nicht
In das Licht!
Trau, vertraue meiner Hand,
Sie ist dir von Gott gesandt!
Will dich nur behutsam fassen,
Dich ins Freie lassen!

So nun flieg! In weiten Räumen
Kannst du hier im Dunkeln
Sonnenaufgang dir erträumen
Unterm Sternenfunkeln! – —

Ist dir denn der Lampe Flimmern
Vollgenuß und Wonne?
Hältst du denn ihr mattes Schimmern
Für das Licht der Sonne?

Doch er achtet nicht der Lehren,
Ohne alle Not,
Findet er beim Wiederkehren
Seinen frühen Tod!

Peter v. d. Mosel.

„Mein Haus, mein kleines, liebes ..."

Gedenkst du noch der Stunde?
Es war ein Maientag;
Die Nachtigallen schlugen
Im duftgen Blütenhag.

„Mein Haus, mein kleines, liebes
Voll Sonne und voll Ruh,
Wie eil ich deinem Frieden
Am Feierabend zu!"

Wir saßen glückversunken,
Zwei Kinder, Hand in Hand,
Und schauten traumverloren
Der Zukunft Märchenland.

Da haben wir uns lange
Ins Auge stumm gesehn,
Es lag in unsrem Blicke
Ein liebendes Verstehn.

Du zogst mit weichem Arme
Mich sacht hinab zu dir
Und hauchtest leis und innig
Ins Ohr die Worte mir:

Ein Haus nenn ich mein Eigen,
Voll Sonnenschein und Ruh;
Mein Haus, es ist ein Eden,
Die Sonne, das bist du!

A. Bischoff.

Frieden.

Kennt ihr den stillen Frieden einer Seele,
Die sich vertrauensvoll ins Schwerste schickt,
Die hoffnungsfreudig selbst im tiefsten Elend,
Anbetend fest auf ihren Heiland blickt?
Ein Friede ist's! — Die Welt kann es nicht fassen,
Wie er zu Kummer und zu Kampf will passen.

G. A. Erich Pohl.

Der stille Garten.

Nun dufteten auch die bläulichen Flieder,
Der Blütenmonat zog still ins Land —
Ich geh' auf den dunklen Wegen wieder
Und wieder flöten die Drosselleider.
Wie einst,
Als ich zuerst den Garten fand.

Damals wie heute Mondlicht auf Blüten,
Amselsingen, Violenduft,
Blumenkronen, die dunkel glühten, — —
Und die Nacht wie stilles Begüten,
Und mild
Wie eine schöne Seele die Luft . . .

Bunte Sterne aus weiten Räumen
Funkeln wie einst durchs Blättermeer;
Unter den dunklen Kastanienbäumen
Wandl' ich lautlos mit meinen Träumen,
Allein, — —
Traumtief rauscht im Fluß ein Wehr.

Mondlicht ruht auf den Marmorbänken
Und die Göttin der Schönheit steht
Wie zu adeln mein Schaun und Denken,
Mich in die schönste Form zu versenken,
Lieblich —
Lichtgeküßt auf dem Tulpenbeet;

Vor ihr steigen mit leisem Rauschen
Wasserstrahlen und sprühn im Wind;
Immer muß ich dem Springquell lauschen,
Mit Bäumen geheime Worte tauschen,
Wie ja
Birken wie liebe Mädchen sind . . .

Alles wie einst. Die Zeiten gehen
Träumend vorüber Jahr um Jahr;
Fernab strudeln des Lebens Wehen —
Hier im Park wirst du heute sehen,
Immer,
Wie es sein wird und anfangs war . . .

Max Rosenfeld.

Von glücklicher Zeit.

Wir wollen singen und sagen
Von einer glücklichen Zeit,
Wir wollen nicht bänglich fragen,
Was kommen mag für Leid.

Mit Blumenkränzen wollen
Wir schmücken uns das Haar,
Durch Wald und Wiesen tollen,
Ein liebeseliges Paar.

Des Lebens hartes Müssen
Sei vergessen mit allem Leid.
Wir wollen uns lachend küssen,
Wie in der glücklichen Zeit.

Rudolf Goldschmidt.

Schon blühen . . .

Schon blühen die Veilchen,
Der März steht im Feld,
Zu Frühlingsgelocke
Jauchzt höher die Welt.

Wies brummet und summet
Um Baum und Gezweig!
Herr Froschmann, der grüne
Lugt husch! aus dem Teich.

Die Vöglein, die bunten,
Sie rufen nach dir,
Es fährt aus dem Schlummer
Des Waldes Getier.

O Frühling, o Frühling,
Du lockerer Wicht!
Trägst Liebesgesäusel
Auch mir ins Gesicht.

A. N. Hermann Henke.

Ostergedanken.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hatte keine Ruh,
Flog durch des Himmels Hallen
Den andern Sternen zu.

Kurz blühet eine Blume
In wundervoller Pracht:
Man nannte sie zum Ruhme
Die Königin der Nacht.

Ein Vöglein hat gesungen,
Lieb wie ein Engelschall:
Es ist so rasch verklungen
Das Lied der Nachtigall.

Doch all die hellen Sterne
Die Blumen, tausend schön,
Die Vögelein, so gerne,
Verstehn ein Wiedersehn!

Sie gehn und kommen wieder
Tun ihre Botschaft kund;
Die Blumen und die Lieder
Zu ihrer Zeit und Stund.

Und wenn sie ausgesungen,
Und wenn sie ausgeblüht,
Und wenn ihr Lied verklungen,
Und wenn ihr Stern verglüht,

Ersteht im Menschenherzen
Ein vielgestaltig Licht;
Man singt das Lied vom Leben;
Denn Sterben giebt es nicht!

Man singt und singt es immer,
Wie lieb und traut es klingt:
Wie der gewisse Schimmer
Ins Ungewisse dringt!

Man singt und singt sie wieder:
Es drängt — man weiß nicht wie
Die tausend kleinen Lieder
Der großen Harmonie!

Guido Fischer.

Nun sind sie wieder da, die lieben Schwalben.

Nun sind sie wieder da, die lieben Schwalben,
Und bauen unterm Dache flink ihr Nest
Und schwirren durch die sonnenblanken Gassen,
Als wollten künden sie des Maien Fest.
Nur jene, die bei uns so froh verweilten,
Erblühen sahen unser junges Glück
Und dir und deiner Schönheit heimlich sangen,
Sie kehren — ach wohl nimmermehr zurück!

Doch grüß im Lenz ich jede Schwalbe wieder,
Wenn sie an meinem Fenster fliegt vorbei,
Wie einen liebgewordnen, trauten Boten
Von längst verklungner Zeit im grünen Mai.
Dann lockt wohl leis der Sehnsucht wilder Tauber,
Lockt mich zurück ins goldne Jugendland —
Ich seh uns beide unterm Holderstrauche
Und fühl den Druck von deiner Mädchenhand.

A. N. Hermann Henke.

Ostern in Kraft.

Grundwort: Jes. 52.
Mache dich auf; zeug deine Stärke an! . . .
Mache dich aus dem Staube, stehe auf!
Mache dich los von den Banden deines Halses!

Steh auf vor der Ehrfurcht im würdigen Haupt,
Steh auf, um mit Ehrfurcht zu grüßen!
Steh auf vor der Freiheit, die jung sich belaubt,
O grüß sie und lasse sie sprießen!

Steh auf, wenn ein anderer wider dich ist,
Und hat nicht die Wahrheit ermessen!
Bleib treu bei der Wahrheit, als Mensch und als Christ;
Kannst Formel und Zahl dreist vergessen!

Steh auf, wenn ein anderer engherzig ist,
Du machst ihm und dir keine Ehre!
Ein Herz ohne Freiheit bürgt hinter sich List,
Um's andere wenig dich schere!

Steh auf! Wenn dein Bruder ein Zeugnis verlangt,
Wenn Freiheit und Wahrheit will zeugen.
Laß brechen und biegen — die Wahrheit sie dankt,
Du brauchst dich als Mann nicht beugen!

Steh auf, wenn dein Volk und dein Land ist in Not,
Und halt dich zu gut, um zu schlafen!
Wer schläft, kann nicht dienen; wer schläft, der ist tot.
Steh auf drum, das Rechte zu schaffen!

Steh auf, und erprobe — ob recht du getan,
Im Rahmen der eigenen Kräfte:
Was andere kleidet, das steht dich nicht an,
Ein jeder hat seine Geschäfte!

Steh auf! Geh ins Leben, so gut als du kannst,
Und lasse die Wogen nur branden!
Steh auf, daß du Trägheit und Schlafsucht verbannst;
Im Himmel, da kannst du erst landen!

Und kannst du hier Feste der Freude begehn;
Erfreue dich fest deinesgleichen!
Du brauchst nicht nach Zeichen der Liebe zu sehn,
Tu lieber aus Liebe ein Zeichen!

Steh auf, wenn die Lüge ins Antlitz dir protzt,
Dein Feuer entgegen zu fachen;
Sieh zu, ob die Wahrheit nicht fürchterlich trotzt,
Ob Männer zuletzt nicht doch lachen! —

Das sei dir geheiligt; drum flehe zum Herrn
Um Stärke und kräftiges Leben!
Dein Wille sei Eisen; dein Gott sei dein Stern,
Drum Licht sei dein Wort und dein Streben!

Das heiße ich: Ostern mit Würde begehn!
Das heiße ich: Zeugen im Leben!
Das heiße ich: Prüfung mit Zeichen bestehn:
Das heißt kurz: ein Zeichen vom Leben!

Willy Albrecht.

Erinnerung.

Aus der Ferne, aus der Ferne
Einsam mir durchs Herze zieht,
Aus der Ferne, aus der Ferne
Stilles, nieverklung'nes Lied.
Schwere, dumpfe Abendglocken
Tönen in mir tief und matt,
Aus der Ferne, aus der Ferne
Nimmer sehnt mein Herz sich satt.

Rote Rosen duften wieder,
Süßer Nachtigallenlaut
Aus Holunderbusch und Flieder
Grüßet wonnig mich und traut.
Kommt dereinst der Frost gegangen,
Nimmermehr vergeß ich dein,
Hast mein Herze eingefangen,
Blütenlenz und Sonnenschein!

v. Ma-kias.

„Seht, Kinder, es wird Frühling, Doch Euer Vater kehrt nicht mehr!“

Mein Vater, mein Vater, was hast du getan,
O, sag' es deinem Sohne an!
Was gingst du von dannen, nachdem du geliebt,
Ein Herz gebrochen und viele getrübt?
Nachdem du drei Kinder ins Leben gesetzt,
Und uns nicht einmal mit Wasser gelezt?

Mein Vater, warum nahmst du ein Weib zur Frau,
Das du doch nicht kanntest, und schau,
Das dich doch nimmer — niemals konnte verstehn,
Und würden auch hundert Jahre vergehn?!
Was tat dir das Weib, daß sein Herz du zerbrachst,
Und du von uns Allen nichts wissen magst?!

Was die Frau dir wurde, hast du's nicht gewußt,
Eh' du sie genossen in Lust?!
Hast du dich beraten, hast du dich befragt, —
Hast ihr dich erklärt, eh' sie: „Ja“ gesagt?
Ehe du sie geführt zum Traualtar,
Ehe du vermehrt ihrer Waisen Schar!“

O Vater! mein Vater! was hast du getan?!
Ich fluche dir nicht, doch klag' ich dich an:
„Was gingst du von dannen, nachdem du geliebt,
Ein Herz gebrochen und viele getrübt?!“
— Ich klage nicht um mich, den eigenen Schmerz,
Ich klag' um ein Anderes — das Mutterherz!

Bernhard Müller.

Die Weinenden.

Selig sind die Augen, die da weinen
Über ihres Leibes Sündenschuld,
Ihnen wird zur Tröstung süß erscheinen
Gottes ewig gleiche Vaterhuld.

Ihren Schmerzen wird ein Balsam fließen,
Den kein Arzt der Erde spenden kann,
Ihre Augen werden Glück genießen,
Wenn sie sind gelöst von Leidens Bann.

Ihren Seelen wird Gott Kühlung geben,
Ihrer Tränen Born verlöschen ganz.
Und sie wandeln in dem neuen Leben,
Angetan mit überirdschem Glanz.

Bernhard Müller.

Maschinen.

Das ist ein Rollen und Tosen im Raume.
Pfeilschnell drehen die Räder sich um.
Und in den Menschen selbst nachts im Traume
Gehen die spukenden Geister um.

Das ist zerrüttelndes, quälendes Leben,
Das stumpft die Seele und mürbt das Gebein.
Maschinen spenden und nehmen Leben,
Du mußt zulezt doch Maschine sein.

Das fordert die Zeit heut, das will sie haben,
Und bist du alt, so bist du verbraucht.
Das Leben entreißt dir all deine Gaben,
Es fordert von dir, bis dein Geist verraucht.

A. N. Hermann Henke.

Das Glück der Treue.

Willst du nicht treu sein wie die Bienen? —
Es ist so schön, getreu zu sein.
Du kannst den Himmel dir gewinnen,
Die ganze Erde, sie ist dein. —

Das Glück ist nah, will man es greifen;
Das Glück liegt weit, späht man voraus.
Willst ruhlos du in's Weite schweifen,
Trägst nimmer du dein Glück nach Haus.

Der gute Mensch strebt nach dem Schönen,
Zwar immer schöner wünscht er's sich; —
Doch leere Schellen hört er tönen,
Sucht er das Glück rein äußerlich.

Es ist und bleibt ein leeres Tönen,
Und immer leerer wird das Herz;
Das Tasten und nicht Reichenkönnen
Häuft Gram auf Gram und Schmerz auf Schmerz.

Auf Erden ist ja nichts vollkommen,
Das Schönste ist nicht ganz und voll;
Was soll das Treiben mir noch frommen,
Weiß ich nicht, was ich suchen soll.

Versuchen will ich's mit der Treue,
Schon fühl' ich ihren Wunderhauch; —
Sie heilt die wunde Brust auf's Neue;
Sie gibt mir Ruh' und Frieden auch.

Was gern ich seh', wird täglich reicher;
Was oft ich seh', wird schön und groß.
Die Seele ist der Wunderspeicher,
Drin Erd und Himmel sich ergoß.

Zwei Herzen kreisen mit der Sonne,
Wann Geist zum Geist sich treu vermählt,
Und was ein jedes still gewonnen,
Der eine Geist zum andern zählt. —

Im stillen Garten unf'rer Seele,
Da ist das rechte Wunderland!
Da thront ein Engel frei von Hehle,
Im strahlend schönen Lichtgewand.

Der singt das alte Lied der Treue;
Er singt es oft und singt es gern;
Das eine Lied wird stets auf's Neue,
So oft er's singt, ein Himmelsstern.

Den Himmel hat der Mensch auf Erden,
Lernt er das Lied der Treue aus;
Die Schätze, die den Treuen werden,
Sie füllen Erd und Himmel aus.

Friedau-Poppler.

Amore Margheritae.

Sehnsucht, hoffend Bangen und Jagen,
Alles was Menschenbrust drückt und erhebt,
Von der Liebe Flügel getragen
Leise um deine Fenster weht. —
Lachen möcht' ich, mit dir scherzen,
Ernst und Leid und Kummer teilen,

Dulden für dich alle Schmerzen
Nur bei dir, bei dir nur weilen. —
Süßes Bild aus Licht gewoben,
In den Träumen mich umschwirrt,
Zu meinem Engel hab' ich dich erhoben
Mein Herz selten, niemals irrt. —

Kouplet-Text von C. Malten.

Schrumm, bumm!

Wenn man heut auf die Reise geht
Überall angeschlagen steht:
„Warnung vor den Taschendieben",
Weil das Stehlen sie so lieben,
Denn:
Alles, was sie könn' erhaschen
Stecken sie in die Taschen, schrumm, bumm! —

Die Stadtkasse von Köpenick
Raubte einst, mit großem Geschick,
Ein verkleideter Schuhmacher,
Denn flottweg kommandierte er:
„Alles, was Ihr könnt erhaschen
Steckt in meine Taschen! schrumm, bumm."

Ein Jüngling, dem die Lieb' ging auf,
Anfangs — die Liebe sich erkauft!
Doch später konnt der junge Held
Lieben auch manchmal ohne Geld,
Denn:
Alles, was er konnt erhaschen,
Steckt er in seine Taschen, schrumm, bumm.

Ein junges Mädchen beim Ballet,
Das stets schick, schneidig und kokett,
Hat sich zur Mutter wohl gemacht,
Jedoch zum Ehstand nie gebracht,
Denn:
Alles, was sie konnt erhaschen,
Steckt sie in ihre Taschen, schrumm, bumm.

Ein Herrchen, dem's stets fehlt an Geld,
Hat sich ne reiche Frau bestellt!
Doch weil sie häßlich und stockdumm,
Tänzelt um andre er stets rum,
Und:
Alles, was er konnt erhaschen,
Steckt er in die Taschen, schrumm, bumm!

Ein junges Frauchen wünscht ein Kind;
Sie fragt 'nen Spezialist geschwind,
Der sagt: „Das liegt wohl an dem Mann,
D'rum geb' ich Ihnen das Mittel an,
Daß:
Alles, was Sie könn' erhaschen,
Stecken Sie in die Taschen, schrumm, bumm.

Und wirklich, 's Mittel war grandios!
Bald lag der jungen Frau im Schoß
Ein Söhnchen! Doch sie selber lacht
Und sagt: „Ich hab's gut gemacht,
Daß:
Alles, was ich konnt' erhaschen,
Steckt' in meine Taschen, schrumm, bumm."

Doch als ich einst von Hamburgs Gau'n,
Wo stets so kaltes Blut die Frau'n,
Kam nach diesem Baden-Baden,
Konnte ich gar manches haben,
Doch:
Von allem, was ich konnt' erhaschen,
Nichts in die Taschen, schrumm, bumm!

Clara Malten.

An ihn!

Gott schuf die Weibelein
Damit sie geben
Liebe, Lust, Sonnenschein
Dem ird'schen Leben.

Da es nur so kann sein,
Nur so ein „Leben",
Kann's für die Weibelein
Nichts and'res geben!

Daß Liebessonnenschein
Wärme dein Leben,
Lieb du die Weibelein
Von Gott gegeben!

Ein Brief.

Schüttelreimerguß als Beweis wie trübe und helle Minne wirkt!

Sende einmal wieder heute
Diese kleine Schüttelblüte.
Setze mich zum Schreiben nieder!
Ach herrje, jetzt reimt schon wieder
Mademoiselle, zum Stein erweichen
Würd' den „Heine" fast erreichen
Wenn aus ihrer Federspitzen
Bessre Witze täten blitzen,
Wenn mit ihrem Intellekte
Sie mehr Geist in sich erweckte,
Wenn sie schon von Kindesbeinen
Sich gewöhnt hätt' an das Reimen,
Und als Dichterin geboren
Sich zum Dichten auserkoren!
Aber leider stockt das Dichten
Wenn die Minneluft entwichen.
Dem entgegen reimt sich's schnelle
Wenn der Geist von Minne helle,
Denn die Minne hebt die Nerven
So, daß man den Reim kann werfen
Aus dem Kopfe flugs hernieder
Auf's Papier; und immer wieder
Kommen, wie mit Windeseile,
Daß die Feder nicht verweile
Neue Reime zu Gesichte!
Und ich dicht, und dicht und dichte,
Bis entleert von jedem Witze
Ich fast auf dem Trock'nen sitze! —
Doch, daß ich es nicht versäume,
Hör' jetzt einer meine Träume!
In dem Schlaf, der mich umfangen,
Spürt' ich plötzlich das Verlangen
Unter Tannen, unter Buchen
Nach dem Osterhas' zu suchen!
Folgend dem Geruch der Nase
Fand ich ihn im hohen Grase
Liegend, langgestreckt die Glieder,
Neben ihm 'ne Häsin wieder. — — —
An dem Anblick dieser Beiden
Konnt ich meine Blicke weiden!
Brunftig schien des Hasen Sinnen,
Sucht die Häsin zu gewinnen,
Stimmt an seine Liebeslieder,
Küßt die Häsin hin und wieder! — — —
— — Ob was weiter noch geschehen
Hab ich leider nicht gesehen,
Denn das Bild entschwand im Traume.
— Wenn ich wieder mal die Laune
Habe, Träume zu erdichten,
Werd ich dichtend sie berichten.
Schleunigst eil' ich jetzt zum Schlusse,
Schließ' den Brief mit inn'gem Kusse,
Drücke Dich, mit Minne Lust,
Innig jetzt an meine Brust! —

Neue Bücher.

G. A. Pohl: „Märzwind". Magazin-Verlag Leipzig-Möckern.

Das Büchlein wird durch seinen liebenswürdigen und herzgewinnenden Inhalt nicht nur viele Freunde finden, sondern auch literarische Beachtung erringen, da ja gerade eine derartige Gabe bei der heutigen Niederlage des Einfachen und Volkstümlichen willkommen sein muß. Der Verfasser ist mit Herz und Gemüt bei seiner Arbeit gewesen und kann man hier getrost die Worte anbringen, welche Richard Wagner seinem Hans Sachs in den Mund legte:

So sang er, wie er mußte
Und wie er mußt so konnt er's
Das merkt ich ganz besonders."

Adolf Dreßler jun.

Herbert Wagner: „Wiese, Busch und Sonnenschein". Gedichte. Magazin-Verlag Leipzig-Möckern.

Der junge Dichter hat schon mit seinen „Jugendnovellen" durch ein stark phantastisches Talent schöne Hoffnungen erweckt und diese läßt er in seinem Gedichtbuch neu aufleben. Auch hier zeigt sich Herbert Wagner als ein Dichter von reichem Können und starker persönlicher

Eigenart. Seine Lyrik ist keineswegs alltäglich, hält sich aber auch von allem Übermodernen fern. Gefühle und Gedanken sind aus dem Innersten herausgeflossen und so kann man hier wohl sogar von einem psychologisch hochinteressanten Werkchen sprechen.

Adolf Dreßler jun.

Otto Bergmann: „König Weise". Reiseerzählung. Magazin-Verlag Leipzig-Möckern.

Reiseerzählungen werden immer gern gelesen, ganz besonders aber, wenn sie aus der Feder eines Dichters stammen, der scharf und mit rechtem Verstand und Gemüt Land und Leute beobachtet und auch für die Schönheiten der Natur ein offenes Auge hat. Diese Bedingung erfüllt der Verfasser des vorliegenden Buches voll und ganz und der Leser wird nicht nur unterhalten, sondern auch zu eigenem Nachdenken angeregt. Adolf Dreßler jun.

Wilhelm Bolze: „Idulische Sonette". Sphinx-Verlag, Leipzig-Connewitz.

Wir haben hier ein äußerst wertvolles Buch vor uns. Die Liebesgedanken, welche der Verfasser seiner unvergeßlichen Gretel nachschickt, sind dabei allerdings nicht das Wertvollste. Weit höher schätzte ich die seelischen Kämpfe des Dichters, die uns einen tiefen Blick in sein Innenleben tun lassen. Aber auch die Gestalten aus Bibel und Vorzeit sind von großer innerer Wirkung und mit feinem Verständnis gezeichnet. Bolze ist ohne Zweifel ein Dichter, der beachtet werden muß und an dem man nicht so ohne Weiteres vorüber gehen kann. Besonders ist noch zu loben die korrekte Versform und die schöne, sich niemals in oberflächlichen Schwärmereien verlierende Sprache.

Adolf Dreßler jun.

Alfred Kemmler: „Um Liebe und Lohn". Soziales Drama in 4 Akten. Bruno Volger Verlagsbuchhandlung Leipzig.

Gute soziale Dramen gleichen meist weißen Raben. Besonders unsere jungen Dichter sind noch viel zu viel Dichter, als wirkliche Kenner des Lebens. Die Bedingung eines großartigen sozialen Dramas hat als Dichter und Lebenskenner wohl nur Gerhart Hauptmann in seinem „Hannele", „Fuhrmann Henschel" und „Rose Bernd" erfüllt. Alfred Kemmler kommt allerdings diesem Vorbild noch nicht ganz nahe, doch seine Schöpfung ist immerhin beachtenswert und ganz besonders vollkommen bühnenkorrekt. Das Werk dürfte sicher bei einer Aufführung Erfolg erringen und wird sich hoffentlich bald ein Theaterdirektor finden, der es wagt. Adolf Dreßler jun.

Franz Karl Matura: „Sang und Sage, Trutz und Klage". Bruno Volger Verlagsbuchhandlung Leipzig.

Der Dichter läßt uns hier einen tiefen Blick in sein Innenleben tun und wird dadurch das Büchlein interessant. Über eine sehr hübsche Sprache und einen oft überquellenden Gedankenreichtum verfügt der Verfasser gleichfalls und so kann man sein Buch mit Freuden lesen.

Adolf Dreßler jun.

Anmerkung der Redaktion.

„Richard Wagner-Nummer".

Zur Feier des 100jährigen Geburtstags unsers großen, unvergeßlichen Meisters Richard Wagner soll, wie viele andere Zeitschriften auch, das Maimagazin eine „Richard Wagner-Nummer" werden. Wir bitten unsere werten Mitarbeiter herzlich, sich recht zahlreich mit Prosa und Lyrik daran zu beteiligen. Das Heft wird in erhöhter Auflage gedruckt und erfährt eine große Reklameversendung.

Mit Beiträgen vertreten sind bereits:

Herr Rudolf Möller: „Parsival-Schutz". Besprechung über einen Vortrag des Herrn Weber Robine, Berlin. Herr Adolf Dreßler jun. mit einem Artikel über Richard Wagner's Bedeutung für die deutsche Literatur.

Mit Bild und Lebenslauf werden aufgenommen:

1. Wasanta,
2. Peter von der Mosel,
3. Frau Hulda Gammius,
4. Frau Stadtrat M. Brugger,
5. Herr Harry Hahlbohm.

Indem wir schon im eigenen Interesse der werten Autoren um recht gütige Unterstützung unseres Unternehmens bitten, zeichnen wir

mit vorzüglicher Hochachtung
Redaktion des „Magazins".

KRIMHILT

Eine Tragödie

von

Hugo Köster

Mit dem Vorspiel:

Siegfrieds Rheinfahrt.

Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.,
Leipzig-Möckern.

Personen:

Euglin, Zwergkönig.
Sindri, Brock } Zwerge.
Idune, Sinthgunt } Walküren.
Siegfried, der Frankenkönig.
Krimhilt, sein Weib.
Reinhilt, Reintraut, Reingund } Rheinnixen.

Sänger, Mundschenk, Ritter, Köhler und Familie.

Schauplatz:

Gebirgslandschaft am Drachenstein und der Rheinstrom.

1. Szene:

Gebirgswildnis am Drachenstein. Vor einer Grotte am Fuße des Felsens, auf den bei Beginn der Szene die Strahlen der aufgehenden Sonne fallen, von denen auch die Wellen des drunten rauschenden Stromes getroffen werden, sitzen, auf einer Harfe spielend, die Walküren Idune und Sinthgunt.

Idune.

Hört, was mir der allwaltende Wotan
Geweissagt, der alleswissende,
Da rastlos sich wiegten die raunenden Raben
Auf seinen Schultern: Der sinnende Hugin,
Der vom Baume der Weisheit Gedanken pflückt
Und Munin, der weiß, was die Götter meinen,
Der rückwärts schaut und Geheimnisse liest
Von der Asen Stirn.

Sinthgunt.

Was ist's, meine Schwester?

Idune.

Einherier, rings um den Hehren geschart,
Lauschten den Lauten der Harfe, die Bragi
Rührte, des Göttlichen Sohn, und die Riesin,
Der einst in der Grotte gesellt sich der Gott,
Gunlöd, die herrliche, schwenkte den Becher
Süßen, begeisternden Mets, der Gesang
Und Wohlklang und Lieder flößt auf die Lippen!

Sinthgunt.

Was ist's, meine Schwester?

Idune
(sie erhebt sich und legt die Harfe zur Seite).

Hörtest du Kunde,
Sinthgunt, von Siegfried, dem sonnigen Sohne
Baldurs, des Reinen, den Loki erlegte,
Der tückische Wolf?

Sinthgunt.

Der König von Xanten
Sein Vater, und Sieglind gebar ihn!

Idune.

Mit nichten, der strahlende, sonnige Gott
Hat ihn gezeugt und gelegt in die goldne
Wiege dem König! Soll ich dir künden
Von Siegfried, dem hehren, dem herrlichen Helden?

Sinthgunt.

Der dem König der Zwerge die hehlende Hülle
Niblungs entwand? Die neblige Kappe?
Den die Schwarzalf lehrte, die drunten im Schoß
Hütet des gleißenden Golds?

Idune.

Du kennst ihn?

Sinthgunt.

Wer sollte den Hohen nicht kennen, den Hehren,
Der Gram gewann, das schneidende Schwert,
Der den scheußlichen Wurm auf der Heide gewürgt,
Der Gnitaheide, der blutigen?

Idune.

Wo
Der Hornhaut Panzer des Herrlichen Leib
Umgürtete rings!

Sinthgunt.

Geliebte, du irrst,
Laß es künden dir, Schwester! Ein Lindenblatt,
Da er badete in dem sprudelnden Blut,
Bedeckte die Schulter.

Idune
(setzt sich nieder und greift zur Harfe).

Wehe! O wehe!
Hundertmal wehe! Wehrt es, Ihr waltenden,
Richtenden Asen, daß ihn nicht raffe
Mord, der bleiche, der blutige, wehe!

Sinthgunt.

Wer soll ihn morden, den Mutigen?

Idune.

Hödur
Wieder aufs neue den lauernden Loki
Stiftet er an; auf blumiger Heide
Rinnen seh ich des Reisigen Blut,
In die Blumen, die blühenden, sinkt sein Leib!
Wehe, verblichen die lieblichen Lippen,
Wehe, o weh, ein Klagen klingt,
Wimmerndes Weinen auf allen Wegen,
Schrei und Geheul in Kammern und Hallen!
Flatternden Haars, die Gewande raufend,
Des Herrlichen wunderwonniges Weib! —

(Aus der Grotte tritt bei den letzten Worten der Zwergkönig Euglin mit den beiden Zwergen Sindri und Brock.)

Sinthgunt.

Der König, der König der Zwerge!

Idune (aufspringend).

Zur Seite, Schwester, folg mir ins Gebüsch,
Daß wir belauschen ihren Anschlag!

Sinthgunt.

Steht
Die Krone dir nicht an, Idune?

Idune.

Schweig,
Nicht schlimmer könnt ich Loki hassen.

(Beide verbergen sich.)

Der Zwergkönig Euglin
(schimmernd von Gold und Perlen, in Begleitung der beiden Zwerge Sindri und Brock).

Brock,
Flink auch, Sindri, schleppt den Block,
Nehmt den Schlüssel, hebt die Last.
Prüft, ob er der Pforte paßt!

Sindri
(er schleift einen gewaltigen, zentnerschweren, eisenblockartigen Schlüssel).

Brock, zur Hilf mit deinem Troß,
Bohr ihn in der Grotte Schloß!

Brock.

Wohl, Gesell, wie mich's erfreut,
Wirken, was der Herr gebeut!

(Beide schieben die Pforte der Grotte zu, stecken den gewaltigen Schlüssel ins Schloß und verriegeln die Grotte mit vereinten Kräften.)

Euglin.

Brav, Ihr Wackren, gut gemacht,
Daß der Klotz nur nicht erwacht,
Mag der Ungeschlachte drinnen
Seinem Metrausch nicht entrinnen.

Brock.

Tüchtig schenkten wir ihm ein!

Sindri.

Goldnen Gerstenhonigwein!

Euglin.

Daß die festen Pforten springen,
Seiner Faust wird's nicht gelingen!

(Die Walküren treten aus dem Gebüsch.)

Sinthgunt.

Schließ auf, König Euglin, schließ auf!

Idune.

Blitzende Perlen drinnen zu Hauf
In strahlender Kammer hab' ich gespeichert,

Euglin.

Dank dir, du hast den König bereichert!

Sinthgunt.

Raub, o wehe, o dreimal weh!

Euglin.

Und wenn ich dir meine Liebe gesteh',
Liebste, willst du die Königin sein?

Idune.

Lieber erstarren zu Eis und Stein!
Sag mir, warum ist der Fels verriegelt?

Euglin.

Geduld, du Spröde, du wirst noch gezügelt!
Nun merk, was ich dir melde, holde Jungfrau:
Schau dort den Ball der Sonne, die mit Rosen
Den Rand des Himmels färbt, sie steigt empor
An seiner runden Wölbung und verscheucht
Die Nebel, die im Tale drunten wallen!
Noch eine Weile, und des Stromes Wogen
Erblitzen wie Krystall, dann blick hinauf,
Woher die Wellen gleiten, mit der Flut,
Umschwärmt von Nixen, die es rings umtanzen
Und süße Weisen ihrem Saitenspiel
Entlocken, kommt ein stolzes Schiff geschwommen —

(er zaudert eine Weile).

Idune.

Du kitzelst unsre Neugier, weiter!

Euglin (aufmerksam horchend).

War's
Nicht drinnen wie Gebraus?

Sinthgunt.

Ein dumpf Geheul,
So dünkt mich, aus der Grotte tiefsten Tiefen!

Euglin (für sich).

Das plumpe Untier ist's, er rülpst und würgt
Den Met von sich! — Nun merkt, Ihr schönen Mädchen,
Wen meint Ihr, trägt das Schiff?

Idune.

Wir wissen's nicht.

Euglin (laut).

Der stolze Siegfried ist', der Sonnensohn!

Idune (verwundert).

Ha, sollt' es möglich sein?

Sinthgunt.

Der Herrliche?
Der himmlisch Hohe?

Euglin.

Ja, derselbe ist's,
Und ihm zur Seite wunderlieblich hold,
So süß, daß aller Rosen Wunderschein
Vor ihr erblaßt, die zauberschöne Krimhilt!

Idune.

Er hat geworben drum im Wormser Land,
O wehe, dreimal weh!

Euglin.

Was klagst du, Jungfrau?

Idune.

Erzähle, König!

Euglin.

Der Burgundenkönig,
Für den Brünhilt, die wilde, er gewann,
Hat sie ihm angetraut, nun geht die Fahrt
Nach Xanten talwärts —

Idune (ungeduldig).

Und ich frag nochmal,
Warum versperrtet Ihr den Drachenstein?

Euglin.

Nicht ohne Grund! Dem sonn'gen Helden bin
Ich hold wie keinem! Drinnen in dem Schacht,
Vom Rausch des süßen Mettranks überwältigt,
Mit aufgeblähtem Wanste liegt der Riese —

Sinthgunt (unterbrechend).

Der wüste Kuperan?

Euglin.

So ist's, derselbe
Den einst der Sonnenheld mit bitt'rer Kränkung
Gar schlimm verletzte!

Sinthgunt.

Da er Balmung zückte,
Das schneid'ge Schwert, den scheußlich gift'gen Wurm
Zu tilgen —

Euglin.

Wo der Nebelkappe Hülle,
Die ich ihm lieh, des Helden Leib geschirmt!

Idune (horchend.

Es rührt sich drinnen —

Euglin.

Laßt ihn schnarchen,
Den trunk'nen Unhold! Was ich ihm kredenzt,
Wird lähmen seine Fäuste.

Idune.

Und warum, Herr König?
Was lag Euch an dem Ungeschlachten?

Euglin.

Hört!
Von gift'ger Wut besessen, schwur der Böse
Mit Eiden bei des Abgrunds finstren Göttern,
Mit starker Faust des Drachensteines Kuppe
Zu lösen und zu schleudern in die Flut!

Sinthgunt.

Der Wilde! Weh den Schiffen drunten!

Euglin.

Wenn,
So schrie der Trunkenbold, der Drachentöter,
Nichts ahnend arglos süßer Minne pflegt
Mit seiner Liebsten drunten in dem Schiff,
Soll ihn der Block zerschmettern!

Idune.

Welcher Bösewicht!
Drum habt Ihr zugesperrt die Grotte!

Euglin.

Merkt,
Wenn von dem Rausche er erwacht —

Sinthgunt.

O Walhalls Götter! Drinnen dröhnt's und kracht's! —

(Ein dumpfes Donnergrollen beginnt immer stärker werdend aus der Drachengrotte zu dröhnen.)

Euglin.

Gemach, ihr Mädchen, dieses Schlosses Riegel
Wird keine Faust des stärksten Riesen sprengen!
Doch hört: Erbeben wird die Erde rings,
Der Menschen niedre Hütten werden stürzen,
Doch ungefährdet wird der Sonnenheld
Mit seinem holden Weib —

Idune (sie schaut gespannt in die Ferne).

Herr König, schaut!
Das Schiff, das Schiff!

Sinthgunt.

Der Held aus Niederland!
Heil meinem Auge, das die Sonne sieht!

(Ein furchtbares Dröhnen wie Gewitterdonner erschallt aus des Berges Tiefen, der Himmel verdunkelt sich, Stürme brausen durch die Kronen der Bäume.)

Euglin.

Hinweg, hinweg!

Idune und Sinthgunt.

Wohin, Herr König? Helft!

Euglin.

Nehmt mein Geleit! In meine Perlenburg,
Geschwind, geschwind!

(Alle ab.)

2. Szene.

Eine düstere Waldschlucht des Gebirges. Regen und Sturm. Vor einer Grotte eine Köhlerfamilie, bestehend aus Mann, Weib und Kind.

Köhlerin.

Nimm du den Buben, Dieter!

Köhler.

Flugs ins Loch!
Wo ist der Wölfel?

Köhlerkind.

Mutter, meine Gais,
Die liebe Zick! (Er läuft ins Gebüsch.)

Köhlerin (verzweifelt).

Laß deine Gais, die Welt
Geht unter, Wölfel, Thor schwingt seinen Hammer,
Muspilli kommt, der Weltbrand! Dieter, hol
Das Kind!

Köhler.

Die Riesen rütteln an den Bergen, hu!
Die Midgartschlange hat zernagt die Esche,
Mein Kind, mein Kind! (Er sucht nach dem Knaben.)

(Fortsetzung folgt.)

Auf zum Kampf!

Von

Bruno Teßmann.

Schundliteratur! Jeder weiß, was er darunter zu verstehen hat! Und es ist nicht mehr als recht und billig, daß sich die Edelsten des deutschen Volkes gegen den verderblichen Einfluß solcher Lektüre zur Wehr setzen. Ich habe Einblick in Bücher genommen, die wohl dazu angetan waren, einen gebildeten Mann aufzuregen. Wie viel mehr aber muß solche Lektüre nun erst auf die allgemeine Masse des Volkes wirken, denen der natürliche Instinkt und eine lebhafte Phantasie das ersetzen muß, was dem Gebildeten die Wissenschaft gibt, nämlich ein klares Urteil. — Und nun auch unsere heranreifende Jugend, unfertig noch, was muß sie empfinden, wenn sie solche Heftchen mit den grell ins Auge fallenden Titelbildern zur Hand nimmt, liest — und allmählich zwar, aber doch sicher, das Gift aufnimmt, das leise sich ins Gemüt stiehlt, eine Saat, die bald Wurzeln schlägt, üppig aufgeht und alle edlen Triebe schon im Aufkeimen erstickt. — Nur einmal einen Blick in die Tageszeitungen und dann ernsthaft nachprüfen den Anfang eines verfehlten Menschenlebens, — ob wohl nicht in 70 von 100 Fällen die Schundliteratur der Grundstein war, auf dem sich ein Verbrecherleben aufbaute? — —

Der Kampf gegen diese Literatur, die unserm Volke wohl zumeist in Erzählungen und Romanen geboten wurde, ist entbrannt. —

Viel zu wenig aber wird noch gekämpft auf einem andern Gebiete — auf dem Gebiete der dramatischen Kunst. — Ich verstehe darunter die Dramatik im weitesten Sinne. —

Was dort zu Tage gefördert wird, ist, wenn ich mich so ausdrücken darf, einfach himmelschreiend.

Ein Blick auf die Spielpläne der Theater lehrt uns, welche Ware jetzt Anklang findet. — Hier beherrschen die „Großen Rosinen", dort die „Akrobaten", an dritter Stelle die „Damen des Regiments" den Spielplan — und so etwas zieht. — Was die Herren Verfasser jener Stücke wohl nicht wollten, was aber aus dem Anhören und Ansehen derselben unbedingt folgen mußte, die Abtötung des tief empfindenden deutschen Gemüts und ein Hervorrufen der Sinnlichkeit, das Erwecken einer seichten Seele, wie sie längst zu finden ist bei unsern westlichen Nachbarn, ist bereits zum Teil geschehen. — Wenige Getreue stehen noch zu der Literatur, die ihnen eine Bereicherung des Innenlebens gibt. Die Mehrzahl hat sich abgewandt; — denn nur, was man in den genannten und ähnlichen Stücken hört, das ist pikant und fein, würzig und aromatisch usw. Wie oft hört man im Vorbeigehen auf der Straße, wie viel öfter aber noch leider in den besten Gesellschaften folgende tiefsinnige Kritik über die „Große Rosinen-Dramatik": „Das muß man gesehen haben, das ist ein Stück voller Geist und Witz, ein Werk, bei dem der größte Pessimist die Herrschaft über seine Lachmuskeln verliert, kurz, ein einfach famoses Stück, so recht passend in unsere hastende Zeit usw. usw.

Jetzt also, deutsche Dichter und Schriftsteller, jetzt kennt Ihr die Grundlage, auf der Ihr fortan Eure Werke aufzubauen habt, um bei Eurem deutschen Publikum Verständnis und noch mehr — Entgegenkommen zu finden. Tut Euch zusammen, zu Doppelfirmen, oder gar, wie es die Herren der „Großen Rosinen" gemacht haben, zur Tripelentente und Tripelallianz; und dann fabriziert lustig drauf los, wählt verzwickte Probleme, laßt den Zusammenhang Zusammenhang sein. — Nur die Pikanterie vergeßt nicht. Laßt auch Euren Geist hin und wieder in geistlosen, zweideutigen Witzen durchblicken und — Ihr werdet verstanden sein. Nicht mehr vor halbleeren Häusern werden Eure Werke über die Bretter gehen, nein, ein nie geahnter Ansturm wird erfolgen — —; in wenigen Jahren laßt Ihr Poesie Poesie sein und setzt Euch als Millionäre in irgend einem idyllisch gelegenen Winkel des Vaterlandes zur Ruhe, zurückblickend auf Eure Lorbeeren und schwelgend in dem sicheren Gefühl: „Was ich besitze, wer will mirs entreißen?!"

Mit dieser Ironie möchte ich also das Endziel unseres beginnenden ernsthaften Kampfes aufstellen:

„Deutscher Dichter, erobere dein Volk zurück!" Um dieses Ziel zu kämpfen, sei uns Ehrensache. — Das Theater ist ein Tempel, ein Tempel der Kunst. Und in diesen Tempel traten die Väter mit heiligem Erschauern. Ernst und andächtig lauschten sie den Worten, mit bewegtem Herzen die Handlung verfolgend. Und sie empfingen den Kuß der Priester der Kunst mit dankbarem Herzen, nahmen

aus dem Tempel mit, was sie darin suchten und teilten anderen davon freudig mit. —

Dagegen das Heute! — — —?

Ich leugne nicht, daß das Publikum die „Große Rosinen-Dramatik“ nicht genau so interessiert verfolgt, wie ich es vorher von den Vätern schilderte. — Doch das Eine fehlt! — Unsere Theater sind keine Kunsttempel mehr, wenigstens an vielen Abenden nicht mehr. Und wenn es so weiter gehen soll, dann werden die Theater zu Schaubuden werden, die denen der Vogelwiesen bald kaum nachstehen werden; denn Reklame, wie solche, macht man auch schon bei den „Modernen“ Theaterstücken.

Ist es des deutschen Volkes würdig, das sich von alters her eines tiefempfindenden Gemüts, einer keusch denkenden Seele rühmte, das seichte Gift grober Sinnlichkeit und französischen Geistes ins eigene Herz zu träufeln und damit sich loszulösen von dem Erbe der Väter, dem keuschen, reinen, dem echten deutschen Empfinden?

Ist es nicht weit wertvoller, gerade in unserer hastenden Zeit, die wahre Kunst hineinzudrängen in ihre alten Tempel, damit sie die Gemüter bildet und erhebt, — statt wie die jetzige Ware, sie — abzustumpfen!? — Auch frühere Zeitabschnitte unserer Literatur zeitigten Auswüchse. Aber damals lehnte dieselben das Volk von selbst ab, während es ihnen heute beide Arme öffnet.

„Für das Volk ist aber nur das Beste gerade gut genug.“

Darum auf zum Kampf, deutsche Dichter!

Gebt dem deutschen Volke sein altes, deutsches Gemüt wieder durch Eure Werke. — Schlagt machtvolle Akkorde an, die in den Volksherzen widertönen können. Packt das Volk bei seiner ureigensten Eigentümlichkeit. — Noch schlummert, seis auch nur noch ein schwaches Fünkchen der Liebe zur echten deutschen Dramatik im Volksherzen. Unsere Werke müssen dasselbe erwecken und anfachen zu der großen, heiligen Flamme, die alles Lebende durchglüht, die die Pulse rascher und ungezwungener schlagen läßt — zu der heiligen Flamme tiefempfundenen Gemütslebens. —

Darum auf zum Kampf!

Vor hundert Jahren begann das deutsche Volk sich frei zu machen von den Ketten der Tyrannei. — Heut', deutscher Dichter, zerbrich du die Ketten der Sinnlichkeit, des französischen Geistes, die das Gemütsleben deines Volkes in Banden halten. Auf zum Kampf, deutsche Dichter!

Ein schönes Ziel winkt: Der Einzug in des Volkes Herz!

Auf zum Kampf!

Im **SPHINX-VERLAG in Leipzig-Co.** gelangte soeben zur Ausgabe:

W. BOLZE, Idunische Sonette
brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50

M. ALEXANDRE, Liebe, zwei Einakter
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

A. KRÜGER, Die Seele im Schatten, Gedichte
brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—

B. UHSE, Perlmutterfalter, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

O. M. RECKAH, Sonnenscheinchen und andere Novellen brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.75

DES. RUPRICH, Gedichte geb. Mk. 1.80

M. VON TELVE, Majestät Ich, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

FR. JEDRZEJEWSKI, Justinus und Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg II. Aufl. brosch. M. 1.—

G. FISCHER, Aus einsamen Stunden, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

E. L. SCHELLENBERG, Fünf Briefe v. Tönemeier brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

E. L. SCHELLENBERG, Rainer Maria Rilke
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

E. L. SCHELLENBERG, Gustav Falke
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

H. M. ELSTER, Gustav Frenssen
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

H. M. ELSTER, Richard Schaukal
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

W. ARMINIUS, Wilhelm Jensen
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

W. ARMINIUS, Hans Hoffmann
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Kurzer Sommer

Gedichte von

Hans A. Hentschel

M. 1.25 elegant broschiert.

Sang und Sage — Trutz und Klage

Gedichte herausgegeben von

F. C. Matura.

Geh. *M.* 1.—, geb. *M.* 2.—.

Saul

Ein Trauerspiel von

Karl Siedler.

Geh. *M* 2.—.

Hedwig Heidemann

Schauspiel in drei Aufzügen und einer Verwandlung von

J. Adolf Rosmer.

Geh. *M.* 3.—.

Der arme Heinrich

Ein Spiel vom Leben u. Sterben in vier Aufzügen von

Aug. Diehl.

Geh. *M.* 2.50, geb. *M* 3.—.

Das Blut der Balten

Vaterländische Dichtung in 20 Gesängen von

Nikolai von Glehn.

Geh. *M* 1.—, geb. *M.* 2.—.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlg.
in **Leipzig-Co.**, Gust. Freytagstr. 36.

Leset und verbreitet die Zeitschrift

„Der Weckruf"

Alpenländische antiklerikale Halbmonatsschrift. Für geistigen und kulturellen Fortschritt, für Politik, Volkswirtschaft und Kunst.

Herausgeber: **Leopold Zulauf.** Schriftleiter: **Kurt Linsmayer.**
Redaktion und Verwaltung: **Innsbruck**, Müllerstraße 7.

Abonnementspreis mit Postzusendung: Ganzjährig Kr. 8.—, halbj. Kr. 4.—, viertelj. Kr. 2.—. Probenummer steht zur Verfügung.

Infolge großer Verbreitung vorzügliches Insertionsorgan.

Illustrierte Rundschau

G. m. b. H.

Geschäftsstelle: **Hannover** Windmühlenstr. 2

Jeden Sonnabend zur Ausgabe gelangendes Familienblatt vornehmen Charakters

Erstklassiger und reichhaltiger illustrativer und textlicher Inhalt: Heimatschutz, Kunst, Wissenschaft, Musik, Literatur, Sport jeder Art, Abhandlungen über aktuelle Tagesfragen und Ereignisse, Unterhaltung usw.

In Stadt und Provinz überall verbreitet. Deshalb empfehlenswertes Insertionsorgan für Firmen, die auf ein gutsituiertes Käuferpublikum reflektieren

Sorgfältige Ausführung aller Insertionsaufträge

Insertionspreis: Die 45 mm breite einspaltige Petitzeile des Anzeigenteils 40 Pfg., die 90 mm breite Reklame-Zeile Mk. 1.20. Bei wiederholter Insertion und Anzeigenaufträgen sonstigen größeren Umfanges entsprechend hoher Rabatt.

Bezugspreis: Bei Bestellung durch den Verlag, den Buchhandel oder die Post vierteljährlich Mark 2.— Einzelnummer 20 Pfennig

---

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung

in Leipzig-Co., Gustav Freitagstr. 36

VOX POPULI

Kulturhistorisches Zeitbild (Roman) von **J. Baade.**

Geh. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.—.

Was die Verfasserin veranlaßte „Vox populi" zu schreiben, war das ihr nach einem längeren Studium des Mittelalters in die Augen springende Bild eines Stück Lebens, daß das Zusammenwirken verhängnisvoller Umstände zu einer erschütternden Tragik gestaltete. Die Pest, die Deutschland durchzog und mit ihrem entsetzlichen Atem das Leben verdarb u. Handel und Wandel brach legte, zusammen mit dem Haß der Christen gegen die Juden, den die Kreuzzüge noch gesteigert hatten, ließ den Wahn der Brunnenvergiftung entstehen, der Tausenden von Juden das Leben kostete. Wenn auch der Jude im mittelalterlichen Leben gesessen hat wie der Blutegel am Christenleibe (vielleicht tut er das noch), so liegt doch in dem passiven Widerstand, den er der grausigen Verfolgung entgegensetzte, eine Größe, die Achtung abnötigt. Auf diesem dunklen Hintergrund ist mit dichterischer Freiheit ein Bild jener Zeit gezeichnet, packend, historisch treu, spannend im besten Sinne des Wortes. Ein literarisch wertvolles Wert!

Vortrags-Vereinigung Deutscher Künstler.

Zweck: Gemeinsame Arbeit v. Schriftsteller, Komponist u. Vortragskünstler. Eigene Vortragsabende und Tourneen. Anthologien, Rechtsschutz, Geselligkeit, Kritik, Kabarett-Vertrieb.
Vereinsorgan: „Der bunte Abend". Fachteil für drei Berufe, erstklassige Vortrags- und Kompositionsdichtungen. — Auflage Oktober 1912: 4000 Exemplare.
Hotel-Vergünstigungen und Abonnenten in ganz Deutschland und Oesterreich, sowie in Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Afrika, Aegypten, Rußland usw.
Ortsgruppen: Berlin, Wien, Dresden usw.

Jahresbeitrag Mark 12.— (inkl. Zeitschrift)

Probenummern und Statuten gratis durch die Zentrale:

Dr. Eichacker, Cöln, Eifelplatz 2.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: **Bund für Gesundes Leben** (B. f. G. L.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder prakt. Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)

Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abonnementspreis um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg für die 4 gespaltene Nonpareillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18 b.

Handels- und Verlagsdruckerei, Leipzig, Apelstr. 4

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

82. Jahrgang. Mai 1913.

Richard Wagner's Bedeutung für die deutsche Literatur.

Adolf Dreßler jun.

100 Jahre sind verflossen seitdem Richard Wagner das Licht der Welt erblickte. Während dieser Zeit ist eine gewaltige Revision und Reformation der deutschen Oper erfolgt, die ihre grünen Zweige auch über das Ausland breitete. Wenn wir an die große Oper denken oder gar zurück in die Zeit der Operntexte greifen wollen, deren sich ein Gluck und Mozart bediente, so müssen wir mit Staunen und Bewunderung auf das gewaltige Werk sehen, welches Richard Wagner vollbrachte, indem er ein Drama auf die Bühne stellte und dieses musikalisch illustrierte.

Die sogenannten Operntexte sind nach und nach ganz verschwunden und den Bühnendichtungen gewichen. Das Streben nach Aeußerlichkeiten und plumpen Effekten ist weit in den Hintergrund getreten und an seine Stelle ist eine physiologisch entwickelte, poetisch durchdachte Handlung gekommen, die aus sich selbst heraus wirkt und den Hörer ganz anders und tiefgehender zu fesseln weiß, als die sogenannten früheren Textbücher.

Somit ist die Operndichtung auf eine höhere Stufe gelangt und hat den unbedingten und wohlberechtigten Anspruch auch in unserer deutschen Literatur einen Platz zu finden. Ja man ist in unserer modernen Zeit sogar noch weiter gegangen und hat direkte Bühnendichtungen großer Meister als Musikdrama verwendet. Ich nenne hier nur Hauptmann's „Versunkene Glocke“ und „Elga“, Wilde's „Salome“, Hofmannstal's „Elektra“ und Fulda's „Talismann“. Sogar Schnitzler's ganz modernes und reales Schauspiel „Liebelei“ ist vertont worden.

Wenn wir nun fragen, wem wir diese schöne und gewaltige Neuerung zu verdanken haben, so bleibt als einzige Antwort der Name „Richard Wagner“. Dieser große und edle Meister hat uns eine ganz neue Kunst geschaffen, deren Früchte wir voll und ganz genießen, deren Wert aber vielleicht hier und da doch noch nicht recht verstanden wird, denn sonst hätte man Richard Wagner ohne jeden Zweifel auch einen gebührenden Platz in der deutschen Literatur eingeräumt. Ich will ganz offen sagen, das der geniale Dichterkomponist in manchen seiner Werke stellenweise auch am äußerlichen haften geblieben ist, um eine Bühnenwirkung zu erzielen, doch das darf keineswegs ein Vorwurf für den Meister sein, denn sogar unser größter Klassiker „Schiller“ hat sich sehr oft um des Bühneneffektes Willen zum Unglaubhaften verleiten lassen. Ich nenne hier nur die Szene aus der „Jungfrau von Orlean“ am Ende des zweiten Aktes, wo Johanna den Herzog von Burgund zum Uebertritt an Frankreich bewegt. Durch diese Worte will ich Schiller keineswegs herabwürdigen, ich will nur damit zeigen, daß der Vorwurf, den man Richard Wagner oft macht und der darin besteht, daß man ihm nachsagt, er habe Effekthascherei getrieben, auch bei unseren großen Dichtern ganz gut auszusprechen wäre.

Nun möchte ich aber auf Richard Wagner's dichterischen Geist eingehen und es wird mir gewiß nicht schwer fallen klar nachzuweisen, daß der große Komponist auch ein großer Dichter war.

„Rienzi“ mag hier vollkommen ausschalten,

obgleich dieses Werk ein großer Geist durchweht, so ist doch das Vorbild der großen Oper bei Wagner noch viel zu einflußreich gewesen. Hier hat der Meister Eigenes schaffen wollen, es aber doch noch nicht ganz vermocht.

Weit höher steht „der fliegende Holländer". Hier ist Wagner schon zum Dichter geworden. Wie wunderbar hat er den Erlösungsgedanken zur Verwirklichung gebracht in der Gestalt des reinen träumerischen Mädchens „Senta". Gleich dichterisch bedeutend ist der geldgierige und doch liebende Vater „Daland" gezeichnet.

Zu noch höherem dichterischen Schwung hat sich Wagner in „Tannhäuser" aufgerafft. Auch hier hat er wie im fliegenden Holländer den Kampf seiner Künstlerseele nach Erlösung, die er nur in einer hohen und reinen Kunst erblicken konnte, tiefgehend zum Ausdruck gebracht. Wie ergreifend wirkt die Gestalt des „Tannhäuser" und wie dichterisch geradezu großartig ist die Nichte des Landgrafs „Elisabeth" gezeichnet. Ihm, der jubelnd ihr das Herze brach, verzeiht sie und ermahnt alle Ritter an die große Liebestat des Welterlösers, der einst am Kreuz für die Menschheit starb und dadurch jedem Sünder die Gewißheit gibt, daß, wenn er auch noch so tief gesunken ist, ihm doch die Erlösung winkt, dann möchte ich noch die menschlich am tiefsten ergreifende und von jedem äußerlichen Effekt befreite Schlußszene des Werkes „Verzweiflung, Kampf, Versuchung, Siegen und Erlösung des Tannhäuser" nennen.

In „Lohengrin" ist allerdings die dichterische Seite Richard Wagners nicht so sehr hervor zu heben, ob gleich Momente wie die Spannung vor der Ankunft des Schwanenritters und die mächtige Ansprache König Heinrichs im Schlußakt an seine Krieger auch gewaltig zu nennen sind.

In „Tristan und Isolde" ist Wagner ganz seine eigenen Wege gegangen und hier hat er wohl das Musikdrama begründet. Die innere Notwendigkeit des Liebeslebens und Seelenkampfes ist so meisterhaft durchgeführt, daß man am Schluß erschüttert steht, denn der Ausgang und mit ihm der Höhepunkt ist geradezu gewaltig. Allerdings will ich auch nicht verschweigen, daß gerade die Sprache oft etwas sehr schwülstig wirkt und den Hörer zur Ermüdung zwingt.

Nun will ich einen Sprung wagen und auf den Ring der Nibelungen näher eingehen. Hier können wir Wagner nur von ganzen Herzen danken und hier müssen wir ihn auch rückhaltlos als einen großen Dichter anerkennen. Ganz abgesehen davon, daß er den sogenannten Stabreim, die altdeutsche Dichtungsart verwendete, so hat er auch uns die Sage in einer geschlossenen und dem deutschen Volk viel näher stehenden Form wieder gegeben. Dazu hat er unsere christliche Sage verwendet, ganz besonders aber hielt er sich an die Bücher der „Edda", endlich aber nahm er sogar das deutsche Märchen von „Dornröschen" in Brünhildes Zauberschlaf zur Hilfe. Als eigentlichen Grundgedanken wählte er jedoch die Gier nach dem Golde, die Menschen, ja sogar Göttern den Untergang bereitete. In welch wuchtiger und geschlossener Art zieht die Dichtung aller vier Werke an unserm geistigen Auge vorüber, gewaltige Szenen wechseln hier mit Bildern von bestrickendem Liebreiz und ein Schiller, selbst ein Goethe würden Richard Wagner gern in ihrer Mitte aufnehmen. Von feinster psychologischer Seelenmalerei ist die Gestalt des Siegfried, jenes Naturkindes, mit der Sehnsucht nach „Leben" und „Glück", der alles bezwingenden Kraft und des echt deutschen Träumerwesens. Gewaltige Gestalten sind „Hunding" und „Hagen" und Wesen von erschütternder Tragikomik möchte ich das Zwergenpaar „Mime und Alberich" nennen.

„Parsival" ist wohl die Schöpfung in der sich Wagner's Kunst am reinsten und größten offenbart. Der Erlösungsgedanke, der bei Wagners früheren Werken noch oft am irdischen hing, tritt hier rein und geläutert in fast himmlischer Klarheit zu Tage. Ich möchte dieses Werk fast eine überirdische Dichtung nennen und bewundernd stehe ich vor dem großen Geist des genialen Schöpfers. Soll ich hier den Kranz der wunderbaren Blumen zerpflücken und Einzelheiten herausgreifen? Ich kann und darf es nicht, denn das Ganze ist viel zu weihevoll und groß und kann eben nur als Ganzes empfunden und genossen werden.

Nun will ich zu einer früheren Schöpfung zurückgreifen und zwar zu dem urdeutschesten Werke „die Meistersinger von Nürnberg". Hier hat Wagner in Bezug auf seine Persönlichkeit wohl das größte geleistet. Er selbst ist der Walter Stolzing der mit gutem Willen und freiem Mut in die Welt tritt und zu Liebe seiner Kunstgenossen verspottet und verlacht wird, bis er dann am Ende durch ein reines und geläutertes Lied sie alle gewinnt die über sein Schaffen die Achsel gezuckt

haben. Doch noch Größeres leistet Wagner hier. Er entläßt uns nicht mit einem Gefühl der Einseitigkeit, sondern ehrt und achtet durch die Schußworte des „Hans Sachs“ auch die alten deutschen Meister und ihre Kunst, diese nicht zu vergessen, legt er dem deutschen Volk ans Herz und ein versöhnenter Jubel beschließt das Ganze.

Mit diesen Zeilen habe ich wohl den sicheren Nachweiß erbracht, daß Richard Wagner auch als deutscher Dichter seinen Ehrenplatz verdient. Immer besser wird unser deutsches Volk seinen großen Meister verstehen lernen, immer volkstümlicher müssen mit der Zeit seine Musik und Dichtung werden und mit dankerfülltem Herzen werden wir und unsere Nachkommen auf das Schaffen des großen Richard Wagner blicken.

Rudolf Möller.

Parsivalschutz.

Par—si—val—schutz — — Was will man damit sagen? Parsivalschutz! Mir klingt's im Ohr, als schrie man an allen Ecken: „Steh' auf, Prügel“; und meine Augen sehen, ich weiß nicht, wie ich's nennen soll, — doch ist's weder ein würdiger Vorhang noch ein Rieseneisentor, die man vor Bayreuths Pforten drängen möchte. Wenn's glückt, wer weiß, ob ich mit tausend anderen, die sich nach hehrer Kunst sehnen, jemals dies hohe Stück Menschentum einschlürfen darf. Und warum, warum? — „Der Meister wollte es!“ — Da muß man voller Ehrfurcht schweigen. Doch, — Meister, vergib! Du bist ein Krösus an Geist und Seele, und beiden allein verdankst du deine Tat. Sie sind nicht von dir, du sagst es selbst, weder Geist noch Seele, noch somit — deine Tat! — Die Natur forderte, edler Meister, das Herz deines Schaffens zurück und mit ihm alle Vipern: dein Werk. Sprächst du aber für die Ewigkeit: Die Tat ist mein; dann wäre sie für dich ins Grab gegangen! — So dachte ich öfters und tröstete mich, wenn die Rute „Parsivalschutz“ durch die Presse ging, wenn unzählige große Namen für ihn sprachen und in Vorträgen warben, bis ich plötzlich im Leipziger Feurichsaal saß, wo Herr Friedrich Weber-Robine an die Geisel ein Fragezeichen knüpfte, das ja vorher unser Reichstag geprägt hatte. Trotz aller Philosophistereien hätte man doch niemals präzise Antwort gehört; hier aber, gestützt auf die Fülle überzeugender Tatsachen war dies möglich. Herr Weber-Robine kämpft für eine allgemeine, im weitesten Sinne, edle Volkskunst. Schon aus diesem Grunde muß er der Freigabe des Parsival das Wort reden und Person und Tradition als Nebensache behandeln. Es seien hier nur die Hauptpunkte seines interessanten Vortrages hervorgehoben. Vorerst dürften wir neben Richard Wagners hoher Schöpfung nicht die unserer anderen Klassiker vergessen, wie z. B. Mozarts Zauberflöte, Goethes Faust und viele andere. Dann vertrat und illustrierte er am Flügel den Standpunkt, daß in anderen Wagnerwerken ebensoviel Schönheit und Tiefgründigkeit des Problems zu erkennen sind und deshalb nicht aus Pietät vor der Schöpfung Parsival derselbe an Bayreuth gebunden zu sein brauche. Auch auf die Kultur der Gegenwart, die eine „Medizin der Seele“ nötig habe, würde dieses Werk von heilsamen Einfluß sein. Nicht hintanzusetzen ist, daß nach Ablauf der Schutzfrist im Ausland das Bühnenwerk aufgeführt wird, welches Glück wir Deutsche als des Meisters Landsleute eventl. nicht genießen dürften. Wollte man auch Stipendien für Bayreuth schaffen, so käme ja nur ein verschwindend kleiner Teil von Künstlern und Kunstfreunden in Betracht. Mit etwas Ironie wies Herr Weber-Robine sodann darauf hin, daß aus dem Parsivalstreite ersichtlich sei, mit welch' großer Andacht und Begeisterung gegenwärtig unsere Theater besucht würden. Alles in allem: Des Meisters größte Ehrung ist: Seine Kunst aller Welt! Wir Deutsche wollen uns, soviel in Kräften steht, für würdigste Aufführung seines Werkes einsetzen. Am ehesten geschehe dies, wenn die Eingabe der Theaterarchiv-Gesellschaft in Berlin an den Reichstag mit Erfolg gekrönt wäre. Wie der Vortragende mitteilte, wird in derselben um gesetzliche Bestimmungen über die Aufführung von klassischen Bühnenwerken mit Berücksichtigung von Zeit, Ort, Fähigkeit der Bühnen in pekuniärer sowie künstlerischer Beziehung ersucht. Damit wäre eine vorzügliche Garantie allen höheren Kunstschöpfungen gewährt und auch den Kämpfern für eine Verlängerung der Parsivalschutzfrist Genüge getan.

Rudolf Goldschmidt.

Wagner und die Schreier.

Ein kinotisches Satirlein.

(Der Filmschund ist das Herrlichste der kommenden Jahrtausende. Ehre, wem Ehre gebühret! Nur hereinspaziert, Herrschaften!

Es gibt nur eine göttlichhohe Dame,
Das Antlitz lacht im Staub —
Und Kino ist ihr Name!)

Der Geist des göttlichen Wagner ging einstmals mit einer Reihe moderner Künstler spazieren, deren körperlicher Geist in keinem Verhältnis zu dem des großen Geistes stand.

„Alles um Geld!“ schrieen sie, „alles um Geld! — Wir sind die wahren Künstler — wir, wir, wir, wir . . .“, und sie rissen die Mäuler auf, daß die sämtlichen Teufelchen Seiner Höllendurchlaucht des Satans davonliefen.

Nur ein eselsblumenholder blieb am Platze; dieser drehte auf einer verstimmten Orgel den Brautchor aus „Lohengrin“ ab, wozu ein widerlicher Kinofilmblödsinn vorbeitanzte, der die Gestalt der geldgierigen Künstler von Gottes Ungnaden annahm.

Wagner war verschwunden, nur ein fetter Aaskäfer saß an seiner Stelle und fraß den ganzen Kram, bis ihm der Bauch platzte.

Hermann Croissant, Pasing.

Krieg und Friede aus der Kanonen-Perspektive.*)

Kriegsgeist, ein Beitrag zur Geschichte der Menschheitsprüfungen von Ludwig Pfeiffer (Piersons Verlag).

Ein Buch, in dem der Verfasser für Weltfriedensgerichte plädiert und zu beweisen sucht, daß die Kriege der letzten Zeiten, wie auch die finanziellen Schwierigkeiten der Staaten auf Treibereien einer rücksichtslosen und dazu, bei ihren großen Geldmitteln, einflußreichen, sehr mächtigen internationalen Finanzgruppe zurückzuführen seien, für die Geschäftsreisen zu machen sich selbst Könige nicht gescheut hätten (wofür Beispiel: die Reise König Eduards VII. nach Reval). Diese Finanzgruppe habe große industrielle Werke aller Staaten, die Kriegsbedarfsartikel herstellen, von sich abhängig gemacht und benutze nun sie wie eine von ihr genährte Presse als gefällige Handlanger zur Ausbeutung der Völker. Die Arbeitsweise dieses Konsortiums wird folgendermaßen geschildert.

Nachdem die Stahlindustrie die Bronze diskreditiert und schließlich verdrängt hatte, war von ihr auch erreicht, daß der Staat selbst die Herstellung von Geschützmaterial aufgeben mußte, denn es fehlte ihm jede Erfahrung in der Stahlfabrikation; aber das Rivalisieren der Staaten in der Bewaffnung ihrer Heere ließ keine Zeit zu Experimenten. Man griff daher zu dem von Waffenfabriken Gebotenen, das gut und zweckentsprechend war.

Von jetzt ab war es dem Offizier versagt, sich praktisch mit der Herstellung der Waffen zu befassen, und der Mangel an großen technischen Aufgaben hielt nun auch technisch tüchtige Köpfe ab, dem Offizierkorps beizutreten. Seinem Mangel an Anlage und Erfahrung entsprach bald ein geringes Verständnis für das Wesentliche in der Herstellung der Waffen und damit auch für ihren tatsächlichen Gefechtswert. Dazu kam noch, daß sich die Arbeitsweisen bis zur Fertigstellung der Waffen verfeinerten und vervielfältigten, derart zuletzt, daß der tüchtige Spezialfachmann allein gründlich prüfen und urteilen kann. Schließlich habe es die Industrie bald sehr gut verstanden, den staatlichen Aufsichtsorganen, oft trotz scheinbarer größter Bereitwilligkeit, ihre Fabrikationsmethoden zu verschleiern, öfters ihnen auch den Einblick in sie zu verweigern unter Berufung auf ein Fabrikationsgeheimnis — oder einzelne dieser Herrn „á conto einer Buchung zu Lasten des Repräsentationsfonds des Werkes“ für ihre Zwecke und Absichten zu gewinnen. So seien die Heeresverwaltungen in die Abhängigkeit der großen Werke für Lieferung des Kriegsbedarfes geraten; jene müßten auf guten Glauben hin das Gebotene nehmen, und erst bei rücksichtslosester Massenausnützung der Waffen im Kriege werde ihr Wert oder Unwert an den Tag kommen.

*) Abdruck aus „Deutsches Literaturblatt“, Würzburg, Nr. 11, 1912.

In alledem dürfte tatsächlich sehr viel Wahres liegen.

Das einzig zuverlässige Kanonenmetall sei bis jetzt immer noch die Bronze; größere Stahlgußstücke seien schwer homogen herzustellen, in größerer Anzahl nie gleich homogen; für Herstellung von größeren Geschützen und von Panzerungen sei daher Stahl ein unzuverlässiges Material und Prüfung durch Probeentnahme einzelner Stücke erfülle nie ihren Zweck. Geschütze aus Nickelstahl aber gefährdeten die eigene Truppe, dies sei in seinen Eigenschaften begründet. Die Geschützhavarien der letzten Zeiten hätten die Unbrauchbarkeit dieser Stahlart für Geschütze erwiesen.

Die Truppen hätten schon im Frieden das Vertrauen auf ihre Waffen verloren; Havarien aber im Gefechte bedeuten Panik und Deroute unter den eigenen Truppen. Die Kulturstaaten vermieden darum Kriege unter sich, aber die Völker verzehrten sich dabei in einem „trockenen Kriege“ durch Ueberbietung der Rüstungen.

Konstruktiv seien jedoch die hauptsächlichsten Waffen aller Kulturstaaten auf gleichen Prinzipien aufgebaut und bei einem Höchstgrade der Entwicklung angelangt. Oft hochangepriesene konstruktive Neuerungen seien daher tatsächlich keine Verbesserungen, sondern nur Aenderungen, häufig mit überflüssigen, im Gefechte nicht zur Geltung kommenden einseitigen Leistungssteigerungen. Hierzu sei bemerkt: so lange es Erfinder gibt, sind auch im Bau der Waffen Fortschritte zu erwarten. Kleine Verbesserungen haben aber oft Schlachten entschieden: es sei nur an die Erfolge des alten Dessauer durch seine Einführung des eisernen Ladstocks erinnert.

In richtiger Erkenntnis der Unmöglichkeit, noch weitere Verbesserungen bieten zu können, hatten, um nicht doch überflüssig zu werden, die internationale Hochfinanz und ihre Helfershelfer eine „rage du nombre“ und eine „rage des colosses“ unter die Völker zu tragen gewußt. Die Kriegswaffenmonopole und die Herrschaft der Waffenwerke über die Heeresverwaltungen habe die internationale Hochfinanz durch Erzwingung von Weltmonopolpreisen gefestigt, um für sich selbst die Herrschaft über die Staaten zu erringen und zu erhalten. Die Preise würden 300prozentigen guten mittleren Gewinnen gleichkommen, wenn nicht diese enormen Einnahmen wieder fast ganz als Repräsentationskosten hinausgingen, um „Kriegsanhänger zu züchten und durch Wetteifer dieser zum Kriege zu hetzen“: Eine Werbearbeit für die Hochfinanz, die dann ihrerseits durch Gewährung von Staatsanleihen für Ankauf von Waffen der Industrie Arbeit schafft. Durch dieses abwechselnde Anreize- und Aussaugesystem seien alle Kulturstaaten in hohe Schulden geraten und dadurch in vollständige Abhängigkeit von dieser internationalen Geldmännergruppe.

Die an die Alimentierten der Finanz- und Waffenindustrie gehenden enormen Summen — an Börsianer, Pressemänner, Unterhändler — und Beschenkte, Beschenkte oft bis in die höchsten Kreise von Regierungen hinauf (sogar Krönchen mußten manchmal neu aufgegoldet werden), an Kriegshetzer von Beruf und Spione kämen bei Auslandslieferungen dem Inlande nicht einmal wieder zugute; dieses müsse für diese Verschleuderung von Geld für seine Waffen mit den höchsten Liebhaberpreisen aufkommen. Demgegenüber muß doch betont werden, daß die Waffenwerke einen nationalen Charakter tragen. Würde ihre Wirtschaft auch nur annähernd dem Bilde entsprechen, das der Verfasser von einem schlechtgeleiteten Werke entwirft — aber vielleicht ungewollt dadurch gegen alle mißtrauisch macht —, dann wären sie die gewissenlosesten Hoch- und Vaterlandsverräter, die gemeinste Verbrechergesellschaft. Sie sind heute integrierende Bestandteile der stehenden Heere und müssen wie diese erzbereit sein. Sie müssen für Bewältigung von exaktester Massenarbeit für Neubewaffnungen und Kriege reichlich angelegt mit bestbemannten Maschinen und Bureaus jederzeit zur Verfügung stehen. Bringen Auslandsbetellungen Verluste, so beschäftigen sie und bringen auch Erfahrungen. Wenn daher die Finanzleute Frankreichs einen Teil des von ihnen gepumpten Geldes, auf Geheiß der Regierung an Schacherjuden schlimmster Art, in Ware, in diesem Falle in Waffen zahlen, wird dies mindestens verständlich.

Aus Anleihen für Neubewaffnungen und Vermehrung der Heere, aus Anleihen und Spekulationen mit Wertpapieren bei Krieg und Kriegsgefahr, erbeute die internationale Finanz Riesengewinne, aus sicherem Versteck in sicherem Geschäft — denn durch Gewähren und Versagen von Geld bestimme sie im vorhinein über Krieg, Friede —

und Friedensbedingungen, durch die sie meist dem Sieger die Früchte seines Sieges aus seiner Faust in ihre Tasche zu eskamotieren wisse. (Russisch-japanischer Krieg.)

Eine Abkehr der Völker vom Kriegsgeist werde erreicht:

1. Durch Desinteressierung und Unschädlichmachung der Volkserreger: der Hochfinanz und ihrer Helfer.
2. durch Erziehung sozialer Völkergewissen und damit zu einem Abscheu vor Krieg und seinen Greueln, wie auch zur Wirtschaftsstatt zur Kriegsorganisation, also zum friedlichen Wettbewerb der Völker unter sich.

Als Schlußstein ergäbe sich dann von selbst:

3. Eine wirksame Weltfriedensgerichtsbarkeit.

Nach unseren heutigen Erfahrungen über Erziehung, Vererbung und innerstaatliche Rechtssicherheit müßte dieser Weltjustitia zur Durchführung ihrer Urteile selbst in sehr fernen Zeiten wohl noch ein sehr kräftiger Arm verliehen werden. Diese unheimliche Machtfrage, auf die man schließlich doch immer wieder stößt, führt wahrscheinlicher auf blutigem Wege zum Imperialismus als friedlich in die Utopie der Völkerverbrüderung.

Die Desinteressierung der Hochfinanz soll auf folgende Weise erreicht werden: Zurück zur Bronze, die sehr verbesserungsfähig; Herstellung der Bronzerohre und Konstruktion der Waffen, wie früher, durch den Staat selbst. Verteilung alles dessen, das er nicht herstellt, an die Industrie des Landes und schließlich Verbot der Waffenausfuhr. Da allenthalben höchste konstruktive Durchbildung der Waffen erreicht sei, bringe Verrat, besonders mit Eintritt in die Massenfabrikation, dem Auslande keinen Nutzen mehr. (Auch hier gilt der bereits früher gemachte Gegenhalt.) Das Spitzel- und Agentprovokateur-Wesen, das der Spionage anhänge, reize aber beständig auf und die Prozesse und Urteile schüfen Haß zwischen den Völkern.

Oesterreich habe nach obigem Rezepte bei seinen neuen Bronzegeschützen zirka 66 Prozent der üblichen Herstellungskosten eingespart. Auf Bewaffnung und Ausrüstung entfalle aber die Hälfte der Militärforderungen, also könnten die Völker so jährlich ein Drittel, d. h. viele hunderte von Millionen ersparen, für soziale und Kulturwerke aufwenden. Der Hochfinanz aber sei durch das Ausschalten der Monopole der großen Waffenwerke und besonders durch das Verkaufsverbot von Waffen an das Ausland der Boden für ihr Treiben entzogen; sie werde nun ihr Geld von selbst wirklicher Kulturarbeit zuwenden.

Dies seien die Vorschläge zu einer opportunen Abrüstung. Diese Festlegung eines konstruktiven und materialen status quo der Waffen — und das bedeuten diese Vorschläge, wenn die großen Ersparnisse auf die Dauer erzielt werden sollen — ist ein cachierter Abrüstungsvorschlag, den Frankreich für sein Landheer genau so zurückweisen würde, wie Deutschland dies für seine Flotte tut, so lange Trieb über Vernunft steht. Das goldene Zeitalter des Anarcho-Sozialismus, der gleichbedeutend mit der Abrüstung nationaler, politischer und wirtschaftlicher Organisation im heutigen Sinne wäre, und der kurz umschrieben ist mit dem Goetheschen Wunsche und Willen: „Die Gleichheit will ich in der Gesellschaft finden, die Freiheit, nämlich die sittliche, daß ich mich subordinieren mag, bringe ich mit.“

Oesterreich aber wird das einmal gemachte Experiment kaum wiederholen; Deutschland könnte es nie machen. Behauptet wird, daß die Ueberlegenheit des serbischen Geschützes über das österreichische die Annexionskrise verlängert, die Kriegsgefahr erhöht und Oesterreich sehr viele Millionen gekostet habe.

Hätte ferner jene, die Weltbühne auf- und abbauende Hochfinanz wirklich ein so großes Interesse an der Erhaltung von guten Regisseuren für ihre Welttheater-Coups, so wäre es ihr ein Leichtes, sie sich zu erhalten: durch Vertrustung und Beherrschung der gesamten Industrien der einzelnen Länder.

Die Deutung unserer gesamten heutigen Weltpolitik und Weltherrschaft vom Gesichtspunkte eines zusammengeschlossenen Weltfinanzkapitales aus ist interessant, aber auch einseitig. Gewachsen war der Verfasser der Aufgabe nicht. Die Sprache des Buches ist vielfach aufreizend und schwülstig, ausgenommen dort, wo eigene Erfahrung und eigenes Erleben spricht, d. i. in Dingen der Technik, der Organisation des Waffenverkaufs und des Spionageunwesens. Dem Buche ist ein reiches Zahlenmaterial beigegeben. Wenn weniger mehr gewesen wäre und bei der Abwandlung des Staats-Wirtschafts-Gesellschaftslebens fast aller Kulturstaaten aus ungenügender Kenntnis übler

Verhältnisse viel Unrichtiges und Schiefes mit unterlief, das sogar gegen das Gute in dem Buche mißtrauisch machen könnte, so bringt es doch sehr viel Beherzigenswertes für die, die es besonders angeht.

Rudolf Möller.

Motiv.

Die Sonne versinkt — versinkt —
Mit ihr meine Lust, ihr entgegenzugehen,
Entgegenzustürmen wie die Winde in ehernem Lauf.
Ja, als sie noch lachte des Morgens,
Schien ewiger Jubel in mir.
Weit wollte ich wandern — immerzu, immerzu,
Mit goldnem Sonnenschein im Sonnenlande.
Dort — dort bei ihnen — Himmel über mir —
Unter mir — dort wäre mein Glück! [Himmel
Die Sonne versinkt — versinkt —
Meine Sehnsucht erbebt und tritt aus mir;
Meine Sehnsucht, die ich voller Schmerz in tiefste Seele schloß,
Meine Sehnsucht nach dem Unfaßbaren, Unermeß-
Meine Sehnsucht nach dem weiten Meer! [lichen,
Nach Macht und Größe, Schönheit und Höhe!
Im brünstigen Strudel des Elements möchte ich vergehen!
Oder nein — ich möchte dieses Meer umfangen
Und möchte von seiner Wellen Gold trinken;
Vom Gold des Unfaßbaren, Unermeßlichen,
Vom Gold der Größe und Höhe! —
Die Sonne versinkt — versinkt —
Die Nacht bricht aus der Erde Brüsten,
Die Nacht, der alle meine Sehnsucht gilt.
Nacht, Nacht, in dir ruht alles, was ich suche,
Alles, was ich nimmer finden kann!
Gib mir nur einen Trost,
Ein Grüßen aus deinem sonnetrunkenen Traum,
Mit deinem Wonneneigen empfang ich, hohe Nacht,
Ja — das All! [alles,

Die Anregung zu diesem Gedicht hat der Verfasser durch das Erlösungsmotiv aus Wagners „Der fliegende Holländer" erhalten.

Lola Frenklin.

An Richard Wagner.

Laut knarrt ein schwarzer Wagen durch die Gassen,
Die Zügel führt ein sehnsuchtsmüdes Weib:
Tiefdunkle Haare wallen über ihren Nacken,
Ein Sternenkleid bedeckt den schönen Leib.
Die Welt wird still — und alle Lust versinkt in Schweigen —
Wie wenn der Tod die Sense hebt,
Wird alles stumm vor dieser Frau gewalt'ger Stimme,
Die durch die Stille schmettert und erbebt.
Ich steh' am Fenster und im Nebenzimmer
Führt am Klavier die Hände eine junge Frau;
— — — — — — — — — — — — —
Du großer Mann! — stumm steh ich wie vor einem großen Rätsel —
Vor diesem mächtigen Gigantenbau!
Bei deinen Tönen dringt die Seele in die höchsten Höhen
Und nach der Freiheit schlägt das kranke Herz —
Es schweigt die schwarze Frau vor deiner Stimme —
Und durch die Weiten zittert stumm . . . . . der letzte Schmerz.

Wilhelm Bolze.

Tristan und Isolde.

Das Segel schläft. Der Himmel leuchtend blaut,
Durch Mittagswolken flimmt das Sonnengold,
Smaragden gleich die Woge glitzernd rollt. — —
Nach Kornwall trägt das Schiff die Königsbraut.

„Gib mir zu trinken!" Tristan scheu begehrt.
Unwissend reicht sie ihm den Liebestrank.
„O, welche Labe! Holde Maid, hab Dank!
Nun trink auch du!" Und schnell das Horn sie leert.

Ihr Auge voll Verlangen auf ihm ruht,
Den künft'gen Gatten sie vergessen muß,
Ihr wird auf einmal wundersam zu Mut.
Sie fliegt ihm zu in seligem Genuß.
Vom Gift des Zaubertrankes glüht ihr Blut,
Und heiß' auf seinen Lippen flammt ein Kuß.

Entnommen des Verfassers Gedichtband „Idunische Sonette", Sphinx-Verlag Leipzig-Connewitz.

Franz Karl Matura.

Dem großen Meister.

(Zur Hundertjahrfeier Richard Wagners).

Noch steht und lauscht die Welt in seinem Zeichen,
Der aus dem Urschacht deutscher Sage
Mit seinen Schöpferhänden ohnegleichen
Köstlichste Güter förderte zutage.
Er, der aus einer Gralburg Höhe niederstieg
Und der dem deutschen Ideal verhalf zum Sieg.

Wie immer auch das Schicksal an ihm zehrte,
Den Genius zu Fall zu bringen,
Wie immer es auch seinen Flug verwehrte,
Um ihn in düstre Not und Nacht zu zwingen,
Er hat sich wie ein Ase glorreich aufgerafft
Und die Muspillis siegreich aus dem Weg geschafft.

So seh'n wir ihn! Hat ihn auch längst die Norne
Mit bleicher Hand zu sich gewunken,
Ihn, der mit glüh'ndem Mund am Lebensborne
Sich nimmer satt zu trinken, hingesunken,
Er hat kein Denkmal sich gesetzt allein, er lebt
So lang in deutscher Brust ein Herzschlag bebt.

Fritz Strauß.

Mein letzter Wille.

Die Zeit ist um und ich muß schlafen gehn,
Den letzten Schlaf, den heißersehnten, langen —
Ihr aber sollt nicht gaffend Halbkreis stehn
Um meine Bahre, Trauerflor verhangen.
Bleibt mir vom Leib mit all dem eitlen Kram
Mit Weh und Ach und schwarzbemalten Rändern.
Ich hab' gelebt! Daß ich zum sterben kam,
Was kümmerts Euch? Ihr könnts ja doch nicht ändern.

Und wie ich war, ob gut, ob schlecht, wie alt,
Ersparts der Menschheit, all dies Zeugs zu lesen!
Es läßt mich gänzlich, wirklich gänzlich kalt!
Wie ich auch war: Mir bin ich recht gewesen!
Ich weiß es wohl, Ihr habt mich stolz genannt —
Ich bin gewandelt unter eignem Sterne.
Ich liebt Euch nicht! — Ihr war't mir ‚zu' bekannt;
Ich haßt Euch nicht! Ihr war't mir viel zu ferne.
Es stände schlecht Euch heute zu Gesicht
Machtet im Tod Ihr plötzlich mir Beschwerden,
Laßt mich in Frieden drum — ich rief Euch nicht,
Ich will kein Schaustück Eurer Neugier werden.

Euch aber, Treuste, aller Treu'n der Welt
Bitt ich um Eins als letztes Liebeszeichen:
Daß Ihr Euch aufmacht und mein Grab bestellt,
Eh' Lenz und Sommer sich die Hände reichen.
Ihr kennt es ja, mein allvergessnes Reich
Mit dunklen Tannen dicht am steilen Rande,
Versonnen, einsam, meinem Leben gleich,
Noch an der Grenze der Tiroler Lande.
Dahin soll stillen Zuges Eure Fahrt
Im Glanz des Tags, des maiensonnenhellen,
Durch meine Heimat, frühlingsfrisch und zart,
Innabwärts gehen mit den grünen Wellen.

Seid Ihr am Ziel, dann legt das Holz bereit
Aus alter Tannen starkem Stamm geschlagen,
Knickt dürres Reisig, schichtet Scheit auf Scheit,
Bis aufgetürmt sie hoch zum Himmel ragen.
Dann sollt Ihr warten, bis der Tag versiegt,
Bis seine weichen, seidigweichen Schwingen
Der milde Abend an die Hügel schmiegt
Und fremde Stimmen heimlich raunend klingen.
Ein Murmeln, Wispern, Weben seltsam sacht
Von Moos- und Farrenkraut bedeckten Quellen,
Die aus der Erde tiefverborgnem Schacht
Einmal im Jahre nur noch aufwärts schwellen.
Bis auf den Wiesen leicht vom Wind gewiegt
Der Margeriten blasse Sterne schwanken,
Bis blaues Irrlicht durch die Büsche fliegt
Und blaues Irrlicht fliegt durch die Gedanken.

In dieser Stunde wird voll schwerer Pracht,
Umweht vom Atem grauer Götterzeiten,
Das wilde Wunder hehrer Sonnwendnacht
Rings von den Gipfeln leuchtend niederschreiten.
Dann sei's vollbracht! Dann schürt den Scheiterstoß!
Doch nehmt den Ast dazu — so ist's mein Wille —
Von jener Föhre dunkelschattig, groß,
Die fern am Ostmeer steht, weitschauend, stille —

Und dann, wenn knisternd hoch die Lohe stiebt,
Rückwärts gestrahlt von glutgetauchten Wänden,
Weil ich im Leben sie so tief geliebt,
Gebt mir Musik von unsichtbaren Händen!
Gebt mir noch einmal, sonnenwenderblüht,
Purpurn umschwelt von rotem Flammengolde,
Von aller Sehnsucht dieser Nacht durchglüht;
Den Liebestod aus Tristan und Isolde! —

Dann, meine Freunde, laßt mich ganz allein,
Und grüßt mein Lieb an kalter Nordlandsküste;
Es darf kein Sterblicher mehr um mich sein,
Wenn ich zum Weltenflug die Seele rüste.

Will allvergessend, allversöhnt, befreit,
Und menschenfern aus ewigen Quellen trinken,
Allein nur sein mit der Unendlichkeit,
Wenn mir die letzten aller Schatten sinken.

Entnommen des Verfassers Gedichtband „Tief in die Nacht hinein", Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Wer siegt?

Novelle von Minnie Orth.

1. Fortsetzung.

Nach dem frühen Tode ihrer Eltern war Ingeborg von Walden als dreijähriges Kind in die Obhut ihres Vormundes, des zweiten Bruders ihres Vaters gekommen, der als Junggeselle, mit seiner ebenfalls unverheirateten Schwester Antonie auf seinem Gute „Buchensee" in Pommern lebte.

Das Geschwisterpaar hatte zuerst dem Zuwachs ihrer ruhigen Hänslichkeit mit einigem Bangen entgegen gesehen. Die Pflege, und die Verantwortlichkeit für ein so junges Wesen zu übernehmen, schien ihnen mit Schwierigkeiten und mit persönlichen Opfern an Ruhe und Bequemlichkeit verknüpft. Alle ihre Bedenken schwanden jedoch, sobald das Kind unter ihrem Dache war. Klein-Inge kam wie ein heller, wärmender Sonnenstrahl in das stille, altersgraue Herrenhaus, das seit Jahrzehnten kein fröhliches Kinderlachen mehr vernommen, in dem die Geschwister als Letzte ihrer Familie ein stilles, weltfernes Leben führten. Das kleine Mädchen stahl sich mit seiner Holdseligkeit in ihre Herzen, daß es ihnen bald war, als sei es immer so gewesen, und könnte nie mehr anders werden. Ingeborg war die Herzensfreude und der Augentrost der beiden Geschwister. Als sie der Pflege der Kinderfrau entwachsen war und sie auf ihren strammen Beinchen selbstständig mit fliegenden Locken und strahlenden Blauaugen durch ihr Kindheitsparadies flog, da war Onkel Bernhard ihr einziger und bester Spielkamerad.

Keiner wußte so hübsche und lustige Spiele zu ersinnen und so spannende Märchen zu erzählen. Und wenn Klein-Inge Lust zum springen und tollen hatte, dann hielt es der Standesherr nicht unter seiner Würde, mit ihr durch die weiten, hallenden Gänge des Hauses oder des Gartens zu jagen und sich von ihr mit Hussa! und Heissa! haschen zu lassen. Onkel Bernhard war der leuchtende Stern an dem Kindeshimmel der kleinen Waise.

Am schönsten war es aber, wenn sie an seiner Hand durch die Wälder wanderte, durch deren dichtes Grün man die blaue Ostsee schimmern sah. Onkel Bernhard erzählte ihr dann aus grauer Vorzeit, und belebte die hohen, grünen Waldeshallen mit sagenhaften Gestalten von Göttern und Helden. Und wenn die Abendsonne ihre goldenen Strahlen in den Zweigen der uralten Buchen und Eichen spielen ließ, und der weiche Seewind in ihren Kronen rauschte, dann schien es dem Kinde, als wandelten sie in einem heiligen Haine, durch den der feierliche Zug der weißgekleideten, mit Eichenlaub bekränzten Priester schritt, um ihren Göttern zu opfern.

Inges kleine Hand schmiegte sich dann fester in die des Onkels, ihr Plaudermäulchen verstummte, und ihre großen Blauaugen blickten voll scheuer Andacht um sich.

Und noch etwas gab es in ihrem jungen Leben, dem sie alljährlich mit freudiger Erwartung entgegensah. Das war der Besuch von Tante Luise. Mit ihr kam ein Hauch aus der unbekannten, großen Welt in das stille alte Herrenhaus, der Inge berauschte, und ein unnennbares Sehnen in ihr weckte. Onkel Bernhard und Tante Antonie teilten die Erwartungsfreude nicht im gleichen Maße. Der Besuch der Schwägerin brachte stets Unruhe mit sich. Die elegante Weltdame paßte nicht zu ihrer schlichten Art, die mit unwandelbarer Treue an dem Althergebrachten hing. Auch fürchteten sie den wachsenden Einfluß der Baronin, der wohl imstande war, ihnen Inge zu entfremden. Sie ahnten nicht, daß die elegante, immer heitere Tante Luise schon längst das angeschwärmte Idol des jungen Mädchens war.

Wie alljährlich, so kam Frau von Walden auch zum siebzehnten Geburtstag Inges, und hatte keinen geringeren Wunsch, als sie, die sie zu ihrer Freude lieblich herangewachsen fand, der ländlichen Einsamkeit zu entführen, um sie die Winterfreuden der Großstadt genießen zu lassen. Es lag kein Grund vor, diesen natürlichen Wunsch der Schwägerin zu verweigern; so willigte Onkel Bernhard, wenn auch schweren Herzens, in die zeitweilige Trennung von seinem Liebling. Schon seit langem hegte Frau von Walden den Wunsch,

ihren Neffen Horst von Bergheim mit Inge von Walden zu verheiraten. Nichts schien ihr leichter als das. An ein Mißlingen ihres Planes dachte sie nicht. So begann sie wohlgemut ihre Taktik bei ihrer Nichte zu üben. Sie verstand es vortrefflich, den Namen „Horst“ in ihre Schilderung der großen glänzenden Welt zu flechten. Sie wußte seine innern und äußern Vorzüge so leuchtend hervorzuheben, daß seine Gestalt bald Inges kindliche Träume beherrschte. Mit leidenschaftlicher Spannung lauschte sie den Worten der beredten Tante. Sie errichtete ein verstohlenes Altärchen mit Opferdienst und Weihrauch in ihrem stillen Herzenskämmerlein, und schmückte das Bild des „Herrlichsten von Allen“ mit den ersten keuschen Blüten ihrer erwachenden Empfindungen.

Der lebenserfahrenen Frau Luise blieben diese zarten Regungen nicht verborgen. Sie hatte das Samenkorn in gedeihlichen Boden gesenkt. Sie hoffte zuversichtlich ein holdes Glück daraus erblühen zu sehen.

Am Vorabend ihrer Abreise kam Inge spät noch in Tante Luisens Zimmer gehuscht. Sie fragte, als zweifle sie noch an der Wahrheit: „Nimmst du mich auch ganz gewiß morgen mit, Tantchen?“

„Ganz gewiß, kleines Närrchen! Verschlafe nur nicht die Zeit! Morgen früh um acht Uhr geht der Zug!“

Die Kleine blieb noch unschlüssig stehen, dann fragte sie errötend: „Und Vetter Horst? — — Werden wir ihn bei der Ankunft sehen?“ „Wohl möglich!“ antwortete lächelnd die Gefragte. „Warum willst du das wissen?“

„— Ach, ich meinte nur . . . . Ich wollte nur wissen . . . .“ „So? Du wolltest nur wissen! Vetter Horst scheint dich ja sehr zu interessieren, Kleine!“

„Nur weil du ihn so lieb hast, Tantchen!“

„Und du könntest ihm wohl auch gut sein, wie?“

„Ach ich . . . . ich kenne ihn ja noch gar nicht! —“

„Man kann jemanden gut sein, den man nie gesehen hat.“

„Ist das möglich?“ lautete die erstaunte Frage. „Dann . . . . ja, dann glaube ich, ich könnte Vetter Horst auch lieb haben . . . .“ kam es leise von den rosigen Lippen der kleinen Unschuld.

* * *

Um dem gesellschaftlichen Debüt ihrer Nichte ein festliches Gepräge zu geben, hatte die Baronin Einladungen zum Souper und nachfolgenden Ball ergehen lassen, und die Festlichkeit statt in ihrem Hause, in die prächtigen Räume eines der Lindenhotels verlegt.

An diesem Abend sollten sich Ingeborg von Walden, und Horst von Bergheim zum erstenmal sehen.

Tante Luise fieberte vor Spannung, welchen Eindruck diese erste Begegnung zwischen den beiden jungen Leuten hervorrufen würde. Mit scharfen Augen beobachtete sie aus einiger Entfernung, konnte aber zu ihrem Leidwesen nichts besonderes wahrnehmen.

Horst verbeugte sich vor dem jungen Mädchen und schrieb sich in ihr Tanzbüchelchen ein. Er sprach mit ihr in seiner gewinnenden Weise und sah ihr dabei freundlich in die Augen. Nicht mehr und nicht weniger als wie jeder junge Mann gesagt oder getan haben würde.

Inge hob nur scheu den Blick zu dem hübschen Herrn, der vor ihr stand. Sie wußte nichts zu sagen. Auf seine Fragen, die er aus Höflichkeit an sie richtete, um die Unterhaltuüg nicht ganz stocken zu lassen, antwortete sie ihm ein kaum hörbares „Ja“ oder „Nein“.

Horst lächelte nachsichtig auf das vor ihm geneigte, rosengeschmückte Blondköpfchen herab und wünschte sich dabei weit fort von ihr. Die Kleine langweilte ihn.

Erlöst atmete er auf, als ein flotter Tänzer kam und sie ihm entführte.

Als Tante Luise später mit Inge nach Hause fuhr, waren sie beide schweigsam. Die alte Dame war unzufrieden. Sie hatte sich mehr von dieser ersten Begegnung versprochen.

Auch war sie müde und sehnte sich nach Ruhe.

Inges Augen waren weit und glänzend offen. Sie konnte kaum erwarten in ihrem traulichen Mädchenstübchen allein zu sein, um sich ungestört ihrem süßen Zukunftstraum hinzugeben.

Am andern Morgen fragte sie Tante Luise: Nun erzähle, Kindchen! Wie hast du dich gestern abend amüsiert?“

„Ach, es war himmlisch, Tanti!“ lautete die frohe Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Heimweh!

Skizze von Henriette Stoll-Lohr.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Lärm der Fuhrwerke, der Elektrischen und gar der Autos, das Hasten und Treiben der vielen Menschen betäubte sie, ihre Augen taten ihr weh von all dem vielen sehen und die ständige Angst vor dem überfahren und gestoßen werden verwirrte sie gänzlich, sodaß sie jedesmal erleichtert aufatmete, wenn sie wieder glücklich in dem kleinen muffigen Laden der Karlstraße anlangte. Gerne machte sie sich in den Abendstunden beim Bedienen der Kundschaft nützlich, doch sie war dem Schwiegersohn zu langsam und umständlich in ihren Handreichungen, das merkte sie bald, auch war der Raum hinter dem Besen zu eng, daß sich einer an dem andern vorbei drängeln mußte, wenn es eilig zu tun gab. Alles ging hier auf die Minute und in Eile, selten zeigte eine Frau Lust sich die Ansprache halten zu lassen, zu Hause warteten die unbeaufsichtigten Kinder, sie gingen ebenso hastig, wie sie gekommen waren, einer machte dem andern Platz.

Da war es wohl für sie das Beste, sie blieb in der Hinterstube und beschäftigte sich mit Wäsche ausflicken, wenn sie das Sitzen nur mehr gewöhnt gewesen wäre, sie war von jeher eine rege, tätige Frau und fühlte sich am wohlsten, wenn sie sich recht von Herzen ausschaffen konnte. Hier saß sie nun Tag für Tag stundenlang beim Wäschekorb, dabei lärmten und tollten drei unerwachsene Enkelchen um sie her, — — denen ebenfalls die Zimmerluft nicht behagte und die demgemäß — ihrer Unlust durch gegenseitiges Zedern Luft machten, sodaß der Großmutter mitunter trotz aller Liebe zu den Kindern der Lärm zu bunt wurde.

Kam dann ihr Mann nach Hause und sah seine Frau so vergrämt und traumverloren am Fenster sitzen und auf den düsteren Hof blicken, dann packte auch ihn die Sehnsucht nach dem früheren Heim, und er wischte sich heimlich eine Träne aus dem Auge. Josephine durfte es beileibe nicht sehen, das würde sie ganz und gar aus der Fassung bringen. Dann erzählte er ihr wohl von den Leuten aus der Nachbarschaft, die ihn auf der Straße angesprochen hätten, und wie dieselben alle den Schwiegersohn lobten und sie ihr Geld gut angelegt hätten, denn das Geschäft ging jetzt mit jedem Tag besser, Adolf und Luise seien tüchtig und brächten es noch vorwärts.

In Wahrheit hatte Brandenfels bis auf den Tag noch keinen Menschen näher kennen gelernt. Tagsüber, wenn er seinen gewohnten Spaziergang machte und seinen Schoppen trank, waren die Wirtschaften leer, wer hatte in dem Stadtteil, in dem sie wohnten, Zeit sich nachmittags in die Kneipe zu setzen, das waren höchstens Faulenzer und wüste Gesellen, mit denen er sich nicht in ein Gespräch einlassen wollte. Da kam es wohl vor, daß er in der Innenstadt von einer besseren Wirtschaft zur andern ging, denn er hatte mitunter einen Heißhunger danach, sich mit Männern auszusprechen. Aber hier in den feinen Restaurants wurde es ihm erst recht nicht möglich, die Leute waren ihm alle zu zugeknöpft, selbst den Wirt bekam man höchst selten zu sehen, statt dessen lief ein befrackter Jüngling im Lokal umher, den man es schon auf zehn Schritte ansah, daß er nicht gefragt sein wollte.

Wie war das doch so gemütlich beim Dämmerschoppen in K... gewesen, und wenn er über die Straße ging, hatte ihn ein jeder gekannt und gegrüßt, hier liefen die Menschen fremd an ihm vorbei, keiner kümmerte sich um ihn und schien sich für den alten Mann zu interessieren. Von Zeit zu Zeit stiegen ihm Bedenken auf, ob sich das Geschäft des Schwiegersohns auch rentierte und er sein Kapital gut angelegt hätte, wie, wenn derselbe eines Tages fallierte und er sein ganzes Geld verlor, dann saßen er und seine Frau auf ihre alten Tage im Elend und konnten betteln gehen. Er machte sich heimlich die bittersten Vorwürfe, daß er dies alles nicht früher erwogen und ohne jede Sicherheit sein Geld hergegeben hatte. Aengstlich überwachte er an solchen Tagen den Besuch des Ladens, und kam es vor, daß derselbe schlecht besucht war, dann hatten alle in der Familie unter seinem heimlichen Groll zu leiden, der sonst stets nüchterne Mann trank aus Aerger eins über den Durst. So verging den beiden Alten die Zeit bis zum Winter doppelt langsam. Es kam diesesmal ein harter, strenger Winter, und es gab Stunden, in denen Mutter Brandenfels sich ganz wohl und heimisch in der dunklen Hinterstube bei dem warmen Ofen fühlte. An Wärme fehlte es nicht, auch hörte man hier nicht den Wind so stark um das Dach pfeifen und an den

Fenstern rütteln wie in K... Da, als man schon glaubte den Winter bald überstanden zu haben, holte sich die Mutter in der zugigen Küche eine böse Erkältung und mußte wochenlang das Bett hüten.

Anfangs fürchtete der Arzt eine Lungenentzündung, doch die Krankheit beschränkte sich auf einen schlimmen Katarrh und Husten.

Noch war der Schnee nicht ganz geschmolzen, indeß die Frühlingssonne schon die erwachende Erde küßte, da begann sich auch bei Vater und Mutter Brandenfels mit der langsamen Genesung der Kranken, die Sehnsucht nach der früheren Heimat aufs neue zu regen. Mit jedem schönen Tage, den der liebe Gott schickte, flossen Josephinens Tränen reichlicher.

Jetzt begannen die Leute in K... die Erde umzugraben, die Spaten und Rechen wurden hervorgeholt, die Samensäckchen wurden einer genauen Revision unterworfen, und einige Voreilige setzten schon die ersten Salatpflänzchen ein.

Ach, wer da mittun konnte, könnte sie nur noch einmal die zarten Körner in den frischen Erdboden legen und sich über deren Gedeihen und Wachsen freuen. Sie sah wie ihr Mann unter diesem Herrnleben litt, wie er oftmals seine Arme reckte und dehnte, als wolle er nach dem Spaten greifen und seine Kraft messen. Nein, das Ausruhen bekam ihnen beiden nicht, sie waren zu sehr von Kind auf an die Arbeit gewöhnt und hatten sich dabei glücklich und wohl gefühlt.

Vater Brandenfels plante für den Sommer eine Reise nach K... zur Feier der Denkmalsenthüllung, der Bürgermeister würde ihnen eine Einladung schicken, das hatte er ihnen beim Abschied versprochen. Jedoch seine Frau war nicht dafür, sie wollte nicht an einem Tag der Feier und des Trubels ihre Heimat wiedersehen, sie wollte jenen Tag für sich allein haben, er sollte eine Weihe für sie sein und ihr die Ruhe und ihr Gleichgewicht wiedergeben.

„Ich glaube, Vater, es bricht mir das Herz, wenn ich das Haus und den Garten nicht mehr dort sehe, ich überleb's nicht", und doch zog es sie mit Macht hin nach der Stätte, die Sehnsucht zehrte an ihrer Genesung und machte die ehemals so rüstige Frau alt und schwach.

So kam der Sommer ins Land, Brandenfels waren nicht nach K... zur Denkmalseinweihung gefahren, sie würden nun die nächste Woche fahren, seiner Frau zu Gefallen hatte der Mann gewartet. Nun sprach er von nichts anderm, denn von der Reise, er hatte den fahrplanmäßigen Zug schon lange ausgesucht und alle Vorbereitungen bis in das Kleinste getroffen.

Die Mutter saß währenddem mit einem gütigen Lächeln auf den Lippen im Lehnstuhl, sie würde die Heimat nicht wiedersehen, sagte sich die alte Frau, sie war kränker als alle glaubten, das Heimweh zehrte an ihrem Lebensmark, es lag ihr wie ein Alp auf der Brust.

Seit es sich draußen an allen Ecken und Enden zu regen begann und die Natur nun in voller Blüte stand, hatte sie kein Auge mehr zugetan, die Reue und der Gram um das verlorene Heim ließen sie nicht schlafen.

Durch das schmale Fenster sah man von ihrem Platz aus einen schmalen Streifen Himmel, der spannte sich über den engen Hof, gleich einer weißen Decke.

Heute glühte und lohte der Himmel in wunderbarer Pracht, der Tag ging zur Neige, der rote Sonnenball sank tiefer und tiefer, ein schmaler Streifen roten Lichtes, ein Abglanz all' der Pracht huscht über den düsteren Hof und spiegelt sich in den trüben Scheiben des Hinterhauses. Sehnsüchtig suchen die Augen der Frau einen letzten Schimmer davon zu erhaschen, ach könnte sie jetzt in ihrem Garten unter dem Nußbaum sitzen und die glühende Sonne noch einmal sinken sehen,

Am Gartenzaun stand jetzt die Nachbarin und sie schnakten ein wenig, alles ruhte nach dem heißen, schaffensreichen Tage, auf dem weißen Kiesweg trippelte Nachbars Lieschen auf und ab, während der Vater rauchend und schmunzelnd zwischen den Beeten einhergeht und der Kleinen einen Strauß bindet. Ja, es war noch alles wie früher in ihrer Heimat. Die fremde große Stadt mit ihrem Lärm und Treiben, ihrem Hasten und Ringen hatte sie nie gesehen, war nur ein Traum.

Gierig greifen die bleichen Hände in die Luft, als wollten sie nach dem Stückchen Himmel greifen, um es für immer festzuhalten, indeß die Lippen leise Worte sprechen.

Niemand achtete auf die Großmutter am Fenster, sie war in der letzten Zeit seit der Krankheit oft so wunderlich. Sie saß noch immer still zusammen gesunken in ihrem Lehnstuhl, sie war wohl eingeschlafen — eingeschlafen für immer.

Draußen lärmten und lachten die Kinder bis die Dämmerung sie in das Haus trieb.

Als die Tochter in das Zimmer trat und sich über die ruhende Mutter beugte, lag die Frau schon steif und kalt da, den Kopf ein wenig zurückgeneigt, den Blick der brechenden Augen himmelan gewendet. Das Antlitz mit seinen vielen Furchen und Fältchen verklärte ein tiefer Friede und aus den milden Zügen sprach den Zurückgebliebenen tröstend und versöhnend die Gewißheit, daß die Mutter die Heimat, nach der sie sich so lange vergeblich gesehnt, noch in der letzten Stunde gefunden.

Der Arzt konnte als Todesursache keine besonderen Krankheitssympthome feststellen. Die Frau war mehr seelisch denn körperlich zu Grunde gegangen, an Heimweh gestorben.

Zwei Tage danach, an ihrem Begräbnistage, fand man früh morgens Vater Brandenfels tot im Bett liegend, ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gesetzt.

Ende.

Zeitgenössische Dichter in Wort und Bild.

A. Harry Hahlbohm.

Meinem lieben Wendenvolk sagt man Verschlossenheit und teilweise auch schlecht verdeckte, stille Melancholie nach. Diese Züge darf auch ich mir nicht absprechen. Verdiente ich sonst meinen alten Wendennamen und meinen durch Jahrhunderte gehenden fast rein wendischen Stammbaum? Doch das Leben hat mich auch entsprechend erzogen. — 1890, am 19. April, als viertes und jüngstes Kind meiner Eltern geboren, verlebte ich als Nesthäkchen eine schöne, sorglose Jugendzeit. Mein Vater war Postbeamter, trat später aber in den Telegraphendienst über und hatte es, nur durch die Dorfschule vorgebildet, zum Oberleitungsaufseher gebracht, als er, 43 Jahre alt, 1903 starb. Ich sollte nach der Eltern Wunsch Rechtsgelehrter oder Geistlicher werden. Darum kam ich 1903 auf das Gymnasium zu Salzwedel, wo ich in der Quarta aufgenommen wurde. Das Lernen wurde mir leicht, und ich behauptete in meiner ganzen Lehrzeit einen der ersten Plätze. Doch fehlte mir die Ausdauer. Auch war mein Freiheitsdrang zu stark, als daß ich mich unter den mehr oder minder strengen Schulgesetzen hätte glücklich fühlen können. Wenige Wochen nach meinem Uebersiedeln nach Salzwedel starb mein liebes Mütterlein und einviertel Jahr später auch der Vater. Nun stand ich mit meiner 3 Jahre älteren Schwester allein auf der Welt. Gute Pflegeeltern haben wir jedoch in Mutters Schwester, die kinderlos war, und dem lieben Onkel in Dolgow gefunden. Ich mußte 1904 meine Karriere aufgeben. Nun wurde ich Lehrer. 3 Jahre besuchte ich in Gifhorn die Präparandenanstalt und $2^1/_2$ Jahre das Lüneburger Seminar. Ich lernte viel und war erstaunt, als ich nach Gifhorn kam, wieviel doch so ein Präparand in 3 Jahren lernt. Meinen Gifhorner Lehrern bin ich in jeder Beziehung besonderen Dank schuldig, aber das sah ich damals nicht ein. Mit großen Idealen kam ich ins Amt, doch ach wie bald nahm man sie mir oder versuchte sie wenigstens zu nehmen. Schon auf dem Seminar hatte ich ein Epos „Alt-Naulitz" verfaßt, das meinen Kollegen gefiel und das ich veröffentlichen wollte. Der Verlag ging bankrott; ich verlor 80 Mark und mein Manuskript. Das war das Schicksal meines ersten Buches, von dem ich soviel hoffte. Seit 1910 amtiere ich noch immer auf meiner ersten Stelle, in dem lieben Dolgow. 1912 bin ich nach bestandenem Staatsexamen endgültig angestellt worden. Ich erfreue mich allseitiger Achtung und großen Vertrauens meiner Gemeinde. Und doch habe ich auch leider sehr einflußreiche Persönlichkeiten, die mir

mein Glück nicht gönnen, zu fürchten, trotzdem ich mich nicht entsinne, mir jemals jemand verfeindet zu haben. Das ist die Kandarre des Lebens! — Geschriftstellert habe ich besonders für Zeitschriften und zwar Gedichte, heimische Sagen, Kinderfestspiele, Novellen und Skizzen. Eine große Freude hat mir Gustav Falke dadurch bereitet, daß er mir sein Bild verehrt hat. Mehr wichtiges wüßte ich wahrhaftig nicht zu berichten, vielleicht bringt mir der nun anbrechende Lebensmai auch noch manche schöne Stunde. Wer weiß!

Nachstehend einige Gedichtproben:

Herbst.

Es fliegt das Laub, es braust der Sturm
Die Dohlen kreisen um den Turm;
Sie krächzen, und ums Dach heult's schrill,
Als ob die Welt vergehen will.

Aus meiner Klause lug' im Traum
Ich durch die Flur zum Waldessaum.
Durch dunkle Stämme grinsen Hohn
Die Faune mir mit grellem Ton.

Es ist das alte Lied vom Geh'n,
Vom Scheiden ohne Wiederseh'n.
Ich denke d'ran mit wehem Sinn, —
Auch mir ging ja das Liebste hin!

Doch nicht für immer, wenn bald dicht
Die Flur verhüllt auch das Gesicht
Mit einem weißen Totenkleid,
Blickt doch hindurch die Weihnachtszeit.

Mit Kerzenlicht und Märchentraum
Und mit dem alten Tannenbaum,
Darunter man sich froh beschenkt,
In alter Liebe an sich denkt.

Dann kehrt auch mir mein Glück zurück,
Nach dem ich heute sehnend blick! —
So brause denn, o Herbstessturm,
So krächzet, Dohlen, um den Turm.

So grinset, Faunenlarven, doch!
Hab eine sel'ge Hoffnung noch.
Verbraust die Zeit, es währt nicht lang,
Dann tönet Weihnachtsglockenklang!

Auf dem Schükberg.*)

Ich schau hinab aufs bunte Dorf,
Die Heide träumt im Wind,
Die Finken schlagen voller Lust,
Ein Hauch umwebt mich lind.

Der Häher lacht, die Hähne kräh'n,
Ich jauchze hell und laut,
Denn drunten, wo der Weißdorn blüht,
Wohnt meine süße Braut.

Ja, herrlich bist du, weite Welt,
Wohin auch schweift mein Blick,
In deinem bunten Lenzgewand
Und deinem Maienglück!

*) Heidehügel im hannoverschen Wendenlande.

Im Kahn.

Es glätten sich die Wogen,
Zum Spiegel wird die Bahn
Und durch die Wasserwogen
Treibt lautlos nun mein Kahn.

In Schilf und Wurzelwildnis
Versteckt sonnt sich ein Hecht,
Und überall ist Friede. —
Das ist dem Herzen recht.

Und Arm in Arm im Nachen,
Dein Haupt an meiner Brust,
So schau'n wir in die Weite,
Kaum unser selbst bewußt.

Nur auf dem Blumenanger,
Den Kopf gebeugt im Traum,
Ist uns ein einz'ger Zeuge
Der Storch, — er sieht uns kaum.

So möcht ich mit dir treiben
Bis an der Welten End',
Dein Haupt an meinem Herzen,
Verschlungen uns're Händ'.

Es spielen leis die Wellchen
Um unsers Nachens Bord,
So treiben wir durch Rosen
Ins Weite ziellos fort.

„Goldamsellieder".

Magazin-Verlag Leipzig-Möckern.

Es gibt Perlen, die nicht sofort durch ihren hellen Glanz das Auge blenden, aber dennoch von hohem Wert sind. Mit derartigen Perlen möchte ich das vorliegende Gedichtbuch vergleichen. Die Gedichte zeichnen sich durch eine schöne und reine Sprache aus, die sich frei von allem gekünsteltem hält. Eine oft überraschende Gedankentiefe verleiht dem Buch einen besonderen Reiz und läßt es dem Literaturfreund als eine wertvolle und liebe Gabe erscheinen.

Adolf Dreßler jun.

Mondnacht im Gebirge.

Sieh, wie weit, wie traumesweit,
Ziehen sich die Wälder hin! —
Taghell fast die Wege geh'n,
Drüber Silberwolken flieh'n.

Mondnacht — o welch' wunderbare Pracht! —
Mein Gebirge, bist es du?
Seid ihr's Wälder, die so märchenhaft
Hält im Bann die tiefe Ruh'? —

Wie der Zauber dieser Nacht
Niederhaucht so sanft, so sacht;
Nach der Sonne glühnden Strahlenküssen,
Nun ein mild'res, keusch'res Himmelsgrüßen!

Hat der Himmel sich herabgesenkt? —
Rings der Höhen blaues Dunkel
Mischt sich mit dem mächt'gen Firmament,
Mit den Sternen das Gefunkel.

Der Millionen Taukristalle,
In der weiten Gotteshalle,
Dich, dich nun geborgen hält,
Stille, müde Waldeswelt! . . .

Meine Rosen sind verblüht . . .

Meine Rosen sind verblüht;
Einsam trauert nun der Garten,
Lauschend auf das Geisterlied,
Vom Vergehen, ach, dem harten!

Soll ich einsam und allein
Nun in meinem Garten träumen?
Ohne Duft und Sonnenschein? —
Unter den entlaubten Bäumen,
Wo verhallt der Liebe Lieder,
Perlen meine Tränen nieder —
Stören wohl mit ihrer Glut
Gar den tiefen Dunkelschlummer
Der vergangnen Rosenflut;
Meines Herzens heißer Kummer,
Wird er nicht die Toten wecken,
Schmelzend eis'ge Grabesdecken? . . .

Daphne.*)

Es flüstert in den Tannenkronen,
Die Amsel flötet weich ihr Lied,
Es flattern wirr die bleichen Nonnen,
Des Waldes harz'ger Odem flieht — —

Horch, horch, welch süßer Klagelaut! —
So weint nur eine Götterbrust.
O Erde, die die Leiden schuf —
Ein Leid in holder Frühlingsluft? —

Es naht ein liebesdurst'ger Gott — —.
Die Nymphe flieht und irrt zum Wald.
So ruft in Schmerz und höchster Not —
Horch wie es süß melodisch hallt!

Hilf Erde, Mutter, deinem Kind!
Erbarmen, Erde! Nimm mich hin! — —
Es säuselt durch die Lüfte lind
Und weiche Wunderdüfte flieh'n.

Entschwunden ist dem Gott die Braut,
Die holde, die er sich erkor;
Das Blütenauge trän'betaut,
Strebt duftend süß ein Strauch empor.

O Daphne, mit dem Krönlein grün,
Du ros'ges Frühlingsangesicht;
Still magst du im Gebirge blüh'n!
Liebt Erde ihre Kinder nicht?

*) Bei uns hier im Gebirge blüht jetzt im Frühling der Seidelbast — Daphne.

Peter Schroeder.

Ich bin geboren am 14. August 1875 als das Kind einfacher, biederer Landleute. Im Kreise meiner Geschwister verlebte ich eine sorgenlose Jugend in meinem stillen Heimatorte Mehring an der Mosel. Durch das Umherschweifen in Flur und Wald entwickelte sich eine innige Liebe zur schönen Gottesnatur, die mir auch bis heute noch geblieben ist. Schon als Kind zeigte ich einen großen Hang zur Einsamkeit, wo ich meinen stillen Träumereien nachhängen konnte. Ein schönes Buch war mir der liebste Freund. Die schönen Winterabende, an denen wir in der warmen Stube hockten und beim Gesurre der Spinnräder Großmütterleins Geschichten lauschten, sind mir noch in lebhafter Erinnerung. — Mein Lebensgang ist eindurchaus einfacher. Seit meinem 20. Lebensjahre bin ich Lehrer und habe mehrere Jahre in einem idyllisch gelegenen Dorfe

der Mosel amtiert. Seit zwei Jahren bin ich in der alten Römerstadt Trier angestellt, und meine Tage fließen mit ruhigem Gleichmaß im Rahmen eines stillen, glücklichen Familienlebens dahin. Ich bin Mitarbeiter verschiedener Kinderzeitschriften und schreibe unter dem Pseudonym „Peter von der Mosel" Erzählungen und Skizzen für die Jugend und das Volk und singe in schlichten Weisen, was mir das Herz bewegt.

Im Magazin-Verlag ist aus der Feder des Verfassers ein Gedichtbuch erschienen, dessen man sich aus vollem Herzen freuen kann, hat es Peter von der Mosel doch verstanden, in so herzgewinnender und schöner Sprache zu uns zu reden, daß wir mit einem Gefühl inniger Dankbarkeit auf den Verfasser blicken möchten. Ich habe das Gefühl, als ob dieser Dichter still und doch sicher seine eigenen Wege gegangen sei, um Natur und Leben so recht und ganz auf sich wirken zu lassen, denn nur von diesem Standpunkt aus betrachtet wird man den zweifellos hohen literarischen Wert dieser so schlicht anmutenden Lieder voll und ganz würdigen können. Adolf Dreßler jun.

Nachstehend einige Gedichtproben:

Süße Stunden.

Ein Sommermorgen war's, so traumhaft schön!
Erinnerst du dich noch der süßen Stunden?
Der junge Tag schritt jauchzend von den Höh'n,
Ums Lockenhaupt der Strahlenkranz gewunden.

Versonnen lag die Stadt im Morgentraum:
Kein Lärm drang in des Waldes Friedensräume.
Die Einsamkeit spann rings von Baum zu Baum
Das lichte Goldnetz holder Jugendträume.

So still um uns! Nur in den Zweigen klang
Der Liebe Lied in sanften Harfentönen,
Und durch die Wipfel dämmerdunkel drang
Ein Sonnenstreif, die Stirne dir zu krönen.

Wir saßen schweigend wie im Märchenhain —
Kein Wölkchen, das der Sonne Blick verhüllte!
Aus unsern Augen brach der Widerschein
Des Glückes, das die Seelen ganz erfüllte.

Was lange schon im Herzen tief geruht,
In jener Stunde haben wirs gestanden,
Als glückberauscht in reiner Liebe Glut
Die Lippen sich in zagem Kusse fanden!

Frühlingsfeier.

Nun trägt, von Blüten durchwoben,
Die Erde ihr bräutlich Gewand,
Nun geht ein sonniges Leuchten
Durchs frühlingsfrohe Land.

Dufthauchende Blumenglocken,
Sie nicken und winken mir zu;
Doch lieblicher, schöner als alle
Strahlst, Herzenskönigin, du!

Ich möchte zur Krone winden
Des Lenzes köstlichste Zier,
Und möcht auf die Locken legen,
Mein süßes Kind sie dir!

Frühlingsabend.

Unter Blüten lag das weite Land
Duftumhaucht im Schein der Abendröte.
Träumend saß ein Knab am Waldesrand,
Blies ein Lied auf einer Weidenflöte.

Sinnend lauschte ich der schlichten Weise,
Wie im Traume hab ich mitgesungen,
Und ein süßes Bild stieg leise, leise
Aus der Tiefe der Erinnerungen.

Frau Hulda Gammius.

Lebenslauf.

Als die zweite von fünf Geschwistern bin ich in Bialystok, Rußland geboren. Meine Eltern sind Deutsche, mein Vater Besitzer einer bedeutenden Tuchfabrik in B. Als wir schulpflichtig waren, lebten die Eltern Jahrelang mit uns in Brieg,

dann in Bonn, danach wieder ständig in Rußland, wo ich konfirmiert wurde, — worauf meine Schwester und ich nach Weimar in Pension kamen und dort glückliche Jahre verlebten. — Nach einem kurzen Aufenthalt zu Hause verlobte ich mich auf einer Besuchsreise in Hamburg mit einem Großkaufmann daselbst und ging nach meiner Verheiratung einige Jahre mit meinem Mann nach Süd-Afrika. Später lebten wir in Hamburg, bis mein Mann schwer nervenleidend wurde und nach jahrelangem Siechtum verstarb. Ich blieb mit zwei Töchtern zurück, von denen die Aelteste auch sehr kränklich war und ging so durch eine lange Leidensschule, wozu noch der Tod aller Schwestern und meines Vaters trat. Nach dem Tode meiner geliebten Tochter lebte ich der Einsamkeit und der Mutter, widmete mich auch der Verwaltung einer Besitzung unserer Familie bei Hirschberg, die vermietet wurde. -- Beides hält mich augenblicklich in Schlesien fest, und mein bester Freund ist das kleine Talent, das Gott mir in die Wiege legte.

Auch Hulda Gammius hat ein Buch im Magazin-Verlag erscheinen lassen. Die bescheidene Verfasserin spricht selbst von einem kleinen Talent, aber was will das sagen, wenn man ein Buch vor sich sieht, dem selbst der strengste Kritiker nicht gefühllos gegenüber stehen kann und an dem jeder menschlichfühlende Charakter einen inneren Genuß haben wird. Ich kann die Verfasserin zu ihrem Talent nur von ganzem Herzen beglückwünschen und weiß, daß sie sich viele und warme Freunde mit dieser schönen Gabe erwerben wird — ist doch ihr Buch kein Produkt der Zeit, sondern es sind viele Worte darin, die für alle Zeiten geschrieben sind.

Adolf Dreßler jun.

(Proben umseitig.)

Auferstehung.

Es war im Frühling. Dicht an die alte Stadtmauer — den Abhang hernieder lehnte sich der Friedhof. Eigentlich war es gar kein Friedhof, sondern ein bunter Garten, denn das grünte, blühte und wucherte durcheinander, daß es eine Lust war. Immergrün, Veilchen, Anemonen und Epheu stritten um die Wette, die Gräber in lustige Beete zu verwandeln und die alten Steine mit ihren grünen Aermchen zu umschlingen. Von jenseits der Mauer schaute die Kirche ernsthaft herüber, als ob sie Wache hielte bei all den stillen Schläfern. Sie hatte sie ja alle gekannt. Ihre Glocke hatte geläutet, wenn das Kindlein zur Taufe getragen ward und wenn die müden Wanderer in dem stillen Garten Einkehr hielten, zum ewigen Frieden. Nun sind schon viele Gräber verfallen, die Namen auf den Steinen kaum zu lesen, aber die Kirche wacht und der Frühling ist da. — In den Baumkronen rauscht es, — die Vögel jubilieren, wie Auferstehung geht es durch den stillen Garten. — Da kommt ein kleines Mädchen — der Schatten zieht sie heran und der Veilchenduft. Ach, die Veilchen! Sie pflückt und pflückt bis sie ganz müde auf einem kleinen Grabe Rast hält. Die Veilchen duften so süß und die Sonne schimmert durch die Zweige. Und auf den flimmernden Sonnenstrahlen gleitet es plötzlich nieder. Wie ein Englein sieht es aus, ist aber auch ein kleines Mädchen und setzt sich zu ihr auf den Stein. Leise streicht es ihr die Wange und flüstert: „Weißt du wer ich bin? Ich war auch ein lustiges, kleines Mädel und liebte die Vögel, die Blumen und den Sonnenschein. Aber da kam die böse Krankheit und quälte mich — ich mußte still im Zimmer liegen und konnte nicht mehr mit den Vöglein um die Wette singen. Ich weinte, ach, so viel. Da nahm mich der liebe Heiland zu sich und ich bin seelig und fröhlich da oben. Doch wenn die Osterglocken klingen und auch die Erde Auferstehung feiert, dann zieht's mich wieder zu meinem Grabe — denn in all den tausend Blumen grüßt ja auch mein Leib in jedem Frühling das Licht der Sonne und feiert Auferstehung, wie einst meine Seele. Komm, auch die andern Seelen kommen, wir wollen mit ihnen Frühling feiern. Da faßten sie sich bei den Händen und liefen von Grab zu Grab. — Da saßen die lichten Gestalten alle verklärt und glücklich und breiteten ihre Arme der Sonne entgegen, um sie her aber dufteten die Blüten die aus ihren Gräbern erwuchsen. Wie eine himmlische Melodie ging es über sie hin. Das kleine Seelchen stimmte ein und auch das Mädchen erhob seine Stimme, es war ja gar zu schön. — — Da tönten helle Glockenschläge. Die Kirche läutete den Mittag ein — und — da waren sie alle fort — wieder hinauf in ihren Himmel und die Kleine saß auf dem Stein und rieb sich die Augen, ihr war, als müsse sie auf dem Sonnenstrahl auch hinaufffliegen können — geschlafen hatte sie doch nicht — —.

Der Mensch.

(Dresdner Ausstellung).

Was durch Aeonen wurde aus dem Nichts. —
Zum Vollkommensten das diese Erde trägt
Ein Wesen, denkend, fühlend, redend, handelnd.
Das über allen Lebewesen steht,
Da der Erschaffer ihm die Seele gab,
Und so dem Menschen schuf zu seinem Bilde
Zum Bilde Gottes schuf er ihn. —
Dem Schaffen ist man emsig nachgegangen
Hat in die Uranfänge es zerlegt,
Und alle diese Wunder uns gewiesen. —
Und staunend stehen wir jetzt vor uns selber
Ein Kunstwerk ringt sich aus den Schleiern los
Wie's größer keines gibt auf dieser Welt,
Und vor der ewig waltenden Mutter Natur,
Und vor dem Höchsten faßt uns tiefe Ehrfurcht!

Marie Brugger.

Marie Brugger geboren zu St. Wendel (Rheinland) ist die Gattin des Stadtbaurats in Beuthen (Oberschlesien). Werke: „Lieder einer kleinen Frau", „Die heilige Ursula", Dichtung: „Die Friedenseiche", Schauspiel.

Die im Magazin-Verlage erschienenen: „Lieder einer kleinen Frau" sind bereits von ersten Tageszeitungen und Zeitschriften rückhaltlos anerkannt worden. Aber selbst wenn mir dies fremd wäre, so hätte der eigenartig bestrickende Zauber dieser Gedichte eine gleich starke Wirkung auf mich ausgeübt. Es handelt, sich hier um eine Dichterin, die im Vollbesitz ihrer Kraft und Mittel zu uns spricht, die auch durch ein hohes Können sich auszeichnet und somit eine starke Wirkung erzielt.

Adolf Dreßler jun.

Nachstehend einige Gedichtproben:

Heimkehr.

Wo meine Wiege einst gestanden,
Da zog mein sehnend' Herz mich hin;
Wo mich die Mutter lehrte beten,
Da wollt' ich steh'n mit frohem Sinn.

Und als ich kam zur trauten Scholle
Da hausten Fremde an dem Ort,
Und meine Mutter, meine Wiege,
Sie waren fort — sie waren fort.

Und an des Friedhofs stiller Mauer
Da stand ein Kreuzchen unversehrt:
Dort — wie ein Kind hab' ich gebetet,
So wie die Mutter mich's gelehrt.

Geisterschmiede.

Hörst Du das Hämmern in finsterer Nacht?
Geister des Unglücks umschweben die Esse,
Schüren die Flammen zu lohender Macht.

Schwarzgraue Wolken verschleiern den Ort,
Purpurne Gluten bespiegeln die Geister —
Rastloses Wirken hallt weiter nun fort.

Hell glüht die Masse, die Kette gelingt,
Die man hier schmiedet: die Liebe zu knechten —
Hörst Du das Hämmern, wie schaurig es klingt?

Mütterchen.

Mütterchen, wie ist's gekommen,
Schneeig prankt Dein Lockenhaar?
Keiner hat es je vernommen,
Wer der Färber meuchlings war.

Mütterchen, wie ist's gekommen,
Daß dahin der Wangen Glüh'n?
Ernster ruhen Deine Augen
Auf des Lenzes schmuckem Blüh'n!

Mütterchen, Dir blieb nur Eines;
An dem Herz erkennt man Dich,
Keiner konnt' es weiß Dir färben —
Froh noch ist's und jugendlich!

Erster Kuß.

Der Mond blinkt so heimlich ins Land hinein,
Am Aether ziehn spielend die Wölkelein,
So leise, so leise, so leise.

Und rings liegt im Träumen die weite Flur,
Es duften die Rosen berauschend nur
So leise, so leise, so leise.

Da trifft es zwei Seelen wie Himmelsgruß:
Er gibt ihr den ersten, geheimen Kuß
So leise, so leise, so leise.

Die Dichterin.

Ein Engel klopfte leis' an's Fenster,
Da, wo die Mutter traurig saß,
Sie öffnete so bang', so flüchtig,
Die Trauer plötzlich sie vergaß.

In ihren Schoß warf nun der Engel
Ein kleines, zartes Kindelein,
Und Knospen warf er, Rosenknospen.
Mit diesem Kindchen schnell herein.

Die Blumen sah die Mutter nimmer.
Sie sah das Mägdlein einzig nur —
Verwelkt dann lagen sie am Boden,
Zertreten ward die letzte Spur.

Und größer ward das kleine Mädchen,
Der Engel kam zu ihm im Traum:
Die Knospen wollt' er seh'n in Blüthe —
Das arme Kind verstand ihn kaum.

Der Engel weinte, suchte ängstlich,
Ein dorres Reischen lag im Grund,
Dies bracht' er nächtlich leis' dem Mädchen,
Und küßte warm es auf den Mund. —

Und dürft'ge Sprossen trieb das Reislein,
Das ganz geheim in Herzen stand,
Die kleinen Rosen waren Lieder,
Der frohe Mund sang sie ins Land. —

Ach, all' ihr Knospen voller Frische,
Die man euch achtlos all' zertrat,
Ach, all' ihr Knospen voller Schwellen,
Ihr seid dahin, es ist zu spat. —

Abschied von der Jugend.

Fahr' wohl, du schöne Jugendzeit,
Im Hafen liegt mein Schiff bereit,
Und weiter muß ich, weiter!
Gewandelt bin ich deinen Pfad
Am grünen, sonnigen Gestad'
So heiter, ach, so heiter.

Fahr' wohl, du schöne Jugendzeit,
Mit deiner Lust und Fröhlichkeit,
Denn fort muß ich von hinnen!
Dein Liebeslenz ist voller Blüh'n,
Des Glückes Sonne voller Glühn,
Und einzig, ach, dein Minnen.

Fahr' wohl, du schöne Jugendzeit,
Im Hafen liegt mein Schiff bereit:
Gar heimlich möcht ich weinen!
Ein Sträußlein reich' zum Abschied mir,
Ich danke wohl im Tod noch dir,
Magst noch so fern du scheinen.

König Mai.

Die Sonne barg ihr Angesicht,
Voll Trauer war der Tag,
Weil König Mai, der treue Freund
In letzten Zügen lag.

Es kam der Tod zum König Mai
Und sprach „ich bring das Grab!
Nimm mit dem holden Blütentraum
Der Erde Glück hinab!"

Und wie der Tod den Mai geküßt
Da schlief er ruhig ein,
Die Erde gab ihr goldnes Haar
Mit in die Gruft hinein.

Nun legt sie tiefe Trauer an
Als Maienkönigs Frau,
Ihr Auge war von Tränen naß,
Der Himmel trüb und grau.

Es nahm der Wind die Blüten all
Von Strauch und Baum herab
Und bleiche Wolken weinen still
An Maienkönigs Grab.

Neue Bücher.

„Hans Much, Zwei Tage vor Damaskus". Verlag von E. Ungleich, Leipzig. Brosch. Mk. 2.20, gebunden Mk. 2.80.

Der bekannte Hamburger Immunitäts- und Tuberkuloseforscher Much schildert uns mit packenden, treffenden Worten die Zeit der ersten Ausbreitung des Christentums. In diese Welt tritt Saulus, ein fanatischer Eiferer, der mit Feuer und Schwert die Anhänger Christi ausrotten will. Aber allmählich steigen auch ihm Zweifel an der alten Lehre auf, und unter den schwersten Seelenkämpfen reift dieser Gewaltige zum Verkünder des Christentums heran.

„Boy". Roman von Luis Coloma. Ins Deutsche übersetzt von K. Hofmann. Achtes und neuntes Tausend. 8° (IV und 346 S.) Freiburg 1913, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Geb. Mk. 4.—

Wenn man den Inhalt des einzigartigen Romans kennen gelernt hat, möchte man im ersten Augenblicke fast bedauern, daß Coloma einem solchen Buche keinen schon beim ersten Blick packenderen Titel geben wollte als die dem uneingeweihten wenig verständliche Bezeichnung „Boy". Allein dieses Bedauern währt nur eine Sekunde. Denn bereits hat sich das Schicksal des Helden Boy so sehr unseres Herzens bemächtigt, schon ist uns sein seltsamer himmelaufjauchzender und wieder abgründig strauchelnder Charakter so greifbar zum Verständnis gelangt, daß wir eingestehen müssen: Coloma hat mit diesen kurzen Wörtchen „Boy" seinem Träger einen Kosenamen geschaffen, der beinahe schon die ganze Tragik des Buches in sich begreift. — Dieser Boy ist ein Jüngling voll Ritterlichkeit und hochherziger Gesinnung, ein edler und liebenswürdiger Mensch mit goldenem Herzen, die dahinstürmende Lebenslustigkeit selbst, aber — mit einer verhängnisvollen Schwäche für gefährliche Abenteuer. Wieviel zarte Freundesliebe, Kümmernis, Besorgtheit klingt uns aus dem Wörtchen Boy entgegen: dann, wenn wir diesen Boy, diesen Vertreter grandiosen Leichtsinnes und kecken Uebermuts, zusammenbrechen sehen unter Entfaltung der ganzen in ihm verborgenen Hochherzigkeit.

„Lebensbilder aus der Tierwelt". Herausgegeben von H. Meerwarth und K. Soffel. Vogelserie Bd. 3. (Des ganzen Werkes 6. Band). Lieferung 33—36. R. Vogtländers Verlag in Leipzig

Preis der Lieferung M. —.75. Jeder Band geheftet M. 12.—, gebunden Mk. 14.—

Von den „Lebensbildern aus der Tierwelt" liegen uns die Hefte 33—36 vor, in denen Hermann Löns das Rephuhn, die Rohrmeise, den Schwarzspecht und den Mauersegler, Frau Else Soffel den Buntspecht und die Schwanzmeise, Martin Braeß die Gebirgsstelze und weiße Bachstelze, die Uferschwalbe, den Grünfink und den Kirschkernbeißer, Dr. Ernst Schäff den Flußuferläufer, E. von Riesenthal den Baumfalken und Turmfalken und Alf Bachmann die Skua (Große Raubmöwe) und die Sturmvögel handelnd uns vor Augen führen. Wie bekannt, ist das Werk mit Freiaufnahmen lebender Tiere illustriert, und diese Bilder haben immer größere Vollkommenheit und Vollständigkeit erreicht. Die besten Meister der Welt wetteifern auf diesem Gebiete in den „Lebensbildern aus der Tierwelt" um den Preis der Anerkennung. In den jetzt vorliegenden vier Hälften treten uns nicht weniger als 34 Künstler entgegen, neben den gefeiertesten Namen wie Kearton, Lodge, King, Farren, Grabham, M. Steckel, K. Stoffel, M. Behr, Stephainsky u. a. m. einige bisher wenig bekannte, die gleich in ihren ersten Darbietungen sich als fertige Meister erweisen, wie insbesondere Alf Bachmann, Dr. Bethge u. a. Einzelne von ihnen beschränkten sich auf ihre engere Heimat, die meisten schweifen zuliebe der Jagd mit der Lichtbildkammer durch die weite Welt, wie die Vögel, denen sie folgen.

„Lianen". Gedichte von Rudolf Knussert, Berlin-Friedenau. Verlag des Bureau Karl Fischer. Die lyrische Feinkunst in Bezug auf Stimmungs- und Seelenmalerei feiert in diesem Buche einen schönen Sieg. Durch eine reich poetische, oft mit Blüten fast überladene Sprache versteht es der Verfasser uns voll und ganz in seinen Bann zu locken, ja er weiß sogar, durch immer neue überraschende Reize zu fesseln, daß man nicht dem Zauber, der von diesen Gedichten ausgeht, widerstehen kann. Eine ganze Reihe Gedichte darf man als Poesien bezeichnen, die der deutschen Lyrik alle Ehre machen. Das hübsch ausgestattete Buch wird dem Verfasser einen sicheren und sichtbaren Platz im deutschen Dichterwald verschaffen. Der Herr Verfasser hat die Genehmigung erteilt, einige Gedichte aus seinem Buch abzudrucken und werden wir in den nächsten Heften unserer Zeitschrift gern davon Gebrauch machen. Auch im Magazin-Verlag ist ist ein Buch „Frauengestalten" vom gleichen Verfasser erschienen, welches ich noch besonders würdigen werde.

Adolf Dreßler jun.

„An Ernst Moritz Arndt". Ein Huldigungswerk. Herausgeg. von Joseph Lovenich. Preis Mk. 2.50. Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig-Connewitz.

Der kunstfreundliche König Wilhelm II. von Württenberg hat geruht die Widmung dieses eigenartigen und reizvollen Werkes anzunehmen. Eine Reihe unserer hervorragendsten Dichter und Dichterinnen sind Mitarbeiter, wie Herbert Eulenberg, Carmen Silva, Peter Rosegger u. s. w. Sie tragen dazu bei, dem Buche einen bleibenden Erfolg zu sichern, auch wenn das Jahr 1913 verflossen sein wird. Es ist hochinteressant, die Gedanken von ganz verschiedenen Auffassungen der modernen Dichter und Dichterinnen zu erfahren und vieles Neue offenbart sich uns hier in Lyrick und Prosa. Der gewaltige Freiheitssänger Moritz Arndt hat in diesem Werke ein schönes und bleibendes geistiges Denkmal erhalten und ist es ganz zweifellos, daß dieses Buch sich einen großen Leser- und Käuferkreis erwerben wird, ganz besonders aber auch dürfte es eine willkommene Gabe für Literaturhistoriker sein.

Adolf Dreßler jun.

Villacher Radium.

Scherzspiel in einem Aufzug

von

Armin Ronai.

Alle Rechte für Aufführung und Uebersetzung vorbehalten.

Buch- und Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dreßler jun.
Leipzig-Möckern.

Personen:

Frau Bruckner aus Wien
Gerty, ihre Tochter
Hofrat von Nedelsky
Erich Felsenegg, ein Dichter
Bruno Lehmann aus Berlin
Der Kurdirektor
Der Badearzt
Everl, sein Töchterchen
Jakob, Lohndiener
Agnes, Badefrau

Schauplatz: Vor dem Walterhof in Warmbad Villach, Interieur mit einigen Rohrstühlen.

1. Szene.

Hofrat von Nedelsky, Lohndiener Jakob.

Hofrat. Jakob!
Jakob. Befehlen, Herr Hofrat!
Hofrat. Wieviel Grad hat's denn heute?
Jakob. Sechzehn Grad.
Hofrat. Celsius?
Jakob. Wie befehlen?
Hofrat. Ob Celsius oder Réaumur?
Jakob. Entschuldigen, Herr Hofrat, der Johann aus'm Freibad hat mir gesagt, es hätt' 16 Grad, das andre ist mir a weng zu hoch. Ich hab ja keine Philosophie nit studiert.

Hofrat. Nicht? Dann hätten's auch kein Lohndiener in einem Kurort werden sollen. Der muß den Unterschied zwischen Celsius und Réaumur schon wissen. Ist übrigens egal. Wenn's nur heut schön bleibt.

Jakob. Oh, Herr Hofrat, in Warmbad Villach bleibt's immer schön. Und wenn's am Morgen so regnet, daß man meint, der Mittagskogel müßt zergehn wie a Stückl Zucker, bis 10 Uhr ist schon alles trocken, und man kann auf der Napoleonswiesen spazieren gehn als wie auf einem — chinesischen Perserteppich.

Hofrat. Ja, ja, das ist gewiß wahr, schön ist es hier in diesem idyllischen Badeort. Au, — wenn nur die verflixte Gicht nicht wäre, au!

Jakob. Ja, Herr Hofrat, zwegen dem kommt man ja grad zu uns her. Erst kann man keine fünf Schritte nicht gehn, und nach vier oder fünf Wochen, wenn man die Kur in Warmbad machen tut, dann tanzt man einen bostonischen Walzer.

Hofrat. Euer Radiumwasser hat wirklich eine Wunderwirkung.

Jakob. Deswegen heißt's ja auch Drahdium.

Hofrat. Wie heißt es?

Jakob. Drahdium, weil es in der menschlichen Maschinerie, in dem Orgo — Organtismus alles umdraht.

Hofrat. Ach so, daher der Name. Jedenfalls eine praktische Etymologie. Na schön. Bitte, helfen Sie mir jetzt nur über die ersten Schritte hinweg, ich will ins Bad. Wenn erst mal die Charniere sich warm laufen, dann geht es schon besser.

Jakob. Freilich, Herr Hofrat, warme Charniere, das muß man haben, das sagt auch unser Herr Doktor. Darum tut er seine Patienten auch so tüchtig galonisieren.

Hofrat. Was tut er?

Jakob. Na, doch galonisieren. Mit der Maschine, wissen's, Herr Hofrat, die wo auf seinem Tisch steht und von der man so schreien muß, wenn man sie anrührt.

Hofrat. Aha, Sie meinen das Galvanisieren.

Jakob. Ja, ja, wie's halt schon heißt. Man kann doch als einfacher Lohndiener nicht die ganze ärztliche und medizinalwissenschaftliche Gelehrtheit im Kopfe haben. — So, Herr Hofrat, nun geht es schon besser. Erst a paar Bäder und schon so viel frischer. Ja, ja, unser Drahdium! (Ab nach links.)

2. Szene.

Herr Felsenegg, Fräulein Gerty (treten von links und rechts auf).

Felsenegg (in sein Manuskript vertieft, lesend.)
In Warmbad Villach, in glücklichen Stunden
Hab' ich den Schmerz und das Leid überwunden,
In Warmbad Villach's heilspendendem Quell
Ward mein Gemüt wieder heiter und hell;
Du reizender, lieblicher, grünender Ort,
Krank kam ich an, gesund geh ich fort!

Fräulein Gerty. Oh, Herr Felsenegg, so früh schon an der Arbeit.

Felsenegg. Gnädiges Fräulein, — guten Morgen, oh — oh, — wie Sie sich so grausam ausdrücken. An der Arbeit! Ist denn Dichten Arbeit?

Fräulein Gerty. Ei freilich. Arbeit der Seele und des Geistes. Wohl dem, dessen Lebensberuf solche poetische Arbeit ist.

Felsenegg. Nun versöhnen Sie mich wieder, Fräulein Gerty. Poetische Arbeit! Und in dieser göttlich schönen Umgebung. Darf ich Ihnen noch ein Stückchen vorlesen? Fühlte mich heute besonders angeregt.

Fräulein Gerty. Haben Sie schon Ihr Bad genommen?

Felsenegg. Gewiß, zwanzig Minuten Spiegelbad.

Fräulein Gerty. Nun, dann wundert es mich nicht. Das Radium von Warmbad Villach facht tatsächlich die Schaffensfreude an, belebt die Kräfte neu. Ein Bad — Sie dichten.

Felsenegg. Und Sie, Fräulein Gerty, wozu regt Sie denn das Radium an?

Fräulein Gerty. Mich? Zu poetischem Empfinden und Verstehen. Lassen Sie mich noch etwas hören. Es interessiert mich.

Felsenegg. Oh, wenn Sie wüßten, wie glücklich mich das macht, Fräulein Gerty. Sie verstehen mich! Wie selten findet man im Leben Verständnis. Zumal wenn man so unpoetisch ist, weiter nichts als Poet zu sein. So hören Sie denn die zweite Strophe, zu der mich das stählende Bad heute angeregt hat:
In Warmbad Villach unter Linden und Tannen
Wollt' ich mir die Herzenstraurigkeit bannen;
Wie war ich von bittrer Enttäuschung erfüllt —
Hier wurde mein Sehnen so herrlich gestillt;
Hier hab' ich's in Ihren Augen gelesen:
Nur Mut, du Müder, hier wirst du genesen.

Fräulein Gerty. Oh, Herr Felsenegg!

Felsenegg. Fräulein Gerty!

Fräulein Gerty. Wie schön poetisch Sie alles zu sagen wissen.

Frau Bruckner (hinter der Szene). Gerty!

Fräulein Gerty. Die Mutter!

Felsenegg. Ich gehe, muß noch meinen Morgenspaziergang machen — auf die Genottehöhe! Darf ich hoffen, Fräulein Gerty, daß Sie Ihren Morgenspaziergang auch nach der Genottehöhe machen? Wie herrlich ist der Weg durch den Wald, unter Tannen, beim Gesang der Amseln, und die zahmen Finken flattern über den grünen Pfad, und die Spechte trommeln sich ihre Würmchen aus den Baumrinden — —

Frau Bruckner (ruft). Gerty!

Fräulein Gerty (rasch). Ich glaube, ich werde auch nach der Genottehöhe gehen.

Felsenegg. Dann also auf Wiedersehen, Fräulein Gerty, unter den Tannen. (Ab.)

3. Szene.

Frau Bruckner, Gerty.

Frau Bruckner. Gerty, mit wem hast du eben gesprochen?

Fräulein Gerty. Mit Herrn Felsenegg.

Frau Bruckner. Schon wieder mit dem verdrehten Poeten. Daß du dir auch immer so merkwürdige, sonderbare Herren zum Umgang

wählst. Ein Dichter! Ein Hungerleider. Und die Gicht hat er auch schon — mit dreißig Jahren.

Fräulein Gerty. Aber nein, Mama, es ist nur eine Ischias.

Frau Bruckner. Hahaha, Ischias. Das kenne ich. Das ist nur ein mildernder Ausdruck für die gewöhnliche Podagra. Besonders, wenn man sich mit jungen Jahren schämt, schon die Kardinalskrankheit zu haben. Die Frau Landgerichtspräsidentin klagt auch immer, sie habe sich einen Hexenschuß zugezogen. Das klingt fein. Aber ein tüchtiger Rheumatismus ist es. Und ich weiß garnicht, wozu man denn in Warmbad Villach so viel Komödie macht mit seinen Gebrechen. Dem Wasser ist es egal. Das heilt in gleich prompter Weise Gicht, Rheuma, Podagra und was es sonst an Knochen-, Gelenk-, Muskel- und Nervenschmerzen geben mag.

Fräulein Gerty. Das weiß Gott! Herr Felsenegg ist ja auch schon nach einigen Bädern wieder ganz gesund und geistesfrisch geworden.

Frau Bruckner. Herr Felsenegg, Herr Felsenegg. Immer dieser Felsenegg! . . . Gerty, ich will nicht hoffen, daß sich die Tochter einer Wiener Haus- und Realitätenbesitzerin — —

Fräulein Gerty. Die Tochter einer Wiener Haus- und Realitätenbesitzerin kann es sich — so denke ich — erst recht leisten, mit einem geistig höheren Menschen zu verkehren.

Frau Bruckner. Pfff, höherer Mensch — Hungerleider!

Fräulein Gerty. Mama, ich sah schon manchen mit Glücksgütern gesegneten Menschen, der mehr Hunger litt, als Herr Felsenegg.

Frau Bruckner. Wie soll ich das verstehen?

Fräulein Gerty. Nun, gewiß nicht wörtlich. Es bleiben gar viele ungesättigt am Tische Lukulls.

Frau Bruckner. Gerty, ich finde, du wirst etwas gar zu poetisch. Du sprichst mit Vorliebe so, wie es in Romanen vorkommt. Das macht wohl die Umgebung.

Fräulein Gerty. Ach ja, Mama, in diesem himmlischen Kurort, wo die Natur sich so entzückend entfaltet, — muß man da nicht poetisch werden?

Frau Bruckner. Verliere dabei nur nicht des Lebens praktische Prosa aus den Augen. Denn Radium hin, Radium her — es ist höchste Zeit, daß du nebenbei auch an die Zukunft denkst mit deinen 21 Jahren. Und ich glaube, ich meine, — der Hofrat von Nedelsky — —

Fräulein Gerty. Was, der alte Herr, der vor lauter Gicht keine zwei Schritte gehen kann?

Frau Bruckner. Der Hofrat ist höchstens 45 Jahre alt. Lasse ihn nur erst in Warmbad vier Wochen lang die Kur gebrauchen — Tennis wird er mit dir spielen wie ein junger Fähnrich. Und auf den Dobratsch wird er steigen wie ein Hochtourist. Und was die Hauptsache, ein Gut in Südböhmen hat er auch und dazu achtundzwanzig pensionsfähige Dienstjahre, einige hohe Orden — —

Fräulein Gerty. Und eine rote Nase und zittrige Hände und einen Krückstock und — —

Frau Bruckner. Aber einen Krückstock mit goldenem Griff. Und darauf kommt es im Leben an.

4. Szene.

Die Vorigen, der Doktor.

Doktor. Was, gnädige Frau, Sie stehen hier und halten mit Fräulein Tochter interessante Zwiegespräche, während Sie doch längst unterwegs sein mußten, um nach dem Bade Ihre Stunde Bewegung zu machen.

Frau Bruckner. Himmel, ja, ich habe ganz meine Kurvorschrift vergessen. Ach, Herr Doktor, wenn man Kinder hat — —

Doktor. Nun, ich denke, so eine reizende Tochter, wie Fräulein Gerty, kann nur als günstige Verstärkung unserer Heilfaktoren gelten.

Fau Bruckner. Da sieht man, daß Sie keine Tochter haben.

Doktor. Na, erlauben Sie, und mein Everl?

Frau Bruckner. Ach, an das goldige Dirndl hab' ich garnicht mehr gedacht. Ist ja auch nur ein Kind und keine erwachsene Tochter, die romantische Grillen im Kopfe hat.

Doktor. Freilich, romantische Grillen hat mein Everl nicht, aber daß sie einem keine Nüsse zum Knacken gäbe, das kann ich gerade nicht behaupten. Sie kennen doch das Frechdächselchen.

Fräulein Gerty. Oh, der süße Wildfang.

(Fortsetzung folgt.)

KRIMHILT

Eine Tragödie

von

Hugo Köster

Mit dem Vorspiel:

Siegfrieds Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Köhlerin.

Du milde güt'ge Freya,
Allmächt'ge Hulda —
(Blitz, Donner und Erdbeben.)
Hu, das Weltgericht
Ist nah, das Weltenende! Wote braust,
Den Sturmhut tief im Nacken, durch die Luft —
(Dieter mit Wölfel, der das Zicklein trägt, zurück.)

Köhler.

Der Himmel brennt, die Sterne sind gefallen
Aus lichter Höh'!

Köhlerin (beide umklammernd).

O Wölfel, Dieter, Dank
Den sal'gen Fräulein, die dir halfen!

Köhler (zieht sie mit sich in die Höhle).

Fort,
Wir müssen sterben, fort! (Alle ab.)

3. Szene:

Die Szene zeigt den Rheinstrom; man sieht das Gestade und auf der Höhe, schon in einiger Ferne, von Sonnenstrahlen umfunkelt, den Drachenfels. Ein prachtvolles, bewimpeltes Schiff gleitet abwärts durch die Fluten, Ritter, Knappen und Frauen sitzen hier in einzelnen Gruppen. Man vernimmt Flötenspiel und Harfenklang; auf einer thronartigen Erhöhung sitzen traulich nebeneinander Siegfried und Krimhilt. Um das Schiff schweben in den Fluten Rheinnixen.

Lied der Rheinnixen.

Reinhilt.

Heil dir, sonniger Baldur, Heil,
Der du gesiegt ob finstren Mächten,
Wieder schießt Du den goldenen Pfeil,
Die Strahlenkrone ums Haupt dir zu flechten,
Rüstest du wieder dich, herrlicher Held,
Den nimmer Loki, der tückische, fällt!

Reintraut.

Die Erde bebte, des Riesen Faust,
Der Unhold, der tief in den Gründen haust,
Sie haben mit Grimm an die Felsen gerührt
Mimer hat wild seine Feuer geschürt,
Erregten das All in grimmigen Wettern,
Siegfried, den Baldursohn zu zerschmettern!

Reinguud.

Willkommen, willkommen am wonnigen Rhein,
Wo kann das Minnen wonniger sein?
Wo die Berge sich spiegeln in grüner Flut,
Wo das rote Gold in der Tiefe ruht,
Wo die Perle blitzt im schimmernden Sand,
Wo die Traube glüht in der Sonne Brand,
Da hat der Schönste die Schönste gefreit,
Herrlicher Degen, holdselige Maid!

Ein Sänger (zur Laute).

Ich weiß eine alte Kunde,
Ein König thronet am Rhein,
Der waltet gar grimmig und finster,
Er kerkert sein Töchterlein ein.

Sie schmachtet in düsteren Mauern,
„Schwing dich auf, mein freundlicher Schwan,
Weit über Wälder und Berge
Und Wiesen und blumigen Plan!“

Er trägt am rosigen Bändchen
Einen goldenen Schlüssel am Fuß:
„Schließ auf, du Liebste du Traute,
Das sende ich dir zum Gruß!“

Ein anderer Sänger.

Die Wellen rauschen vorüber,
Die Stürme brausen so hohl,
„Und kommt nicht dein Schifflein gefahren,
Lebewohl, mein Liebster, lebwohl!“

„„Steig ein, du Süße, du Feine,
Fahr zu, mein Fährmann, fahr zu!
Der König, der finstere grimme,
Der stört meine selige Ruh!““ —

Es kommen die Speere geflogen,
Da färben die Wellen sich rot,
Da sinken sie beide verschlungen
In den feuchten, den rauschenden Tod. —

Siegfried (er steht von Krimhilts Seite auf).
Dein Sang mißfällt mir, Sänger!

Krimhilt.

Was
Behagt dir, Trauter, nicht?

Siegfried.

Er laß
Ruhen die Leyer, das Saitenspiel stocken,
Versteht er nicht, fröhlichen Klang zu entlocken!
Wonne und Lust, die zum Sonnenschein paßt,
Emporgehoben ob irdischer Last,
Wie vor der Sonne blinkenden Pfeilen
Dünste und Wolken und Nebel sich teilen,
Will er nicht scheinen ein grämlicher Tor,
Laß er mir tönen ans willige Ohr!

Krimhilt.

Wehmütiger Klang neben Wonne und Scherz
Schmeicheln sich gerne in Ohr und Herz,
Wenn herbstliche Stürme die Blüten entraffen,
Dunkles Gewölk den Himmel umzieht,
Dünkt süß meiner Seele das trauernde Lied,
So ist der Mensch geboren, geschaffen!

Siegfried.

Nein, meine Liebste, und dreimal nein!
Jauchzende Lust sei am fröhlichen Rhein,
Uebersprudeln in wonnigen Launen
Will ich, da mich deine Liebe umspannt,
Daß noch die spät'sten Geschlechter staunen
Des fröhlichen Siegfried vom Niederland!
Hier, wo die Traube, die feurige, lacht,
Wo die Berge mit grünenden Wäldern ragen,
Wo sich Rosen erschließen in üppigster Pracht,
Soll es allezeit jubeln in Liedern und Sagen,
Wie der glückliche Siegfried die wonnigste Maid
In liebeseliger Hochzeit gefreit!

Krimhilt (schwermütig).

Ach, ich werde es nicht los, das Bangen,
Wenn meine Arme dich liebend umfangen,
Wenn sich in Lust deine Seele ergießt,
Das Herzeleid unsere Liebe beschließt!

Siegfried.

Bann, meine Traute, die nagenden Sorgen,
Was uns bringe der kommende Morgen,
Allzeit, solang zum brausenden Meer
Der Rhein seine wirbelnden Wellen wird tragen,
Ferne sei hier des Kummers Beschwer,
Menschen, die fröhlich wetten und wagen,
Ein freies Geschlecht, hochsinnig und grad,
Trage das Land gleich der goldenen Saat,
Daran soll man erkennen die Kinder vom Rhein,
Meinen Siegfriedsgeist gieß ich ihnen ein!

Krimhilt.

Hörtest, du Liebster, nicht so eben
Die Erde in ihren Tiefen beben,
Stürme brausen in Ungewittern,
Sahn wir die Felsen nicht schwanken und zittern?

Siegfried (sie streichelnd).

Bangende Törin, laß dir sagen:
Laß sie kommen die Tücken und Plagen,
Mag der Unhold sich spreizen und blähn,
Giftigen Pfeil uns zu erspähn,
Trag er die Felsen und Berge zuhauf,
Daß sie unsere Häupter zerschmettern,
Die Sonne geht doch ihren siegenden Lauf,
Ob in Ohnmacht die Stürme wettern,
Ob Hagelschloßen die Wolken streun,
Was kümmert die Sonne das wütende Dräun?

Krimhilt.

Sind wir Götter? Nur göttliche Wesen
Dürfen die Aehren der Freude lesen,
Wonne mit Leid ist menschliches Los
So wirfts die Norne in unsren Schoß!

Siegfried (sie umarmend und küssend).

Gut, meine Liebste, so mag es sein,
So will ich ein Gott der Freude sein,
Nimmer laß ich den Geist mir rauben,
An ein Glück, an ein freudiges will ich glauben,
Solange ein Odem die Brust mir hebt,
Die Lippe im Kusse entgegen dir bebt,
Solang meine Arme dich liebend umspannen,
Will ich Sorgen und Klagen bannen,
Jauchzen will ich in Uebermut,
Solange durch die Adern mir quillet das Blut,
Wie die Sonne droben am Firmament,
Wie die Flamme rein auf dem Altar brennt,
Kein Gewölk kann das Licht verschleiern,
Will ich ein Fest der Freude feiern,
Kommt, ich lade Euch alle ein,
Sonnig, soll allen das Leben sein!

(Fortsetzung folgt.)

Soeben gelangte zur Ausgabe:

Kurzer Sommer

Gedichte von

Hans A. Hentschel

M. 1.25 elegant broschiert.

Sang und Sage — Trutz und Klage

Gedichte herausgegeben von

F. C. Matura.

Geh. *M.* 1.—, geb. *M.* 2.—.

Saul

Ein Trauerspiel von

Karl Siedler.

Geh. *M* 2.—.

Hedwig Heidemann

Schauspiel in drei Aufzügen und einer Verwandlung von

J. Adolf Rosmer.

Geh. *M.* 3.—.

Der arme Heinrich

Ein Spiel vom Leben u. Sterben in vier Aufzügen von

Aug. Diehl.

Geh. *M.* 2.50, geb. *M* 3.—.

Das Blut der Balten

Vaterländische Dichtung in 20 Gesängen von

Nikolai von Glehn.

Geh. *M* 1.—, geb. *M.* 2.—.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlg.
in Leipzig-Co., Gust. Freytagstr. 36.

Neueste Erscheinungen:

Aus dem Kreise Wieck-Schumann. Von Marie Wieck. Mit 12 Illustr. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Mark von Bahrings Freundinnen. Roman von Hedwig Sonntag. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Cortez und die Azteken. Kulturgesch. Roman v. Franz V. Günzel. 2 Bde. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—
Halali. Roman von Wilhelm von Trotha. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs. Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Die Adamiten. Dramatische Dichtung von Svatopluk Cech. Aus dem Böhmischen übersetzt von Jos. Weinberger. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—
Borislaw. Historisches Schauspiel von Iwan Wasow. Aus dem Bulgarischen übersetzt von J. Zobel. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Gedichte von Paul Wolf. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Technikers Wanderlust und Leid. Gedichte von J. H. Bonisch. Mk. —.80, geb. Mk. 1.50.
Aus alter Zeit. Erzählungen von Verolina. Mk. 1.50, geb. Mk. 2.50.
Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von

„Die Sonne" Belletristische Verlagsanstalt Dresden

Illustrierte Rundschau

G. m. b. H.

Geschäftsstelle: **Hannover** Windmühlenstr. 2

Jeden Sonnabend zur Ausgabe gelangendes Familienblatt vornehmen Charakters

Erstklassiger und reichhaltiger illustrativer und textlicher Inhalt: Heimatschutz, Kunst, Wissenschaft, Musik, Literatur, Sport jeder Art, Abhandlungen über aktuelle Tagesfragen und Ereignisse, Unterhaltung usw.

In Stadt und Provinz überall verbreitet. Deshalb empfehlenswertes Insertionsorgan für Firmen, die auf ein gutsituiertes Käuferpublikum reflektieren

Sorgfältige Ausführung aller Insertionsaufträge

Insertionspreis: Die 45 mm breite einspaltige Petitzeile des Anzeigenteils 40 Pfg., die 90 mm breite Reklame-Zeile Mk. 1.20. Bei wiederholter Insertion und Anzeigenaufträgen sonstigen größeren Umfanges entsprechend hoher Rabatt.

Bezugspreis: Bei Bestellung durch den Verlag, den Buchhandel oder die Post vierteljährlich Mark 2.— Einzelnummer 20 Pfennig

---

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung

in Leipzig-Co., Gustav Freitagstr. 36

VOX POPULI

Kulturhistorisches Zeitbild (Roman) von

J. Baade.

Geh. *M.* 4.—, geb. *M.* 5.—.

Was die Verfasserin veranlaßte „Vox populi" zu schreiben, war das ihr nach einem längeren Studium des Mittelalters in die Augen springende Bild eines Stück Lebens, daß das Zusammenwirken verhängnisvoller Umstände zu einer erschütternden Tragik gestaltete. Die Pest, die Deutschland durchzog und mit ihrem entsetzlichen Atem das Leben verdarb u. Handel und Wandel brach legte, zusammen mit dem Haß der Christen gegen die Juden, den die Kreuzzüge noch gesteigert hatten, ließ den Wahn der Brunnenvergiftung entstehen, der Tausenden von Juden das Leben kostete. Wenn auch der Jude im mittelalterlichen Leben gesessen hat wie der Blutegel am Christenleibe (vielleicht tut er das noch), so liegt doch in dem passiven Widerstand, den er der grausigen Verfolgung entgegensetzte, eine Größe, die Achtung abnötigt. Auf diesem dunklen Hintergrund ist mit dichterischer Freiheit ein Bild jener Zeit gezeichnet, packend, historisch treu, spannend im besten Sinne des Wortes. Ein literarisch wertvolles Werk!

Vortrags-Vereinigung Deutscher Künstler.

Zweck: Gemeinsame Arbeit v. Schriftsteller, Komponist u. Vortragskünstler. Eigene Vortragsabende und Tourneen. Anthologien, Rechtsschutz, Geselligkeit, Kritik, Kabarett-Vertrieb.
Vereinsorgan: „Der bunte Abend". Fachteil für drei Berufe, erstklassige Vortrags- und Kompositionsdichtungen. — Auflage Oktober 1912: 4000 Exemplare.
Hotel-Vergünstigungen und Abonnenten in ganz Deutschland und Oesterreich, sowie in Frankreich, Belgien, Italien, Holland, Afrika, Aegypten, Rußland usw.
Ortsgruppen: Berlin, Wien, Dresden usw.

Jahresbeitrag Mark 12.— (inkl. Zeitschrift)

Probenummern und Statuten gratis durch die Zentrale:

Dr. Eichacker, Cöln, Eifelplatz 2.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: **Bund für Gesundes Leben** (B. f. G. L.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder prakt. Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)

Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abonnementspreis um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg. für die 4 gespaltene Nonpareillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18 b.

Handels- und Verlagsdruckerei, Leipzig, Apelstr. 4

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur u. Kultur, Kunst u. Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dressler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dressler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

82. Jahrgang. Juni—Juli 1913.

Umkehr!

Skizze von Max Kunze-Goldberg.

Schwer keucht der Zug die Berge hinan.

Drinnen im Wagenabteil mustert der elegante Herr die ihn gegenübersitzende junge Dame, die sich zärtlich Mühe gibt, ihre beiden allerliebsten Blondköpfchen gegenüber geduldig zu sein.

Was gibt es da für ein reizendes Frage- und Antwortspiel zwischen Mutter und Kind.

Die beiden Blondköpfchen stehen am offenen Fenster des Abteils und bewundern bald die in den grünen Tälern liegenden Dörfer und Städte, bald die dunklen Berge, und immer wieder bietet sich für die Kinder die Gelegenheit, Fragen an geduldige Mutter zu richten. Draussen in der Natur ist's ja Frühling geworden. —

Müde lehnt sich der elegante Herr mit dem etwas abgelebten Gesichte auf seinem Sitze zurück. Aber das Ohr bleibt nicht verschlossen; das fröhliche Geplauder der Kinder dringt in ihn hinein, bis tief in sein Innerstes und erweckt soviel von dem, das in ihm schlief. Er denkt an seine Kindheit zurück und plötzlich ist's mit seiner Ruhe vorbei. Der Mann, der bisher nur den Genüssen dieser Welt nachjagte, dessen einzigstes Ziel: „Genuss" bisher gewesen ist, kann nicht die Bilder der früheren Tage mehr wie sonst von seinem geistigen Auge fortdrängen: Er sieht seine braven Eltern — seine glückliche Kindheit — — — er sieht aber auch eine einzige grosse Schuld, die in seinem Lebenswandel hinter ihm liegt. Vor seinen Augen flimmert und flackert es, und doch ist es ein Erwachen, — ein Erwachen von einem schweren Taumel. Er blickt hinaus in die Gotteswelt und zuckt plötzlich zusammen. Ist das nicht seine Heimat, die vor seinen Augen liegt?

„Verzeihen Sie, gnädige Frau", wendet er sich an die ihn gleichfalls beobachtende Dame, wie heisst gleich die nächste Station?

„Altdorf!" erwidert die Dame.

In diesem Augenblicke hält auch der Zug schon an und die Schaffner wiederholen ganz deutlich „Altdorf."

„Das ist mein Reiseziel!" bemerkte der elegante Herr, greift nach der Reischetascke und verabschiedet sich von der Reisegefährtin, die mit eigenen Gedenken dem Manne nachblickt, wie er hastig auf den Bansteig springt und dort sinnend eine Weile stehen bleibt.

„Seltsam", denkt die Zurückgebliebene, „er tat, als ob er ein schlechtes Gewissen in sich erwachen fühlte!"

Der Zug fährt weiter.

*

Der Herr auf dem Bahnsteig reisst sich mit Gewalt aus dem Nachsinnen und schaut sich um. Die wenigen Leute haben sich längst verlanfen. Und nun geht es auch nach Altdorf, seinem Heimatstädtchen, dass er seit zehn Jahren nicht wiedergesehen hat, wo unterdessen seine beiden Eltern längst gestorben sind, wo er einst ein braves, edles Mädchen verlassen hatte um einer anderen willen, die er heute nur noch so verachten kann, wie sich selbst.

Tausend Gedanken und Erinnerungen stürmen mit einem Male auf ihn ein und sein Leben erscheint ihm voller Schuld, — Schuld, die er nicht abtragen kann. Kann es aber keine Umkehr sein, wenn es ihm auch nicht mehr möglich ist, Geschenes gut zu machen?

Ja! Der Drang nach einem besseren inhaltsvollen Leben wird in ihm wach, derweil sich seine tränenfremde Augen mit Tränen füllen.

Leben will er hinfort, nicht geniesen allein, — leben wie ein wirklicher Mensch mit Herz und Gewissen. —

Da kommt er zu dem weinumrankten Häuschen, wo er einst an den Händen braver Eltern

aufgewachsen war, denen er zuletzt aber doch wenig Freude bereitet hatte. Es ist alles noch so wie früher, nur andere Menschen sind daheim dort drinnen und andere Kinder wachsen dort an den Händen ihrer Eltern auf, wie einst er selbst. —

Wohin soll er nun seine Schritte lenken? Nur eine Stätte noch kommt für ihn in Betracht: der Friedhof, die Ruhestätte seiner Eltern! —
Aber wie wird er sie finden? Ungepflegt in den vielen Jahren, verwildert — verfallen! — Und er trägt keine Blumen, um sie zu schmücken. —

Aber trotzdem! Er kommt nicht leer! Er kommt mit vollem, reinen Herzen, wie ein Kind! mit dem edlen Vorsatz, ihnen schlicht und edel nachzuleben. Trägt er nicht einen grossen Schmuck zu ihren verwilderten Hügeln? — —

Er sucht in den vielen langen Reihen der Gräber, die meist schon geschmückt sind, mit Frühlingsblumen, doch immer und immer wieder ist sein Suchen umsonst.

Jetzt schimmert ihm ein alter vertrauter Name entgegen — aber o nein! — der Hügel dort ist aj prächtig geschmückt und eine hohe, schlanke Frauengestalt knieet vor ihm und ordnet die Blumen des Frühlings.

Da steht er wie gebannt und greift sich an die hämmernden Schläfen, bis er langsam und bebend nähertritt.

„Marga", flüstern leise seine Lippen, doch laut genug, um von der Knieenden gehört zu werden, die mit erschrockenen Augen zu ihm aufblickt und wie abwährend ihre Rechte, die noch eine Blume hält, gegen ihn ausgestreckt; ihre Rechte, die noch kein Reif der Liebe schmückt, die aber der Mann mit den tränenden Augen inbrünstig an seine Lippen presst.

Noch immer stehen dort vor den Gräbern die zwei Menschen und immer wieder bittet der Mann das nicht mehr ganz junge, doch recht holde Mädchen um Verzeihung, schwört ihr Liebe und Treue.

Aber immer und immer wieder schüttelt die hübsche Marga auf die Beteuerungen mit dem dunklen Haupte.

„Du irrst dich, Rudolf," sagt sie einmal leise, du irrst dich in dir selbst. Ich möchte dir ja gern glauben, indes du würdest mich doch wieder vergessen, wenn du andere siehst, und es bitter bereuen. Darum bitte nicht, schwöre nicht, lass und jedes seine eigenen Wege gehen.

„Nein, nein!" keucht der Mann, ihre Rechte an seine Lippen stürmisch ziehend und pressend, „du sollst sehen, ich erkämpfe dich mir."

Und als er gar nicht schweigen will von seiner neuerwachten Liebe und Treue zu ihr, — da weicht sie ihm nicht mehr aus, da flüstert sie ihm errötend leise zu, dass sie ihn in einem Jahre erwarten will, so er sie nicht vergessen und die Prüfung siegreich bestanden hat.

Enttäuschung malt sich in seinen Gesichtszügen, jedoch nur kurze Zeit.

„Die Prüfung ist hart, Marga", flüstert er leise mit zitternder Stimme, „aber gerecht; denn ich habe viel gefehlt und muss erst zeigen, ob ich deiner würdig bin." —

Von der Ferne rauschen weich und friedlich Glockentöne, sie läuten Ostern, die Auferstehung ein.

Ein ernster, festentschlossener Mann reisst sich los von der Geliebten und drängt sich hinaus in den Kampf des Lebens, um für ein echtes, wenn auch bescheidenes Glück zu streben, das er besitzen will am Osterfeste übers Jahr.

* * *

Wer siegt?

Novelle von Minnie Orth.

---

2. Fortsetzung.

Mit leichtem Erröten fügte sie hinzu: „Horst hat mit mir getanzt. — Er sagte — Der Rosenkranz stände mir gut!"

Tante Luise sah in dieser Tatsache allerdings keine Garantie für das Gelingen ihres Planes. Sie war aber Optimistin, und so nahm sie sich vor, ihren Neffen zum zweiten Frühstück zu bitten, und mit ihm zu sprechen.

Das Resultat dieser Unterredung kennt man. Der Uebereifer liess die gute Tante Luise die Schlinge zu ungeschickt legen; der Vogel, der darin gefangen werden sollte, entwischte, — und flog davon. —

Hierüber ärgerte sich Frau von Walden nicht nur; sie machte sich auch schwere Vorwürfe: Wenn sich die Kleine nun die Sache zu Herzen nähme? Ach ja, sie war voreilig und unvorsichtig gewesen. — Am Nachmittag suchte sie Inge auf. Diese kam ihr rosig, voll freudiger Erwartung entgegen. — Sie plauderten zusammen; und Tante Luise schlug vor, am Abend in die Oper mit ihr zu gehen. Als sie im Begriff war, das Zimmer zu verlassen, sagte sie ganz beiläufig, als fiele es ihr jetzt erst ein: „Denke Dir, Kindchen, Horst hat sich heute von mir verabschiedet. Er verlässt uns, um auf seinen Posten nach Peters-

burg zu gehen. Er lässt sich Dir empfehlen.“

Inge ward abwechselnd rot und blass. Niedergeschlagen und hilflos stand sie da, und ein paar grosse Tränen perlten über ihre Wangen.

Die Baronin machte sich bittere Vorwürfe. Sie nahm voll Mitgefühl die Kleine in ihre Arme und streichelte liebevoll über ihren goldig blonden Scheitel. Dabei dachte sie grollend ihres Neffen, der dies liebliche Glück verschmähte.

* * *

Anderthalb Jahre sind seitdem vergangen. Es war gegen Mitte des Maimonats. Ein strahlender, tiefblauer Himmel wölbte sich über das reizende Baden-Baden, das wie ein glänzendes Juwel inmitten seiner grün bewaldeten Höhen lag. In verschwenderischer Siegeslaune hatte der Lenz seinen Blütenschatz über dieses wonnige Erdenfleckchen ausgeschüttet. Wie mit Schnee überrieselt standen die stark duftenden Faulbäume zwischen den lichtgrünen Birken und schlanken Edeltannen, deren frische Triebe aromatische Würze verbreiteten. Die Sonne warf goldene Lichter durch die mächtigen Kastanien, und liess ihre weissen und roten Blütenkerzen aufleuchten.

Goldregen und üppiger Flieder, Tulpen und Marzissen blühten zwischen sammetgrünen Rosenflächen. Und in den Zweigen jubelten die Vögel ihren Frühlings-Hymnus in die schönheitstrunkene Welt. Das Leben der berühmten Bäderstadt war schon im vollen Gange. Auf Promenaden, Fahr- und Reitwegen sah man Spaziergänger, jagten Equipagen und Reiter durcheinander. Ein lebensfrohes Bild auf dem Goldgrunde einer reichen, gottbegnadeten Natur.

Es war um die Mittagstunde als Horst von Bergheim, gesund und munter, die Lichtentaler-Allee durchschritt, um Frau von Walden aufzusuchen, deren Villa in dem kleinen Seitentale lag, das nach Gunzenbach führt.

Mit Vergnügen malte er sich die Überraschung aus, die sein unerwartetes Erscheinen hervorrufen würde. Er bog rechts vom Wege ab, und sah bald das bübsche, bis in die Giebel mit blühenden Pflanzen geschmückte Schweizerhaus vor sich. Bergheim näherte sich auf einem ihm bekannten Seitenweg, dessen dichte Fliederbüsche ihn verbargen. Da hörte er Stimmen und bald ward sein Blick gefesselt von drei Personen, zwei Damen und einem Herrn, die in lebhafter Unterhaltung auf der untern Terrasse des Hauses standen. Der etwas starke, ältere Herr mit grauen Haaren und Schnurrbart, hielt den Hut in der Hand und verabschiedete sich von Tante Luise. Während die junge Dame, eine bildhübsche Blondine, sich zärtlich an seinen Arm hing, und mit ihm die wenigen Stufen hinabschritt, um den vor dem Haupteingang des Gartens haltenden Wagen zu besteigen. — Wo hatte Horst dieses entzückende Gesicht schon gesehn? — Konnte diese schlanke, vornehme Erscheinung der unbedeutende Backfisch von vor anderhalb Jahren sein? —

Mit wachsendem Interesse beobachtete er aus seinem sicheren Versteck die drei Personen; besonders die junge Dame, die eben unter Lachen und Scherzen dem sich sträubenden Graubart eine leichte Decke über die Knie breitete: „Hübsch artig sein! Du weisst, wenn Du unvorsichtig bist, dann kommen die bösen, rheumatischen Schmerzen wieder!“ sagte sie mit einer so lieben Stimme und einem so herzigen Blick ihrer strahlenden Blauaugen, dass ein glückliches Lächeln in das wettergebräunte Gesicht des Herrn trat; und ein sonderbares Neidgefühl im Herzen des heimlichen Beobachters erwachte. —

Endlich waren sie zur Abfahrt bereit. Die Baronin grüsste und winkte mit dem Taschentuch: „Adieu! Glückliche Reise!“ „Adieu! Auf Wiedersehen in Buchensee!“ klang es zurück. Dann fuhr der Wagen dicht bei Horst vorüber. Noch einmal hatte er den vollen Anblick der jungen blonden Schönheit! — Er stand wie gebannt, und sah ihr nach, bis der Wagen in die Allee einbog, und seinen Blicken entschwand.

Nun aber eilte er mit ein paar langen, ausholenden Schritten durch den Garten, die Stufen hinan, und stand, wie aus der Erde gezaubert, vor seiner Tante:

„Horst Du bists?“ Ist's möglich!“ rief die Überraschte: „Ja, ich bin's in persona, wie Du siehst!“ lachte er, und ergriff ihre beiden Hände die er abwechselnd an die Lippen führte.
Aller Groll war vergessen. In diesem Augenblick des unverhofften Wiedersehens, fühlte sie nur das Glück ihn wieder zu haben. Sie strich ihn sanft über die bräunliche Wange, und blickte ihm liebevoll in die hübschen, lustigen Augen: „Du siehst gut aus! Es ging Dir immer gut?“

(Fortsetzung folgt.)

Villacher Radium.

Scherzspiel in einem Aufzug

von

Armin Ronai.

Alle Rechte für Aufführung und Uebersetzung vorbehalten.

Buch- und Bühnenvertrieb:
Magazin-Verlag Adolf Dressler jun.,
Leipzig-Möckern.

Schluss.

5. Szene.

Everl (rennt von links herein.)

Everl: Papa, Papa, was meinst, dass ich in der Pferdeschwemm' g'fangen hab!

Doktor: Was Everl, in der Pferdeschwemm' warst?

Everl: Ei freilich, warum denn nit? 's waren ja nur 6 Pferd und 4 Soldaten drin. Und da schau her, Papa, eine Kröten hab ich dort gfangen. Gelt, ein schöner Frosch. Und wie er springen kann! (Lässt das Tier fallen, das davonhüpft.)

Die Damen (kreischen erschreckt auf und springen auf Tische und Stühle.)

Doktor: Nun, gnädige Frau, habe ich recht? So ganz sorglos ist auch mein väterlicher Zustand nicht. — Everl, wennst noch einmal in der Pferdeschwemme Kröten fangst, dann, dann — —

Everl: Dann schenkst mir ein Pusserl, ja, Papa?

Doktor: Es ist halt alles umsonst. Ja, Everl, dann kriegst a Pusserl und ein Stück Schokolade dazu und eine grosse Marzipantorte obendrein. Aber jetzt schau, dass fortkommst, Du Frechdachs, rasch ins Bad, ist eh' schon höchste Zeit. Und dass Du mir nicht wieder die Leute unters Wassers tauchst, verstanden, Du Radiumfrosch?

Everl: (im Abgehen) Ja, Papa, nur den alten Herrn Geheimrat tunk' ich, dem hab ichs versprochen, der freut sich schon seit gestern mächtig drauf. Wird das lustig sein! (Ab.)

Doktor: Nun sehen Sie, gnädige Frau, dass es bei Töchtern nicht auf die Jahre ankommt, Mein Everl gibt sich mit Kröten ab ----

Frau Bruckner: Und meine Gerty mit ---- Dichtern. Und ich weiss nicht, was das Gefährlichere ist. Aber jetzt ist es höchste Zeit, dass ich meinen Spaziergang antrete. Habe ja das Bad noch garnicht verlaufen. Was glauben Sie, Herr Doktor, welche Richtung soll ich heute einschlagen?

Doktor: Sind Sie schon den Römerweg gegangen? Der führt durch ein reizendes Tal gegen Föderaun.

Fräulein Gerty: (dazwischenrufend.) Ah, Römerweg!

Frau Bruckner: (sie misstrauisch anblickend): Nein, nein, lieber nicht den Römerweg, meine Tochter scheint Vorliebe für römische Wege zu haben.

Doktor: Dann gehen Sie vielleicht auf die Genottehöhe, 30 Minuten sanft ansteigend, durch einen wundervollen Wald. Der reinste Oertelsche Terrainkurweg.

Frau Bruckner: Gut, gehen wir auf die Genottehöhe. Gerty, es geschieht schliesslich in meiner Familie doch, was ich will. (Ab.)

Fräulein Gerty: (im Abgehen zum Dok-

tor.) Da wollte ich ja gerade hin, Herr Doktor, ---- ach, was muss man diplomatisch sein, bis man eine Mutter auf den Pfad bringt, den man selber wandeln möchte. (Ab.)

6. Szene.

Der Doktor, Hofrat von Nedelsky.

Hofrat: (sich die Hände reibend.) Köstlich, gottvoll ---- dieses Spiegelbad ---- der reinste Verjüngungsquell. Wie frisch und froh man sich nach so einem Untertauchen fühlt, ganz jugendlich ---- (greift sich ans Bein) au! ---- verflixt, ---- das heisst, nicht wahr, Herr Doktor, auf einmal geht das doch nicht ---- ----

Doktor: Nein, Herr Hofrat, zaubern und hexen können wir in Warmbad Villach auch nicht. Und wenn einer meint, dass er nur auf fünf Minuten ins Bad springen muss, um alle die im Laufe eines Lebens --- eines lustigen Lebens! --- aufgespeicherten Hemmungen und Schädigungen fortzuwaschen, --- der wird sich freilich sehr enttäuscht sehen.

Hofrat: Hemmungen und Schädigungen! Au! --- Sie drücken sich so milde, so vorsichtig aus, Herr Doktor!

Doktor: Aber mit Beharrlichkeit und Geduld unser Wasser und unsere köstliche Luft auf sich wirken lassen --- so hat allerdings schon mancher Sieche und Müde in unserem Warmbad neue Kraft zu neuer Arbeit, neue Lust zu neuen Freuden gefunden.

Hofrat: Ich bin ja nicht unbescheiden in meinen Wünschen und Erwartungen und herzlich dankbar den Radiumsgeistern auch für das, was ich in der kurzen Zeit meines hiesigen Kuraufenthaltes schon erreicht habe. Und es liegt wohl an der rapiden Wirkung des Bades, dass man manchmal recht übermütige Anwandlungen bekommt und meint, den Krückstock definitiv wegwerfen zu können.

Doktor: Nur Geduld! Ich sah viele Patienten schon, die auf den Krückstock gestützt hergehumpelt kamen, nach einigen Wochen, eine dünne Gerte in der Hand schwenkend, lustig forttänzeln.

Hofrat: Mit dem Forttänzeln --- au! --- hat es wohl noch ein Stück Weg, aber besser fühle ich mich unstreitig schon, gewissermassen neu belebt. Und ich glaube, das Radium Ihres Heilwassers hat auch sonst Gedanken --- Wünsche in mir geweckt --- --- Herr Doktor, ein berühmter medizinischer Lehrmeister soll mal gesagt haben, dass ein Arzt noch mehr ist, als der Beichtvater, denn er heilt zugleich den Körper und die Seele. Darf ich Ihnen als meinem momentanen Universalberater --- au! --- ein Geständnis machen?

Doktor: Lassen Sie hören, Herr Hofrat, was bedrückt denn Ihre Seele?

Hofrat: Es geniert mich ja fast, es auszusprechen --- in meinen Jahren --- au! --- aber ich möchte es Ihnen doch vertrauensvoll mitteilen --- ich glaube, ich bin --- au! --- wie soll ich es nur sagen --- verliebt!

Doktor: Herr Hofrat, — verliebt?

Hofrat: Sehen Sie, wie Sie selber entsetzt darüber sind. Nun stellen Sie sich meinen Zustand vor. Ich und verliebt! Die Gicht in beiden Beinen, das Reissen in den Armen, der Magen schwach, die Leber entartet, das Herz angegriffen, die Galle ausser Funktion, die Niere verschrumpft und doch --- verliebt.

Doktor: Machen Sie sich nicht schlimmer, als sie sind. So schrecklich ist ja Ihr Zustand garnicht, aber freilich, verliebt . . . . . Wie kam denn das nur?

Hofrat: Ihr Wasser ist an allem Schuld, Ihr Radium. Dann vielleicht auch die entzückende Umgebung, die lauen Abende, die herumschwirrenden Johanniskäferchen, das süsse, schwüle Milieu --- muss man da nicht empfänglich, poetisch, schwach werden? Es ist halt gekommen, weiss selber nicht wie --- und nun bin ich verliebt.

Doktor: Und in wen denn?

Hofrat: Ich glaube, in Fräulein Gerty.

Doktor: Sie glauben --- ?

Hofrat: Ja, so ganz bestimmt, in einer jeden Zweifel ausschliessenden Weise hat sich das in mir allerdings noch nicht ausgesprochen. Da ist wohl auch die Kur schuld daran, die im Menschen alle Gefühle und Empfindungen wie toll durcheinanderrüttelt. Wie gesagt, manchmal meine ich, es wäre Fräulein Gerty, denn wieder gibt es Momente, wo sich meine Gedanken mehr auf die Mama konzentrieren.

Doktor: Ah, auf Frau Bruckner selbst! Je nun, sie ist eine stattliche Dame, die Frau Bruckner, das muss man schon sagen und Witwe ist sie auch, und so frisch und resolut, — die reinste, reife, Lebensbejahung --- und --- Herr Hofrat

da bleibt mir nichts übrig, als herzlich zu gratulieren.

Hofrat: Wozu denn, Herr Doktor?

Doktor: Nun — so — überhaupt.

Hofrat: So — ja, das acceptiere ich dankend. Denn sonst weiss ich ja nichts, rein garnichts, nur empfinden kann ich, wünschen. hoffen —

Doktor: Und dazu eben gratuliere ich Jhnen. Das ist an sich schon ein bedeutender Kurerfolg.

Hofrat: Sie raten mir also nicht ab?

Doktor: Ei wo denn, im Gegenteil, zu!

Hofrat: Zu welcher?

Doktor: Ich meine nur ganz im Allgemeinen.

Hofrat: Und im Besonderen?

Doktor: Das geht über meine ärztliche Pflicht.

Hofrat: Und was raten Sie, dass ich jetzt doch machen soll?

Doktor: Einen Spaziergang von einer Stunde in mässigem Tempo.

Hofrat: Nach welcher Richtung?

Doktor: Gehen Sie doch auf die Genottehöhe. Unterwegs oft ausruhen und im Wirtshaus oben — da finden Sie alles.

Hofrat: Alles?

Doktor: Ich glaube, alles, was Sie momentan brauchen.

Hofrat: Ich verstehe. Also alles finde ich auf der Genottehöhe. Sie sind ein prächtiger Mensch, Herr Doktor, ein guter Mensch und ein grossartiger Psycholog. Also ich gehe auf die Genottehöhe und wenn ich unterwegs drei Aspirin schlucken müsste. (Ab.)

Doktor (ihm nachrufend): Hoho, Aspirin, das gibt's in Warmbad Villach nicht. Dafür haben wir unser Radium. Hehehe, wie schnell der Melancholikus unternehmungslustig geworden ist!

7. Szene.

Der Doktor, der Kurdirektor.

Direktor: Herr Doktor, Herr Doktor!

Doktor: Nun, Herr Direktor, so echauffiert?

Direktor: Ist mir auch was Spassiges passiert da oben auf unserer Napoleonswiesen.

Doktor: So früh schon auf den Anstand gewesen?

Direktor: Musste doch! Auf der Speisekarte steht für morgen Rehbraten, und nicht ein Quentchen Wild in der Vorratskammer. Sie wissen ja, wie reissend unsere Rehrücken und Keulen abgehen. Also Gewehr angepackt und hinauf auf den Anstand. Dort gleich bei unserem Steinbruch ist, wie Sie wissen, für mich immer was zu holen. Richtig, es vergeht keine halbe Stunde, und schon hat ein kapitaler Rehbock seinen Blattschuss abbekommen. Jetzt wird er wohl schon in der Küche ausgeweidet.

Doktor: Und das ist für sie so aufregend?

Direktor: Nein, nein, das Merkwürdige kommt noch. Wie ich also grad wieder heimkehren will zu meinen sonstigen Pflichten, denn ich hab ja, als Direktor unseres Kurortes, wie Sie wissen, ausser dem Rehbockschiessen auch noch manches andere zu erledigen — da raschelt es wieder verdächtig im Busch. Ich reiss das Gewehr an die Backe, denn ich glaubte nicht anders, als dass noch ein Rehbock Sehnsucht hätte, partout auf unsere Speisekarte gesetzt zu werden. Wie ich aber zum Glück genauer zusehe — ich war ganz baff. Erst kommt aus dem Gebüsch ein zerrissener Lackschuh zum Vorschein, dann eine defekte schwarze Hose, darauf ein zerfetzter Smoking und schliesslich ein total zerkratztes und zerschundenes Gesicht.

Doktor: Ein Abgestürzter!

Direktor: Nein, nur verstiegen hatte sich der Mensch. Ein Tourist in dem Aufzug! Auf meinen Zuruf kroch er dann die Felswand beim Steinbruch auf allen Vieren herunter. Schaut gut aus, der Herr, ist ein Berliner, sehr drollig dabei, ein lustiger Kauz — übrigens — (ruft hinaus:) Jakob, führen Sie doch den Herrn her.

---

8. Szene.

Die Vorigen, Herr Lehmann (humpelt, auf Jakob gestützt herein und lässt sich stöhnend in einen Korbstuhl fallen.)

Lehmann: (spricht bald originellstes Berlinisch, bald ein Gemisch von Berlinisch und reinstem Hochdeutsch.) Dank, tausend Dank, guter Jakob für die gnädige Nachhilfe, die Sie mir angedeihen lassen. — Guten Morjen, die Herrn — uff — ick jlobe, ick habe mir auf meiner Hochgebirgstour entschieden mancherlei kaput gemacht. Total entzwei, 's war aber auch 'ne tolle Sache. Nee, so was, so was!

Doktor: Ich bin der Arzt des Kurortes — haben Sie bei der Kraxelei ernsten Schaden genommen?

Lehmann: Nee, Herr Doktor, ernst wird es wohl nicht sein, so globe ick. Die verehrten Beener und Knochen scheinen ja soweit noch hübsch beisammenhalten zu wollen, nur eklich verkratzt und verschunden habe ick mir — merschtendeels äusserlich, wie Sie zu konstatieren, die Menschenfreundlichkeit haben wollen.

Doktor: Allerdings, äusserlich sind Sie stark mitgenommen, das dürfte aber glücklicherweise mehr den Schneider, als den Arzt angehen.

Lehmann: Ja, ja, die Kleedage ist hin, und in den Lackpontons werd ick wohl kaum mehr auf den Subskriptionsball gehen können.

Doktor: Wo waren Sie denn eigentlich in diesem Soireeanzug?

Lehmann: Na, doch auf dem Dobrutsch, oder Dobritsch, oder wie der Malefizberg heisst.

Doktor: Was? Im Smoking auf dem Dobratsch?

Direktor: In Lackschuhen sind Sie 2200 Meter hoch gestiegen?

Lehmann: Aber, meine Herren, ein Berliner!

Doktor: Hahaha, das ist köstlich. Aber ich hab hier in Warmbad Villach schon viele Berliner gesehen, die nicht im Smoking alpine Hochtouren gemacht haben.

Lehmann: Solche Chosen sind ja auch eine ganz besondere Spezialität von mir. Wissen Sie Herr Doktor, mit vernagelten Bergpantinen von 20 Pfund Eigengewicht auf'n Berg kraxeln, und dazu für jede tausend Meter einen Extra-Führer und einen wohlassortierten Sanitätswagen mit Rettungsmannschaft hinterdrein — das kann jeder. Ich mache solche kleene Spaziergänge, so wie ich just momentan gerade angekleidet bin. Diesmal hatte ich zufällig 'nen Smoking und Lackschuhe an, als mir der glorreiche Jedanke kam, auf den Dobritsch —

Direktor: Dobratsch —

Lehmann: Also auf den Dobratsch naufzusausen. Und so sauste ich denn los. Und schene war die Sache immerhin, pickfein, sage ich Ihnen, bis auf den Retourweg. Da hatte ich freilich bei meiner holden jugendlichen Sorglosigkeit etwas die Direktion verloren, kam in einen eklichen dicken, aussichtslosen Nebel rin und ging dann trotzdem frech drauf los, als wenn ich daheeme auf dem Tempelhofer Felde zur Parade marschieren täte. Die ollen spitzigen Steine, über die ich immerzu gestolpert bin und die ferchterlichen Abgründe, an denen ich wie'n geölter Blitz nur so vorbeischoss! Ich weiss es eigentlich selber nicht, wie ich schliesslich doch noch ziemlich heil und lebensfähig herunterkam. Ich rutschte ja mehr, als ich ging, kollerte etliche hübsche senkrechte Abhänge wie 'ne tollgewordene Lawine runter, machte Sprünge wie 'ne Gemse im Mai und glaubte manchmal, nu wär's total aller Dage Abend geworden. Schliesslich landete ich — autsch! zerschunden an Leib und Seele mit klaffenden Lackschuhen und zertrümmertem Smoking in einem menschenfreundlichen Haselnussstrauch, wo mich dann der liebenswürdige Herr Direktor erst als Rehbock totschiessen wollte, schliesslich aber doch aufgelesen und heruntergebracht hat. Und nun sitze ich da wie eine pensionierte Vogelscheuche und bitte die Herren um einen warmen Löffel, denn es wird mir ganz flau in meinem düsteren Jemüte. (Knickt kraftlos zusammen.)

Doktor: Hier ein Schluck Cognak, das wird Ihnen gut tun. Wie man aber auch so unüberlegt und leichtsinnig sein kann.

Lehmann: (Nachdem er getrunken hat.) Ah. Das tut wohl. Sie führen 'n guten Tropfen! Also leichtsinnig? Allemal! Das liegt mir schon im Blute. Immerzu dolle Sachen und verrückte Streiche machen. Darum sagt ja auch mein Vater, der Kommerzienrat Oskar Lehmann, in Firma Lehmann, Borschke & Cie., Damenmäntelkonfektion en gros. Berlin SW., Kleine Sternstrasse 75 — „Bruno", sagt er permanent zu mir, „am nützlichsten kannst du dir der Firma erweisen, wenn du garnischt tust und spazieren gehst." Na, das kann der alte Herr ja haben. Nun tue ich seit einigen Jahren mit besonderer Hingabe immerzu nischt und jehe zu seinem Vergnügen und zum Vorteil der Firma spazieren. Bald da, bald dort, wo es gerade schön und angenehm ist. Für diesen Sommer habe ich mir zu diesem Zwecke des süssen Nichtstuns die Villacher Jegend ausjesucht, wohne drin im Parkhotel — is 'n feines Haus — Effeff — das muss ich sagen, könnte schlankweg ohne zu errröten in unserem Berlin Unter den Linden stehen. Also da logiere ich nun schon seit zwei Wochen, lebe wie der Prinz von Arkadien in Wonne und Glückseligkeit und mache zwischenmang zur Erhöhung meines Wohlbehagens und Steigerung meines Appetits immerzu so kleine Promenaden. War schon auf dem Mittagskogel —

Direktor: Im Smoking?

Lehmann: Nee, hatte damals zufällig mein schwarzes Jaket an. Dann war ich auch auf dem Mangard, auf dem Triglav, auf dem Ankogel und wie die niedlichen Bergelchen hier herum alle heissen.

Doktor: 3000 Meter nennt er niedliche Bergelchen! Oh diese Berliner!

Direktor: Auf dem Mittagskogel im Jaket!

Lehmann: Ist dem Jakett nichts passiert. Kann sich noch heute in den besten Gesellschaftskreisen sehen lassen. Na, und schliesslich kam ich auch auf diesen verflixten Dobritsch.

Direktor: Dobratsch!

Lehmann: Ja doch, Dobratsch. Für das Hügelchen wären doch Lackschuhe auch gut genug, dachte ich. Und es wär' ja auch gewiss tadellos gegangen, wenn ich mich auf dem Rückweg in den ollen Nebel nur nicht so schandmässig verstiegen hätte. Ich glaube, es hat nicht viel gefehlt und Oskar Lehmanns einzige Hoffnung auf weitere Generationen wäre für die Weltgeschichte ein überwundener Standpunkt gewesen. Denn ich habe ja noch nicht mal Gelegenheit jefunden, den kathegorischen Befehl meines jeliebten Erzeugers nachzukommen.

Doktor: Welchem Befehl?

Lehmann: Mir auf der Reise unbedingt eine Frau zu suchen. Das Heiraten allein, so meinte mein Alter, könne aus mir noch allenfalls einen halbwegs brauchbaren Damenmäntelkonfektionär machen.

Doktor: Und sie suchen auf dem Mangard und auf dem Dobratsch eine Frau?

Lehmann: Weiss denn der Mensch, wo ihm die Blume des Glücks erblüht?

Doktor: Auf den kahlen Gipfeln unseres Hochgebirgs doch keineswegs.

Lehmann: Wenn nicht auf den Gipfeln, dann vielleicht in den Tälern Kärntens. Habe im Fluge hier in Ihrem entzückenden Parke schon ein paar reizende Gestalten gesehen, die mir das Herz heftiger pumpern machten.

Direktor: So rasch?

Lehmann: Wir Berliner sind in allem fix. Uebrigens, Herr Direktor, wie ich höre, heisst Ihre Wiese da oben beim schmucken Heidehaus die Napoleonswiese. Interessante historische Reminiszenz das. Napoleon — Sedan?

Direktor: Nein — im Gegenteil — Jena!

Lehmann: Na, ist schliesslich janz ejal, das Zeitalter sieht man der Wiese bestimmt nicht an. — Doch wie wird mir . . . . höllisch brennt's mir im Gebein und bin wie zerschlagen und zermalmt. O Bruno, o Bruno, das haste doch fein gemacht!

Doktor: Nur getrost, Herr Lehmann, Ihre Schwäche wird sofort schwinden. Da kann Ihnen das Radium unseres Spiegelbades momentan aufhelfen.

Direktor: Aber zweifellos. Unser Wasser stellt Sie sofort auf die Beine. Jakob!

Jakob: Befehlen, Herr Direktor.

Direktor: Rufen Sie sofort die Badefrau.

Jakob: (Ab.)

Lehmann: Einer Badefrau wollen Sie mir zur Reparatur übergeben? Sehr gut! Uff Ehre! Ausgezeichnet! Nee, was man in Kärnten für interessante und merkwürdige Sachen erleben kann.

Direktor: Diese Badefrau, der ich die Wiederherstellung Ihres werten Wohlbefindens anvertrauen will, ist sogar nur ein Badefräulein. Die Agnes, unsere Radiumnixe, die oberste Hüterin unseres jederzeit allen Geschlechtern zugänglichen Heilbades.

Lehmann: Alle Jeschlechter — Radiumnixe — einfach überwältigend grossartig. Da möchte man doch vor Vergnügen reineweg aus der Haut fahren und sich daneben stellen.

---

9. Szene.

Die Vorigen, Agnes.

Agnes: Herr Direktor befehlen?

Direktor: Hier, Agnes, führen Sie den Herrn ins Spiegelbad. Soll recht lang drin bleiben.

Doktor: fünfundzwanzig Minuten, hats dringend nötig nach sò einer famosen Rutschpartie.

Direktor: Und dann, Jakob, geben Sie dem Herrn Lehmann irgend was zum Anziehen, bis seine Sachen aus dem Parkhotel geholt werden.

Jakob: Jawohl, werd's besorgen.

Lehmann: (sich auf Agnes stützend.) Danke, meine Herren, Sie sind alle wirklich zu gütig. So liebe, gute Menschen gibts an der Spree janz jewiss nicht, so was gedeiht nur in den Bergen Kärntens, am Fusse des Dobritsch.

Direktor: Dobratsch!

Lehmann; Gewiss, Dobratsch. Werde Ihnen allen in Dank verbunden bleiben und die Firma Lehmann, Borschke, & Cie. wird sich auch nach besten Kräften erkenntlich zeigen. (Zu Agnes). Welch' ein reizender Käfer, diese Radiumnixe

Wirklich zum Reinbeissen! — — Also uff, ins Bad, reichen Sie mir Ihren Arm, holde Maid, auch Sie, gütiger Jakob. Nun wird es schon gehen. Aber ich werde mir doch mehr auf die feminine Seite stützen, das is entschieden anjenehmer und — Badenixe, wenn ick Sie näher beaugenscheinige — — Sie sind faktisch ein süsses Mädel, eine holde Radiummaid, ich glaub', ich könnt' mich sogar in Sie — — au! wie das brennt — So bald geh ich nicht wieder auf den Drobritsch, — Nu aber rasch hinein ins Villacher Radium, damit ich wieder menschliche Form erhalte. (Ab.)

Direktor: (nachrufend). Dobratsch heissts! — — Ein spassiger Junge, dieser Berliner. Der ist imstande, nur um dem Auftrag seines Vaters nachzukommen, unsere Badefrau zu heiraten.

Doktor: Ja, der bringt das fertig. Schliesslich, es wäre für ihn noch nicht das schlechteste. Die Agnes ist ein nettes Mädchen. Schad' wär's nur für uns selbst. Wo bekommen wir denn so rasch einen vollwertigen Ersatz für die tüchtige Agnes?

---

10. Szene.

(Schreie hinter der Szene. Frau Bruckner und Hofrat von Nedelsky stürzen in höchster Aufregung herein.)

Frau Bruckner: Herr Doktor, Herr Doktor! Ach Gott, Herr Doktor — (sinkt wie vernichtet in einen Rohrstuhl).

Hofrat: Herr Doktor, Herr Doktor — (fällt in einen anderen Stuhl).

Doktor: Aber, gnädige Frau. so ausser sich, — was ist denn geschehen?

Frau Bruckner: Auf der Genottehöhe — auf der Genottehöhe!

Doktor: Was ist denn auf der Genottehöhe geschehen?

Hofrat: Oh, oh, es war schrecklich.

Doktor: Aber was denn, was denn? (Bemüht sich hin und herlaufend bald um Frau Bruckner, bald um den Hofrat).

Frau Bruckner: Eine Gemse, eine Gemse!

Direktor: Eine Gemse? Auf der Genottehöhe eine Gemse — —?

Hofrat: Ja, ja, eine Gemse.

Frau Bruckner: Hat mich aufgespiesst.

Hofrat: Ja, ja, aufgespiesst.

Doktor: Auf der Genottehöhe — —?

Direktor: Eine Gemse —

Doktor: Aufgespiesst?

Frau Bruckner: Ja, aufgespiesst!

Hofrat: Ganz aufgespiesst.

Doktor: Aber ich sehe doch absolut keine Spur davon —

Direktor: Auf der Genottehöhe hats noch nie Gemsen gegeben und dann — spiessen tun die Gemsen überhaupt nicht. Sie sind froh, wenn sie selbst nicht gespiesst werden.

Doktor: So erzählen Sie doch, gnädige Frau — — trinken Sie mal erst einen Schluck Wasser — so auch Sie, Herr Hofrat — und nun, bitte erzählen Sie doch in Ruhe meine Herrschaften — was ist denn eigentlich geschehen?

Frau Bruckner: — Auf der Genottehöhe —

Hofrat: Es war schrecklich —

Frau Bruckner: Eine Gemse!

Direktor: Eine Ziege wird's wohl gewesen sein.

Hofrat: Nein, eine Gemse!

Frau Bruckner: Wenn Herr Felsenegg sich nicht so heldenmütig benommen hätte —

Doktor: Aha, Herr Felsenegg!

Frau Bruckner: Und wenn der Herr Hofrat nicht wie ein Heros dazwischengetreten wäre — —

Hofrat: Wie ein Heros — — (schwingt seinen Krückstock).

Direktor: Ja, wie geschah denn alles? Wir verstehen noch immer nicht recht den Zusammenhang.

Frau Bruckner: Wir waren bereits au dem Abstieg begriffen, es war ein herrlicher Spaziergang, die Jungen pflückten Erdbeeren, wir Alten suchten Glockenblumen — da auf einmal stürzt aus dem Dickicht eine Gemse hervor —

Direktor: Eine Gemse —?

Hofrat: Eine Gemse!

Frau Bruckner: Geradewegs auf mich zu mit gesenktem Kopf und schrecklich langen Hörnern mit der unverkennbaren Absicht, mich aufzuspiessen, Der Schreck, der mich durchzuckte! Ich glaubte, nun sei alles aus — alles — alles —

Doktor: Nun. und dann?

Frau Bruckner: Ich schrie natürlich laut um Hilfe. Herr Felsenegg — oh, wie verkannte ich bisher die Dichter und Poeten — Herr Felsenegg sprang im letzten kritischen Moment, als ich schon glaubte, vom Horne des Untiers durchbohrt zu werden, beherzt hinzu, öffnete seinen Regenschirm

und dem Himmel sei Dank — die wilde Bestie wich, sprang beiseite und — der Herr Hofrat schwang dazu seinen Stock mit dem goldenen Griff — dann war ich Gottlob gerettet. Die Gemse entlief. ohne mir Schaden zuzufügen, zürück in die Region der Gletscher.

Hofrat: Ja, ja, es war ein kritischer Moment. Die Gemse — es mag ja vielleicht auch ein Steinbock gewesen sein man hat ja wohl Brehms Tierleben permenent im Kopfe — — in der Aufregung kann man sich in der Zoologie um eine Kleinigkeit wohl auch irren — aber es war bestimmt ein böses Tier, das wir glücklich in die Flucht gejagt haben — doch der Schreck!

Frau Bruckner: Ja, der Schreck steckt mir noch in allen Gliedern und wird sobald nicht von mir weichen. Oh, oh, diese böse, böse Gemse!

Hofrat: Beruhigen Sie sich, gnädige Frau, nun ist ja alle Gefahr vorüber.

Direktor: Aber um alles in der Welt, meine Herrschaften, es gibt doch in den Wäldern von Warmbad Villach ganz bestimmt keine Gemsen!

Frau Bruckner: Herr Direktor, ich sage es Ihnen, es war eine Gemse und eine böse, wilde Gemse noch dazu.

Hofrat: Jawohl, es war eine böse, wilde Gemse!

Frau Bruckner: Und wenn der Herr Hofrat mit seinem Stock — mit dem goldenen Griff und Herr Felsenegg mit seinem Regenschirm nicht dazwischengetreten wären — — — — oh, da ist er ja, mein Retter!

---

11. Szene.

Die Vorigen, Herr Felsenegg, Frl. Gerty.

Felsenegg und Gerty: (ganz vertieft ins Gespräch, ohne die anderen zu bemerken. Felsenegg liesst aus einem Manuskripte vor.)

Gerty: Ach bitte, noch eine Strophe — wie innig, tiefempfunden das klingt.

Felsenegg: Gut, Fräulein Gerty, noch eine Strophe, die letzte vor der Entscheidung:

In Marmbad Villach zwischen Tannen und Linden
Hier sollt' meinen Engel des Lebens ich finden;
In Warmbad Villach, wie rasch war's geschehn,
Der Himmel erhörte mein Wünschen und Flehn;
Hier endet der Krankheit — des Herzens Pein,
Gerty, erhör mich, oh, Gerty, sei mein!

Gerty, — Holde — Einzige — Gute — willst du?

Gerty: Oh, Erich, sprechen Sie mit meiner Mama!

Frau Bruckner: (vortretend). Hat er schon, mit dem Regenschirm auf der Genottehöhe, Wer im Momente der höchsten Gefahr so beherzt ist, so kühn und so mutvoll, wird auch im Lebenskampfe stets das Richtige zu treffen wissen — selbst wenn er nicht weiter ist — als ein Poet. Gerty, greif zu, reiche dem Helden deine Hand fürs Leben.

Felsenegg: Mama, dieses Glück — Gerty!

Gerty. Erich! (Umarmen sich.)

Felsenegg: Auf der Genottehöhe lass ich aus Dankbarkeit ein Marterl — will sagen einen Gedenkstein errichten, dort, wo mein Wünschen Erfüllung fand.

Frau Bruckner: Aber fleissig baden müssen Sie noch, lieber Schwiedersohn, im Radium; die Ischias, oder wie das heissen mag, die Podagra darf ein junger Bräutigam nicht haben.

Felsenegg: Ach was, Podagra Ischias — vor so viel Glück kann eine Ischias nicht bestehen, und Warmbad Villach — ein Wunderquell — heilt die Schmerzen der Sehnen und das Sehnen der Herzen.

Direktor: Ich gratuliere, Herr Felsenegg, Sie werden auch so liebenswürdig sein, den schönen Ausspruch in unser Stammbuch einzutragen.

Doktor: Auch gratuliere herzlich — aber noch ein paar Sitzungen mit Elektrizität werden doch nicht schaden. Sie wissen schon —

Felsenegg: — Nein, Doktor, das elektrische Fluidum beziehe ich von jetzt ab ausschliesslich von meiner Gerty.

Gerty: Du Schlimmer, Böser! Ziehen sich zurück, im Vordergrunde bleiben nur Frau Brruckner und der Hofrat.)

Hofrat: — Eh — eh — das ist eigentlich köstlich — nun muss ich Ihnen wohl gratulieren, gnädige Frau, und dabei ist mir so sonderbar, eigentümlich schwer ums Herz —

Frau Bruckner: Warum denn, Herr Hofrat?

Hofrat: Weil ich selber, wahrscheinlich unter der Einwirkung der Warmbad Villacher Kur, unter dem Einfluss des Radiums, so merkwürdige, mir sonst fremd gewesene Wünsche und Erwartungen im Herzen fühle — —

Frau Bruckner: Ja, Herr Hofrat, ich muss aufrichtig gestehen, ich hatte einige Zeit bezüglich meiner Gerty auch ganz besondere Gedanken, die sich gewissermassen mit Ihrer werten Person be-

schäftigten. Aber wie Sie sehen, die Jugend — ich meine, die grüne Jugend hat gesiegt. Nach der schrecklichen Begegnung oben konnte ich nicht anders, das werden Sie wohl auch einsehen.

Hofrat: Freilich, freilich, und ich finde die Sache auch soweit ganz in Ordnung, und es ist Ihnen zu der Lösung auch zu gratulieren, denn der Herr Felsenegg ist wirklich ein tüchtiger, liebenswürdiger Herr, an dem Sie gewiss viel Freude erleben werden. Aber Sie selbst, gnädige Frau, Sie selbst — wenn ich so bedenke — —

Frau Bruckner; Ich selbst — ich? —

Hofrat: Gnädige Frau, es schwebt heute — wie soll ich sagen — ganz besonders viel Lebensradium in der Luft von Warmbad Villach frei herum. Ich fühle es gar deutlich. Meine Schmerzen sind wie weggeblasen, dafür zwingt mich etwas in meinem Innern, die Gelegenheit, die ich in meiner Jugend so oft und so gründlich verpasst habe, mutig zu ergreifen. Ja, zu ergreifen, um mir noch etwas von dem Glück, das jedem auf Erden zugedacht ist, erhaschen zu können. Gnädige Frau, — auch ich meinte erst, es wäre vielleicht — gegebenenfalls — Fräulein Gerty. — Aber nein, das wäre gewiss nicht das Richtige gewesen, das hätte ganz bestimmt keinen guten Klang gegeben. Aber — aber — Sie gnädige Frau, Sie —

Frau Bruckner: Mein Gott, Herr Hofrat, ich, ich — ?

Hofrat: Ja, Gnädigste, Sie, Sie! So stattlich noch, so jugendlich, so voller Ideale und Lebensfreude — könnten Sie, wollten Sie dem Manne, der wohl etwas klapperig schon und angejahrt ist und schon auf den Krückstock gestützt, durch den Lebensernst humpelt, der sich aber noch recht viel Jugend und warmes Empfinden bewahrt hat, könnten Sie es versuchen, mir Freundin, Gattin, alles zu werden?

Frau Bruckner: Himmel, dieses Warmbad Villach — erst Gerty — dann die Gemse — schliesslich Herr Felsenegg — und jetzt auf einmal Sie, ich, Sie — was tue ich nur mein Gott — ich geniere mich ja fast — in meinem Alter — — Herr Hofrat — sprèchen Sie mit meiner Tochter.

Gerty (eilt auf sie zu): Mama, Herzensmama, ja, ja, greif zu, es ist gewiss dein Glück. Der Herr Hofrat ist ja ein so guter, edler Mensch, und du bist so jung noch und so fesch, du wirst sicher glücklich werden.

Felsenegg: Mama, sagen Sie ja, und Sie machen uns doppelt glücklich.

Hofrat: Darf ich hoffen —?

Frau Bruckner: Nein, dieses Warmbad Villach! Man kommt als strebsame resignierte Mutter her und gerät schliesslich selbst in einen Wirbel, in einen Trubel in einen Radiumtaumel — nun, wenn es denn nicht anders sein kann — in Gottes Namen — — ja, ja!

Hofrat: An mein Herz, teure — (zu Gerty, rasch) wie heisst denn die Mama?

Gerty: (ebenso) Karoline.

Hofrat: — Oh, teure Karoline. (Umarmt sie stürmisch. Alles jubelt.)

Doktor: Das muss ich aber sagen, unser Warmbad macht sich. Es wird ja nachgerage das reinste Heiratsbad.

Direktor: Das kommt auch nächstes Jahr in den Prospekt hinein, als neuste Wunderwirkung unseres Radiumwassers — — (beiseite zu Jakob). Jakob, sagen Sie mal, was war den das eigentlich für eine Gemse da oben auf der Genottehöhe?

Jakob: A Gemsen? Ka Spur. Die Milchgeiss wars vom Bergwirten.

Doktor: Na ja, das war leicht zu erraten.

Direktor: Schadt' nix, lassen wir's nur bei der Gemse, sonst bringen wir die glücklichen Brautpaare noch um ihre Illusion.

---

12. Szene.

Die Vorigen, Agnes, Herr Lehmann.

Agnes: Herr Direktor, Herr Direktor!

Direktor. Was gibt es denn, Agnes, so aufregendes?

Agnes: Ich bitt' schön, Herr Direktor, ich meld', ich mach mei 14 Tag und dann geh' ich.

Direktor: Was fällt Ihnen denn ein, jetzt in der Hochsaison — —

Agnes: Ich bitt', ich kann nicht anders, dringende Familienangelegenheiten zwingen mich, Ich tu nämlich heiraten.

Direktor: Himmel Laudon, Sie auch? Sind denn heute alle Schrauben los in Warmbad Villach? Und wen wollen Sie denn so plötzlich heiraten?

Lehmann: (in einer Lohndienerlivree vortretend). Na doch mich, meine verehrten Herrschaften, wen denn sonst? Ich hab ihr jesehen, sie klapperte ein paarmal vernehmlich mit den Augen und — weg war ich, einfach weg. Dass sie ein einfaches

Kind aus dem Volke Kärntens ist — das tut nichts zur Sache. Im Gegenteil, des wird dem Jeschlechte derer von Lehmann nur zum grössten Vorteil jereichen, So ein bischen Kärntner Radium wird sich an der Spree, und in unseren nächsten Generationen gewiss nützlich verwerten lassen. Ueberhaupt die Agnes mit ihrem Kärntner Gemüte! — Wenn ick mal in 'ne melancholische Stimmung rinjerate, wird mir Agnes uffheitern mit 'nem echten Kärntner Lied von, eh — von Koschut —

Direktor: Sie meinen wohl unseren Koschat —

Lehmann: Ja doch, wie der Mann schon heisst, der das berühmte Lied gedichtet hat:

Ganz eensam, ganz eensam,
Ganz eensam bin ick,
Wie 'n Stein auf der Chaussee,
Kein Madl mag mir.

Und das übrige wird dann beim Standesamt No. 27 in Berlin SW. zur allgemeinen Zufriedenheit prompt erledigt werden. Also, Herr Direktor, wenn Sie nichts dagegen haben —

Direktor: Ich verrammelte noch niemanden den Weg zum Glück. — Aber wie schauen Sie denn aus, Herr Lehmann?

Lehmann: Der gütige Jakob borgte mir seine Feiertagsuniform, bis ich wieder zu meinem Koffer gelange. Mache mich doch gut als Pseudo-Jakob, wie? Vielleicht, wenn's mit der Damenkonfektion in Berlin doch nicht gehen sollte — — Lohndiener in Warmbad Villach is och keen schlechtes Jeschäft nich — — Also Sie sagen nicht nein, Herr Direktor! Haben Sie Dank, und dass Sie 's nur wissen, das nächste Jahr werden Sie es vor lauter Berliner in Villach garnicht aushalten können. Ich schicke meine gesamte Vaterstadt herunter, denn so ein Heilbad, das jibt es in janz Europa und seinen Nebenländern nicht zu finden.

Direktor: Ein Heilbad sagen Sie! Ein Heiratsbad ist unser Warmbad geworden! Kann mir übrigens recht sein.

13. Szene.

Die Vorigen, Everl (stürzt ganz aufgeregt herein.)

Everl: Papa, Papa — — —

Doktor: Na, was gibt's denn, Everl, du bist ja ganz erhitzt.

Everl (aufgeregt): Papa — ich — denk dir nur — der Fritz — weisst, der Sohn von dem Soldaten — —

Doktor: Ah, der Fritz vom Herrn General —

Everl: Ja, ja, der — —

Doktor: Na, was will denn der Fritz?

Everl: Papa, denk nur — heiraten will mich der Fritz, so hat er gesagt.

Doktor: Was?

Direktor: Himmel, nun fangen auch schon die Kinder an.

Everl: Ja, heiraten will er mich, wenn er grösser ist.

Doktor: So, und wie alt ist denn der Fritz jetzt?

Everl: Na, doch zehn Jahr, er kommt zum Herbst ins Gymnasium.

Doktor: Gut, dann sag' diesem Generalsfritzen, er könnt' in fünfzehn Jahren wieder mal anfragen, verstanden?

Everl (enttäuscht): Oh, erst in tünfzehn Jahren. (wendet sich unwillig ab und geht schmollend zur Seite).

Doktor: Nun, Herr Direktor, was sagen Sie dazu?

Direktor: Unser Warmbad macht sich, Doktor, unser Heiratsbad. Noch ein Glück, dass wir beide schon im Ehehafen ankern, sonst käme wohl die Reihe jetzt an uns. Sie sehen ja, alles heiratet alles —

Doktor: Ja, das Radiumwasser von Warmbad Villach hat mächtige, noch gar nicht genügend erforschte Wirkungen.

Alle: Das weiss der Himmel!

(Der Gong zur Table d'hôte ertönt draussen.)

Direktor; Zu Tisch nun, meine Herrschaften, zur Festtafel! Es gibt heute eine selbstgeschossene Rehkeule, und ein paar Flaschen Sekt lasse ich auch auffahren zu Ehren der drei neuesten Brautpaare von Warmbad Villach!

Alle: Heil Warmbad Villach!

Felsenegg: Silentium, meine Herrschaften, für eine allerletzte Glücksstrophe:

Was auch das Leben hat Böses erteilt,
In Warmbad Villach wird alles geheilt,
In Warmbad Villach ein gütig Geschick
Liess finden uns Seligkeit, Wonne und Glück.
Dreifach nun segnen wir diesen Ort,
Oh, Warmbad, blüh und gedeih immerfort!

Alle: Heil! Heil! (Gehen, bis auf Jakob, lachend ab.)

Jakob (nach einer kleinen Pause): Ich sag's ja, unser Drahdium, das draht alles um und um!

(Vorhang fällt.)

G. Bauer.

? . .

In einem Fürstensale
Auf goldbesticktem Pfühl
Sitzt still ein Edelfräulein
Im wonnigem Gefühl.

Auf einer weiten Haide
In blumenreichem Grün
Sitzt stumm ein Schäfermädchen,
Sieht träumend vor sich hin.

Du Fürstenkind im Sale,
Du Mädchdn dort im Grün,
Welch Träume sind's die wonnig
Durch eure Seelen ziehn?

W. Lüderitz.

Trotzdem.

Ein Tor, der auf das Äussre sieht.
auf äussern Glanz und äussern Schein.
Wer freut sich wohl des Goldpokals,
fällt ihn ein schlechter Wein.

Drum frag ich auch die Leute nie,
wozu sie sich bekennen;
ist einer treu nur, gut und wahr,
so will ich Freund ihn nennen.

Und wärest du, mein blondes Lieb,
nicht auch wie ich ein Christ,
wärst du ein Heidenmädchen gar,
du bliebst doch, was du bist.

Du bliebst mein Glück, mein Leuchtestern,
und würdest auch mein Weib,
selbst wenn die Kirche spräch den Bann
aus über Seel und Leib.

Was brauchts der Kirchenweihe auch?
Ein grössrer Glanz ist dein:
Das Immergrün der Tugend schmückt
dich wie ein Heil'genschein.

Max Th. Heinrich.

Der erste Kuß.

Ja, heil'ge Gottbegeisterung
Entfaltet sich in mir,
Und in ergebener Huldigung
Knie' ich. o Weib, vor dir.

Ich flehe und ich bettle lang,
Bis du dich zu mir kehrst,
Bis du mir schüchtern, zagend, bang
Den ersten Kuss gewährst,

Man fühlt so viele Süssigkeit
Im allerersten Kuss,
Dass man ihn wohl für alle Zeit
Gleich zweimal küssen muss.

A. N. Hermann Henke.

Wenn die Eichen wieder grünen.

Wenn die Eichen wieder grünen,
Deutscher Fluren schönste Zier,
Schreiten Geister alter Hünen
Durch das junge Waldrevier.
Grosse Herzen hör' ich schlagen,
Hoher Stimmen heil'ge Macht:
Vaterland, in diesen Tagen
Ist dein edler Sinn erwacht.
Stille Chöre allerorten,
Wo sich Eichen breiten aus,
Predigen mit schlichten Worten:
Sohn, hier warst du stets zu Haus!
Heimatglaube, Heimatliebe —
Seligste der Menschentriebe:
Vaterland, dich grüss' ich traut,
Meine schönste Heldenbraut!

Hohe Kraft liegt eingeschlossen
Früh dem stolzen deutschen Baum,
Auf des Bäumchens edlen Sprossen
Ruh, ein langer Werdetraum.
Schlummernd in der Helden Wiege
Tut der erste Blick sich auf;
Langsam mit verhalt'nem Siege
Nimmt er zeinen Werdelauf.
Unklug nicht voraus zu spähen,
Ist der deutschen Eichen Sinn;
Nicht mit losem Tand zu blähen,
Ist dein reicher Kraftgewinn.
Lässt die andern hastig treiben,
Lässt sie schwanken, weichen, dreh'n:
Was du bildest, das muss bleiben,
Was du schaffst, das soll besteh'n.

Schönster Baum der deutschen Erde,
Wie hast du ein Volk beglückt!
Das am heimatlichen Herde
Jedes Dorf durch dich geschmückt.
Stehst als wetterstarker Wächter
Um des deutschen Mannes Burg;
Predigest dem Heilsverächter
Kraft und Tugend sonder Furcht.
Stolzer Sohn der deutschen Erde,
Wachse, strebe so in Kraft:
Sprich dein männerstolzes Werde
Nach der heil'gen Jünglingsschaft!
Strafe alle blöden Toren
Mit des Ernstes Allgewalt;
Volk und Land, es ist verloren,
Strebt nicht jeder jung und ast.
Teile kräftig mit die Regung,
Die drin Vaterland erhebt,
Wirke an der Kraftbewegung,
Die dein deutsches Volk durchbebt.
Sei ein Eichblatt an dem Grossen,
Das sich treu und sicher fügt:
Schurken sind es, die es hassen,
Und ein Lump, der es belügt!

Wieder geht der treue Schäfer
Durch die schönen deutschen Au'n,
Rührt die sonnenbraunen Schläfer.
Dass sie grosse Dinge schau'n.
Wieder will er's allen sagen,
Der die Eichen schützt und hegt —
Vaterland, in diesen Tagen
Sei dein Heiligstes gepflegt!

Wenn die Eichen grünen, blühen,
Düfte strömen her und hin,
Rosen auf den Wangen glühen
Meiner stolzen Schläferin.
Schlägt sie auf die blauen Augen,
Trifft ihr Blick den Sonnenstrahl,
Will ich tausend Küsse saugen,
Grüss' ich dich viel tausend Mal,
Vaterland, so jung und traut,
Meine schönste Heldenbraut!

Guido Fischer.

Lindendüfte.

Nun hlühen im Dorfe die Linden
Und hauchen so düfteschwer,
Und roter Mohn und Winden
Hell leuchten vom Felde her.

Nun singt die Sehnsucht so leise
In Nächten, warm und hell,
Der Liebe uralte Weise,
Ein ewig junger Quell.

Und Mädchen kichern verstohlen
In der Linde schattiger Ruh;
Eine jede möchte sich holen
Einen Liebsten, ein Ringlein dazu.

Nur ferne des Dorfes Frieden
Ein Wandrer schläft wegemüd
Am Feldrand, vom Glücke gemieden,
Von der Heimat er grollend schied.

Er träumt von duftenden Linden.
Von einer, die einst ihm wert.
Um ihn blühn Mohn und Winden;
Sein Antlitz ein Lächeln verklärt.

Karl Siedler.

Agnes Bernauer.

Gewiss, sie ist eine Hexe,
Die schöne Bernauerin,
Wie hätte sie sonst bezwungen
Des Herzogs stolzen Sinn?
Wie hätte er sonst erhoben
Zur Herrin die niedere Magd?
Hart wird sie's büssen müssen,
Der Zauberei verklagt.
Sie steht vor dem Tribunale
In all ihrer Lieblichkeit,
Das goldne Haar umfliesst sie,
Ein schimmernder Mantel weit.

Doch furchtlos durchfliegt ihr Auge
Des düsteren Saales Rund,
Nur ein leises wehes Lächeln
Liegt um den weichen Mund.
O Albrecht, mein Geliebter,
Wärst du nicht fern von mir!
Wo finde ich einen Boten?
Wer brächte die Kunde dir?
Mit deinen Küssen nahmst du
Mir Herz und Seele hin.
Ich wandle wie im Traume,
Seit ich dein eigen bin.
Welch furchtbares Erwachen,
Sie klagen sofort mich an;
Wär' Liebe so schwere Sünde,
So habe ich Sünde getan.
Ich hätte mit Zauberkünsten
Gefangen, gewonnen dein Herz?
Nie wirst du mich wiedersehen,
Kehrst du auch heimatwärts.
Mein Leben ist verloren
Und keine Rettung mehr;
Die Stätte unsers Glückes,
Du findest sie öd und leer.
Sie führen den Engel von Augsburg
Zur Donaubrücke hinaus,
Ist's nicht, als zürnten die Wasser
Da unten mit dumpfem Gebraus?
Sie stürzen die holde Fürstin
In die dunklen Fluten hinab;
Die einst fröhlich ihr Schifflein getragen,
Sie werden Ihr jetzt zum Grab.
Noch einmal taucht aus der Tiefe
Das süsse Antlitz auf:
Noch einmal schauen zur Sonne
Die blauen Augen auf.
Mein Herr, mein Vielgeliebter,
Und seh' ich dich nimmermehr,
Für meine Liebe zu sterben,
Es ist nicht schwer!

Fuchs Huber.

Stammbuchverse.

So wie dies Buch nicht ewig dauert
So kann auch ich nicht ewig sein,
Und Buch und ich verlösche
Doch ewig bleibet dieser Reim.

So wie der Wind die Blüten wehet
Von einem Ort zum andern,
So tut auch dieses Buch im Jahre
Durch viele Hände wandern.
Und wenn es drauf zurückgekehrt
Nach langer, langer Weile
Und in seinen Blättern birgt
Manche liebe Zeile,
Kommt dir auch dieser Vers zu Augen.
Sodann erinn're dich an mich
Und liess ihn durch nur mit Bedacht
Hierauf vergiss mich nicht!

Freund für viel tausende möcht ich dir sein
Doch immer bin ich nur einer
Dafür bin ich ganz dir allein.

Dein Auge sieht die hellen Sterne
Es sieht die goldne Sonne gehn
Dein Auge sieht die weite Ferne
Doch kann es nie sich selber sehn.

B. Müller.

Sommer.

Die Lindenbäume duften
den schweren, süssen Hauch.
Es liegt auf Adterfeldern
wie heisser Dampf und Rauch.

Es quillt ein reicher Segen
hier über allem Laud.
Aut Wegen und auf Stegen
liegt heisser Sommerbrand.

Das ist die grosse Stunde!
die Herrgott segnend geht
und gibt in weiter Runde
Erfüllung dem Gebet!

Max Wagner.

Das Kartenhaus.

Ein Knäblein sass im warmen Zimmer
Bei des Kamines Feuerschimmer.
Damit die Zeit nicht lang ihm werde,
Stieg es von seinem Schaukelpferde.
Zur Mutter hüpft es freudig hin
Und sprach: „Ein Spiel ersinn'
Mir jetzt, geliebte Mutter, du,
Das Schaukelpferd lass ich in Ruh!"

— Hier, nimm die Karten du, mein Junge,
Aufbauen sollst mit kühnem Schwunge
Du mir ein schönes Kartenhaus!
Nun komm mit deiner Kunst heraus!
Wirst Du es nun recht hoch mir bauen,
Dann ruf' den Vater, mag er's schauen
Und loben dann dein Meisterstück.
Nun, Kleiner, geh', versuch dein Glück!

Paul Goerres.

Verlassen.

Wie Trauernacht, so tief und schwarz
Das Haar von deinem Scheitel zieht,
Du bist so bleich, dein Auge matt,
Die Liebe deiner Brust verglüht.

Verachtung zuckt um deinen Mund,
Du spannest wonnemüd' die Hand,
Vergebens lockt der Vöglein Ruf,
Dich freut nicht mehr das Blumenland.

Ach, traurig suchend streift dein Blick
Die Morgenflur in Taues Glanz,
Du suchst und findest ihn nicht mehr,
Der Unschuldmyrten grünen Kranz.

Ein Nachthauch hat es schnell geraubt,
Was dir die Mutter liebend gab;
Du bist so müd', du willst nichts mehr
Als nur ein einsam, friedlich Grab.

Friedrich Kiel.

Mein Eigentum.

Ich habe Haus und Scholle,
Und ehre dieses Gut,
Darauf der Arbeit Segen
Von meinen Ahnen ruht;
Wie jene rühr' ich meine Hand
Und sorg für seinen Fortbestand.

Es soll mir immer heilig
Der Väter Erbe sein,
Es möge Schutz und Segen
Der Himmel ihm verleih'n.
Mein Haus und Hof ist meine Welt,
Wo mir das Leben wohlgefällt.

Und wenn die Wiesen prangen
In Frühlings Herrlichkeit,
Wenn gold'ne Saaten wogen
Im Feld zur Sommerzeit,
Die Lerche singt aus froher Brust,
Jauchzt auch mein Herz vor Freud u. Lust.

Sein Reich regiert der König,
Denn er ist Herr im Land,
So walte ich und rege
Mit Freuden meine Hand
Im Feld und Hause spät und früh,
Scheu' keine Arbeit, keine Müh'.

Ich halte hoch in Ehren
Mein Eigentum, mein Gut,
Darauf der Arbeit Segen
Von meinen Vätern ruht.
Gott segne seinen Fortbestand,
Dass nie es kommt in fremde Hand.

Und bin ich alt geworden,
Steh ich am Grabesrand,
Dann geb' ich Haus und Scholle
In meines Sohnes Hand.
Es herrsche Fleiss und Sittsamkeit
Im Hause auch in künft'ger Zeit.

Alice Marie von Telve.

Golgatha.

Man fasste mich und stiess mich in den Kot,
Man trat auf mich und zerrte mich empor,
Um Geisselhieb und Peitschenschlag
In wilder Wucht zu kosten mir zu geben.
Und als aus tausend Wunden blutend,
Ich niedersank, da stand hohnlächelnd,
Ein Henkersknecht vor mir
Und lud das Kreuz auf meine schmerzgebeugte
[Schulter.

So zog ich hin gen Golgatha! —
Doch als ich mich dem Marterhügel nahte,
Da standst Du oben mit Erlösersmienen, —
Ich breitete die Arme aus nach Dir:
„Lass es genug sein nun der Qual
Und hilf!“ — Da zogst Du aus den Falten des
[Gewandes,
Die Dornenkrone, die verborgen war
Und prüftest sie ob ihrer Stachel Schärfe; —
Ein banger Augenblick, dann drücktest Du die
Krone,
Die scharfe Dornenkrone mir aufs Haupt
Und todeswund bin ich zusamm gebrochen.
Es ist vollbracht . . . . . .

Gotthold Laube.

Im Sommer.

Such Dir ein Liebchen zur Sommerszeit!
Im Winter sind alle Wege verschneit —
Brauchst dann nicht lange im Schnee zu warten
Dort unter den Fenstern in Liebchens Garten;
Brauchst nicht, wenn greuliche Stürme wehn,
So einsam und traurig durchs Fenster zu sehn —
Drum kehrt mit Schnee der Strenge ein,
Lasst fest schon den Bund geschlossen sein! —

Karl Welge, Schöningen.

Schiller auf der Flucht.

September war's, ein Herbsttag sonnenklar.
Die letzten Schmetterlinge flatterten
Noch lustig um die letzten bunten Blumen,
Als gält' es, noch einmal nach Herzenslust
Des Lebens Licht und Wonne zu geniessen.
An solchem Nachmittage wanderten
Zwei junge Männer trüben Sinn's die Strasse
Die übern Odenwald nach Frankfurt führt.
Die beiden Jünglinge, wir kennen sie:
Der Schiller mit dem treuen Freunde Streicher.
Von Elternhaus und Heimatland geschieden,
So ziehen schweren Fusses sie dahin,
Obwohl die höchste Not zur Eile treibt.
Die Freunde — auf der Stirn Schweisstropfen tragend —
Erreichen jetzt ein Wäldchen, wo sich schon
Das Laub der Bäume braun und rot will färben.
An einer Stelle seitwärts von dem Wege
Hat man die alten Stämme abgehauen,
Und schatt'ges Buschwerk lädt zu Ruhe ein.
Ermattet sinken Schiller fast die Glieder,
Aschgraue Blässe deckt ihm das Gesicht.
„Ich kann nicht weiter!" ruft er Streicher zu,
„Verzeih, ich lege mich im Schatten nieder."
Der Freund setzt sich auf eines Baumes Stumpf.
So ruhen sie, das Herz von Sorgen voll.
Die Mattigkeit legt bald ein schwarzes Tuch
Auf Schillers Sinne, und er schlummert ein,
Bewacht von Streichers sorgenvollen Augen.
Den beiden Freunden nähert schleichend sich
Ein Werbeoffizier, von Frankfurt kommend,
Mit blauer Uniform und gelben Klappen.
„Ach, hier ruht man sich aus! „Wer sind die Herren?"
Gar freud'gen Tones ruft er's Streicher zu;
Denn leichten Kaufes will's ihm schier gelingen,
Rekruten für den Heeresdienst zu werben.
Und wollen sie freiwillig nicht mitgehen,
So führt man sie als Vagabunden ab.
Da aber schwebt aus blauem Himmelsäther
Der Genius des des deutschen Volkes nieder,
Berührt des Dichters Stirn mit sanften Flügeln.
Erwacht, springt unser Schiller auf und tritt
Dem Fremden kühn entgegen, misst ihn dann
Mit höchst verwundert scharfem, ernstem Blicke.
Freund Streicher rufet: „Wir sind Reisende!"
Der Werber wagt kein Wort mehr zu erwidern.
Er geht enttäuscht, stillschweigend seinen Weg.
Die Freunde aber eilen Frankfurt zu.

Ernst Möller.

Du warst eine kleine Prinzessin.

Du warst eine kleine Prinzessin
Mit deinem blonden Haar,
Das ich so gerne geflochten.
Wie das doch merkwürdig war!

Du warst eine kleine Prinzessin
Mit deinem frommen Blick,
Deine seltsamen, leuchtenden Augen
Lachten ein stummes Glück.

Du warst eine kleine Prinzessin
Mit deinem roten Mund,
Deine weichen, durstigen Lippen
Küssten mich wieder gesund.

Du warst eine kleine Prinzessin
Mit deinem zarten Leib.
Du warst eine kleine Prinzessin.
Heut bist du nur „sein Weib"! — —

Hugo Koester.

Letzter Wille

oder

Mein Testament.

Lasst mit Bedacht mich heute Ernstes reden:
Vom Kirchhof zum Exempel, Grab und Tod,
Der uns erlöst von Kummer, Sorg' und Fehden!
So sei's, und an die Spitze stell' ich ein Gebot
Für, die mir nahestehn, sei's Weib und Sohn,
Sei's Freund, die, wenn der Oden mir entflohn,
Für mich so was wie heil'ge Ehrfurcht haben:
Lasst euch den letzten Wunsch befohlen sein,
Wollt ihr mir Liebesangedenken weihn:
Prunklos und schmucklos will ich sein begraben!

Ich will kein' Grabgefolge mit Gepränge,
Mein Weib und meine Kinder gehen mit!
Und wen'ge Freunde, die im Weltgedränge
Mir Treue hielten, setzet euren Schritt
Ans offne Grab und gönnt die Schaufel Erde
Dem müden Wandrer, dass ihm Ruhe werde,
Auch jeder Schlichte soll willkommen sein,
Der nicht beliebt, mit Hohn mich durchzuhecheln!
Und dann: Für Phrasen habe ich nur Lächeln,
Schreibt meinen Namen nur auf meinen Stein!

Kein Kränzeschwall soll meinen Sarg bedrücken,
Ein Anblick ist's, der stets mir schlecht behagt,
Kein Lorbeer soll des Toten Stirne schmücken,
Den Missgunst, Neid dem Lebenden versagt!
Was soll es auch? Ob Kranz und Ehr' mir passen,
Ein Richter ist's, dem sei es überlassen.
Der streng gerecht und weises Urteil fällt!
Ob, was in Reim und Rhythmus ich geschrieben,
Wertlos wie Spreu, dass Winde es zerstieben,
Gerechte Zeit, Dir sei's anheim gestellt!

Fort aller Flitterkram! Nur holde Blumen
Pflanzt auf mein Grab, die ich so sehr geliebt,
Fürwahr, der Erde dürre nackte Krumen,
Mich dünkt's das trostlos Aermste, das es gilt!
Und wollt ihr meinem Leib in Blumen legen,
Die schlichten und doch trauten meinetwegen,
Ich meine, die nicht hoch im Werte stehn,
Die mögt Ihr mir zum Schlummerpfühl erlesen,
Sie passen grade recht zu meinem Wesen
Schätzt Ihr gering sie, mögt ihr weiter gehn!

Und jetzt noch eins: Die langen Wortiraden
Scheucht sie vor meinem Grab, sie stören meiner Ruh',
Empfehlt mich im Gebet des Heilands Gnaden
Und singt ein Lied und werft die Grube zu!
So will ich eingehen zu der Sel'gen Reigen.
O Welt, ich fühlt' mich wohl bei deinem Schweigen,
So sei's und bleibts, wird mir das Grab beschert,
Vergönn' mir freundlich, Feind der blöden Sitte,
Dass ich mir Lob und Tadel hier verbitte,
Des Toten letzter Wille sei geehrt.

Ludwig Rühle.

Misantropia.

Müde bin ich — — von dem Leben müde;
Möchte ruhen, doch es darf nicht sein;
Möchte fliehen aus dem Weltgetriebe;
Flüchten möcht' ich in das Grab hinein.

Denn ich hab' genug gelebt, gelitten.
Nirgends find' ich Liebe, nirgends Glück.
„Liebe, Glück, so heiss, so oft umstritten,
Heiligstes! o kehr zu mir zurück!" — —

Doch mein Ruf verhallt in allen Winden —
Nirgends regt es sich und niemand hört.
Keiner kommt das Glück mir zu verkünden,
Kein Freund kommt, der seine Treu bewährt.

Muss ich also einsam weiterziehen,
Bis ein Grab sich über mich erbarmt.
Menschenlos muss ich von hinnen fliehen,
Bis der kalte Tod mich still umarmt.

Ludwig Rühle.

Mondnachtzauber.

Stille Mondnacht — ohnegleichen —
Lass mich oft dich wiederseh'n;
Lass den Frieden doch nicht weichen;
Lass die Wonne nicht vergehn.

Denn es sind ja heil'ge Stunden,
Die du, Mondnacht, mir geschenkt.
Süssen Frieden — linde heilend —
Hast du in mein Herz gesenkt — —

Wenn nach harter, schwerer Arbeit
Seele einmal ruhen will
Und dann eine solche Mondnacht:
Dann — — dann wird die Seele still.

Friedrich Kiel.

Die alte Linde.

Wieder grünt die alte Linde,
Grüsst mich stolz im Frühlingskleid,
Und ich denk in stiller Wehmut
Einer längst vergang'nen Zeit.

In der Kindheit frohen Tagen
Träumt ich hier manch süssen Traum;
Süsse Melodien rauschten
Über mir im Lindenbaum.

Da wo still bei Glockenläuten
Winkt das Kirchlein zum Gebet,
In dem Dörfchen meiner Heimat
Stolz die alte Linde steht.

Jene Zeit ist längst entschwunden,
Fühle nun das Alter nahn,
Und der Himmel ward mir trüber,
Rauher ward des Lebens Bahn.

Oft des Lebens Stürme tobten,
Dass die Seele mir erbebt;
Was hat wohl für Wetterstürme
Nicht die Linde schon erlebt.

Doch es steht die alte Linde
Noch in alter Herrlichkeit,
Ruft zurück mir gold'ne Tage
Einer längst vergangnen Zeit.

Karl Arnold.

Freunde.

Es verging kein Tag im Jahre, der sie nicht beisammen fand. Suchte man nach dem Sepperl, so fand man auch den Franzl, und umgekehrt. Wollte man jedoch beide, so bekam man gewöhnlich keinen zu Gesicht; denn dann hatten sie wieder etwas auf dem Gewissen, die zwei Spitzbuben. Und derlei Belastungen pflegten nicht selten vorzukommen. Hundert Kronen dem Dorfbewohner, der sich noch nie über beide zu beklagen hatte! Es lag auf der Strasse nahezu kein Stein, der nicht in wurfsicherer Hand eines der beiden Missetäter seiner unheilbringenden Parabel harrte, kein Zaun, der nicht überklettert wurde, kein Baum, der sich hätte rühmen können, einen der beiden in seinen Asten nicht gewiegt zu haben, kein Hahn, dem dicht die Schwanzfedern gestutzt wurden, kurz: kein Ding, organisch oder anorganisch, war in Breitenteil, das sich einer ungestörten Existenz von Seite des Franzl und Sepperl hätte erfreuen dürfen. Gab es Prügel, so mussten es Hunde und Katzen entgelten, ward ein Fasttag angesetzt, so übten sich die beiden mit Prfolg im Auftauchen angeblich unauffindbarer Genussmittel und überernährten sich redlich.

Der Vater des Sepperl, Strassenräumer von Beruf, also Gemeindeangestellter, hatte den Gedanken krampfhaft festgehalten, dass man das ohnehin so öde Leben mit lustigen und verschwommenen Augen ansehen müsse und vertrank deshalb beim Krämer sein so heiter Erworbenes mit täglicher Beharrlichkeit. Darum konnte man es ihm auch nicht übel nehmen, wenn er die Heldentaten seines Söhnchens meist von der muntersten Seite auffasste und Sepperls Grundsatz: „Nur flott und lustig durchs Leben!“ bei den Klägern auf das entschiedenste verteidigte. Sepperl herentgegen wusste auch überall seinen Vater zu rühmen; denn: „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann.“

Franzls Vater war das geschworene Gegenteil. Als Nachkomme angesehener und erbgesessener Ahnen des Halblehnergutes „Lumpelegg“ machte er seinem Sprösslinge die bittersten Vorwürfe über dessen „ausschweifendes Leben“ und erging sich in seinem heiligen Vaterzorn in die gewalttätigsten Ermahnungen, wobei sich Franzls „blaues Blut“ — an Gesäss und Beinen — nicht verleugnen liess.

Aus diesen beiden Kräften zogen Sepperl und Franzl die Resultierende und gingen nach wie vor ihre eigenen Wege, was um so „ungehemmter“ geschehen konnte, da sich für beide das treue Mutterauge schon vorzeitig geschlossen hatte.

Was Treue und Opfermut den beiden Buben für ideale Begriffe gewesen, mögen nachfolgende Geschichtchen bekunden.

An einem schönen Frühlingstage kam der Strassenräumer-Sepperl mit knurrendem Magen zum Lumpelegger-Franzl. Warum Sepperl nichts zu essen bekommen habe? Die Ursache war bald erzählt. Vaters Allaschflasche stand auf dem Fensterbrett und Sepperl hatte den letzten Rest in einem Anfall ererbter Leidenschaft „ausgepuxt“. Franzl war natürlich gleich der freundschaftlichen Meinung, dem Hunger müsse abgeholfen werden. Da aber alle Nahrungsmitteldepots, Küche, Keller und Speisekammer versperrt waren, hätte Franzls Nächstenliebe ihre Betätigung bald eingebüsst, wenn das Mitleid ihn nicht auf den rettenden Gedanken gebracht, dass der Vater auf der Wanduhr in der Stube das Kleingeld zu verbergen pflege. In die Stube — ebenfalls hausgesetzlich geschützt — konnte man mit etwas Geschmeidigkeit durch ein „Guckerl“ kriechen, das ins Vorderhaus blickte. Einen Augenblick blitzten Franzls moralisbhe Bedenken auf. Du sollst nicht stehlen! Ach was! Du sollst auch deinen Nächsten nicht verhungern lassen! Und Sepperl h a t Hunger. Beim Mantlinger-Kramer kriegt man so gute Würste. Er, Franzl, wäre auch gar nicht abgeneigt . . . Einige Minuten und — die beiden Freunde standen nach Überwindung aller moralischen und lokalen Hindernisse in ihrem geheimen Wirkungskreis. Ein Laib Brot lag dort auf dem Tische. Verdammt! Das notwendigste wäre gefunden und man bedürfte ja gar keines Geldes mehr. Ach Gott, wie schwer ist es, Mensch zu sein! Die Vorstellung einer saftigen, speckigen und so knusperig gebratenen Wurst war ja schon zum Verlangen, zur Begierde angewachsen. Und ein Mensch zu bleiben, kann einem selbst der Teufel nicht versagen. — Rasch wurde ein Stuhl auf den Tisch gestellt und die Erreichungsmöglichkeit war vorhanden. Franzl erschrak, als die Uhr wie mahnend die sechste Stunde schlug, gerade als er das Gefundene zwischen den Fingern fühlte. Behend kletterte er das

Notgerüst herab. Schnell wurde das blinkende rot und silbrig glänzende Geld auf dem Tische geordnet und, soweit es ihre Schulweisheit sie träumen liess, ehrlich geteilt. Hui, was war das!? Herrgott! Vaters Schritte hallten im Vorhause. Eilends wurde das Geld zusammengescharrt. Sepperl kroch herzklopfend unter das Bett. Schon knarrte der Sehlüssel im Schloss und Lumpeleggers gewohntes Räuspern schnarrte Franzl durch Mark und Bein. Noch hatte er Zeit, sich zwischen Truhe und Kleiderstock zu verbergen, als auch schon der Gefürchtete inmitten der Stube stand. Mit erstaunt fragenden Blicken musterte dieser die Veränderung des Mobilars. In diesem Zustande konnte es nur zur Erhöhung seines Sprösslings dienen. Aber — was wollte dieser? Da — ein Zehnhellerstück! Wieso? Es war doch nie seine Gewohnheit, das Geld so umher liegen zu lassen. Der Zusammenhang dieser „Umstände und Umlagen" führte den biederen Mann bald auf die richtige Fährte, die zu verfolgen ihm ein Knarren der Truhe erleichterte. Franzl wurde mit derber Faust vor den unbarmherzigen Richter gestellt und der augenscheinliche Tatbestand ihm als erschwerender Umstand vor Augen geführt. Der Vater interessierte sich sehr für das Inventar der Rock- und Hosentaschen Franzls. Der Richter fragte und fragte, der weinende Verbrecher schwieg und schwieg. „Wart, Kerl, ich werd' dir die Zung' lösen," und der Lumpelegger fahndete nach dem „Haslinger". Die ersten Hiebe sausten nieder und Franzl schrie und wimmerte, dass es einen Hund hätte erbarmen mögen. Draussen im Hofe heulte aubh schon „Nero". „Wo du das andere Geld hast, frag ich," forschte der Bestohlene. Wieder keine Antwort. Das einzige Wort „Sepperl" hätte als Milderungsgrund die Strafe eingeschränkt und die Aufmerksamkeit des wütenden Vaters von Franzl abgelenkt. Doch — „nicht verraten!" schrie eine Stimme in des Gezüchteten Busen. „Ich — ich habe mir eine — eine Wurst gekauft," stotterte unter Schluchzen der Junge hervor. Dem Mitwisser unterm Bette fiel ein Stein vom Herzen. „Hausarrest, Fasttag und Schläge" lautete das Urteil. Sepperl kam mit heiler Haut erst am nächsten Morgen aus seinem Verstecke hervor, nachdem keinerlei Aussicht auf Flucht vorhanden gewesen war.

Einige Wochen verstrichen und das Erlebnis war — noch nicht vergessen, aber doch aus dem Tragischen ins Komische übersetzt und festigte nur noch mehr den Freundschaftsbund der beiden. Sepperl wusste sich sicher in Gegenwart seines opferfreudigen Gespielen und Franzl wollte sich auch nicht das befriedigende Gefühl eines umschmeichelten Gönners versagen.

Es nahte der Herbst und mit ihm der sich zum neunten Male wiederholende Geburtstag Franzls. Neun Jahre im Kampfe mit dem Leben und allen Autoritäten des Dorfes! Dieser Tag sollte denn doch, wie der treue Sepperl meinte, würdig begangen werden. Es war auch bald ein diesem Feste angemessenes Vergnügen von Sepperl vorgeschlagen. Franzl hatte von seiner „Godl" (Patin) zehn Heller zum Geschenk bekommen und dafür wurden — Zigaretten erstanden. Hinter der alten Scheune des Lumpeleggers wurde der erste Versuch gemacht. Um eine gewisse Ausdauer in dies heikle Experiment zu bringen, setzte man ein Orakel fest: „Wer zuerst zu Ende käme, lebe länger." Es war also ein Kampf auf Leben und Tod. Franzls Glimmstengel lag bereits in den letzten Zügen, als eine Donnerstimme hinter den beiden Debtanten ertönte: „Ihr Räubersbuben, ihr elendigen!" Auf sprangen die beiden und wollten in die Scheune flüchten. Sepperl fand nicht mehr soviel Zeit und Raum, um durch die spaltweit geöffnete Scheunentür entwischen zu können und rannte durch den Hof bis zum Tore. Das aber war verschlossen. Der alte Lumpelegger, vorher noch einen rekognoszierenden Blick zur Scheune werfend, rannte hinter Sepperl her und fasste ihn am Kragen. Der arme Strassenräumer-Bub sah sich in einem Wirrsal von Händen verwickelt, woraus ihn selbst ein Wollenknäuel der Ariadne nicht hätte erretten können. Franzl hatte sich dieweilen rasch in das Stroh verkrochen und vernahm nur ganz dumpf die scheltende Stimme des Vaters und das Geschrei Sepperls. Er wagte kaum zu atmen, mochten ihm der muffliche Geruch des Strohs diese negative Arbeit erleichtern. Schon hörte er des Vaters Stimme immer näher kommen. Weiter kroch er zwischen den Garben hindurch, immer höher und höher. Die Halmenden stachen ihn in Wangen und Hände, der Schweiss trat ihm aus allen Poren und ein erstickender Qualm drang ihm entgegen. An den Füssen verspürte er warm und immer wärmer, bis es ihn heftig brannte. Schreien durfte er um des Himmels willen nicht. Er wollte aufwärts, aufwärts,

aber --- das Stroh ward locker und Franzl sank schon halb ohnmächtig vor Angst und Atemnot. immer tiefer und tiefer. Noch hörte er vor der Scheune „Franzl! Franzl!“ und „Feuer!“ rufen, dann ward alles totenstill um ihn. --- Sepperl verriet seinen Freund nicht, obwohl er schon die Flammen zwischen den Brettern herausschlagen sah und gab auf besahwörendes Fragen des Bauern eine andere Fluchtrichtung an. Er bog um die Ecke und zischelte durch ein Astloch: „Franzl, Franzl! Jetzt kannst kommen, jetzt!“ Der Lumpelegger rannte kopflos hin und wider, Wasser herbeischaffend, löschend, jammernd, allarmierend, während Sepperl zitternd in die Scheune rief: „Franzl! Jetzt, jetzt, dein Vater is beim Brunnen!“ „Der ist verbrannt,“ sagt er sich. Wie das sein muss!? Aber, ein Stolz regt sich in ihm: Verraten habe ich ihn n i c h t. Er hat mich bei der Wurst auch nicht verraten.

Bis die nötige Hilfe kam, war die Scheune nahezu abgebrannt. Am andern Morgen, als Franzl noch immer nicht kam, ward dem Lumpelegger bange um sein Kind. Ein Tag und noch ein Tag verging, und Franzl kam nicht. Am dritten Tage schürte der Lumpelegger mit zitternder Hand die Asche auseinander und brach bewusstlos vor der halbverkohlten Leiche seines Sprösslings zusammen. Ein alter, gebrochener Mann, lag er gelähmt in seinem Bette, die Worte jedem Besucher und Tröster zulallend: „Tut --- die Kinder nicht --- schlagen --- --- nicht schlagen die --- --- Kinder!“

Sepperl blickte noch öfter durch die Gitterstäbe des Friedhoftores nach dem Hügel seines Freundes und ging jedesmal mit einem Hochgefühl nach Hause: „Eine Freud' wird er haben, der Franzl! Verraten hab' ich ihn nicht.“

Unter den miltdtätigen Händen seines Vaters gedieh Sepperl zum grossen Spitzbuben, bis er eines Tages „im moralischen Rettungswagen“ abschubiert wurde. Er hatte sich eine „Tätlichkeit“ zu schulden kommen lassen. Die Rädelsführer gab er aber --- nicht an. Nun gab es wieder Fasttage. In der kahlen Kerkerzelle grübelte Robert noch über die Tugend der Treue. Ob Spitzbubentreue nicht auch etwas Grosses sei?!

Einen hat er in Treue verbrennen lassen. Und der Strassenräumer-Sepp schwelgte wieder in --- Hochgefühlen . . . .

E. Doerks.

Rosenlieder.

I.

Die dunkelroten Rosen —

Mit diesen Rosen, über Nacht erblüht,
Gekost vom tauen Lenzeswind,
Eilt mein Gedanke auch zu dir und bleibt
Bei dir, du liebes, trautes Frühlingskind.

In diesen roten Rosen Gluten schlummern
Voll heimlich-süssen Zaubers um sich her,
An Tränmen reich, die der Erlösung harren,
Darum ihr Kopf so rot, so voll, so schwer,

Das Farbenleuchten soll dir Freude bringen.
Ein jeder Duft sei wie ein zarter Kuss,
Der heilverkündend dir die Lippen drückt.
Ein jeder Hauch. ein sonn'ger Lebensgruss.

Guido Fischer.

Glück.

Ein eig'nes Heim, ein liebes Weib zur Seite,
Mit ihm am Feierabend still nnd müd'
Im Bänkchen lauschen in das lichte Weite,
Wo am Gebirg die Abendröte glüht:
Das ist das Glück!

Wir horchten stumm dem Flüstern alter Zeiten;
Wohl kehrt manch stillgeword'ner Wunsch zurück,
Mit ihm auch alte Wonnen, alte Leiden;
In unsern Augen glänzte doch das Glück
Und hiess uns schweigen.

Ein Friedenspsalm vergoldete das Heute,
Wir hörten Wälder rauschen, fern umblaut,
Vom Turm herüber Klänge, Festgeläute.
In Lüften wiegte sich der Glockenlaut
In hoher Kraft.

Noch einmal fiel durch grüne Laubeswände
Der warmen Abendsonne Scheideblick;
Wie falteten in Andacht unsre Hände
Auf unsre Stimmen hauchte sanft das Glück
Den Segenskuss!

Gotthold Laube.

Einsam.

Ach, seit mein Kind gestorben,
Mich einsam ließ zurück,
Schied still von meiner Seite
Auch meines Lebens Glück —

Das Leben dünkt mir öde,
Seit er, mein Liebling tot;
Mir blüht kein holdes Blümlein,
Mir lacht kein Morgenrot.

Des Vögleins Lied, das fröhlich
Sonst in mein Herze drang,
Das dünkt mir jetzt ein ernster,
Ein dumpfer Sterbesang.

Die andern Menschen fühlen
Ja nicht mein tiefes Weh;
Kalt blicken zu mir nieder
Die Sterne aus der Höh.

Nun läuten Glocken leise
Den Feierabend ein;
Die Nacht sinkt stille nieder.
Bald ruhen Flur und Hain.

Möcht sie mit sanftem Hauche
Einschläfern meinen Schmerz,
Ach, komm und bringe Frieden
Dem leiderfüllten Herz!

Hermann Busse.

Abendglück.

Der Abendsonne Gold
Hing in den Tannenzweigen
Die Stunde war so hold
In ihrem heilgen Schweigen.

Das Glück kam leis gegangen
Und füllte unsre Brust,
Und ihre Augen hangen
An mir, voll Himmelslust.

Die Sonne ging zum Scheiden,
Wir schliefen träumend ein,
Das Glück sang in uns Beiden,
Im Silbersternenschein.

A. Diehl:

Der arme Heinrich

Ein Spiel vom Leben und Sterben

M. 2.50 - Gebd. M. 3.00

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
und direkt von:

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
Leipzig-Connewitz.

Max Landmann:

Weltstaat und Weltfrieden

Eine Streitschrift gegen Staatenanarchie u. Krieg

Preis: 60 Pfennig

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
und direkt von:

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
Leipzig-Connewitz.

Im **SPHINX-VERLAG in Leipzig** gelangte soeben zur Ausgabe:

W. Bolze, Idunische Sonette
brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50

M. Alexandre, Liebe, zwei Einakter
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

A. Krüger, Die Seele im Schatten, Gedichte
brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.—

B. Uhse, Perlmutterfalter, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

O. M. Reckah, Sonnenscheinchen und andere Novellen brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.75

Des. Ruprich, Gedichte geb. Mk. 1.80

M. von Telve, Majestät Ich, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Fr. Jedrzejewski, Justinus und Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg II. Aufl. brosch. Mk. 1.—

G. Fischer, Aus einsamen Stunden, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

E. L. Schellenberg, Fünf Briefe v. Tönemeier
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

E. L. Schellenberg, Rainer Maria Rilke
brosch. Mk. 0,60, geb. Mk. 1.—

E. L. Schellenberg, Gustav Falke
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

H. M. Elster, Gustav Frenssen
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

H. M. Elster, Richard Schaukal
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

W. Arminius, Wilhelm Jensen
brosch. Mk.. 0.60, geb. Mk. 1.—

W. Arminius, Hans Hoffmann
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

Auf folgende Neuerscheinungen macht erg. aufmerksam:

Vom Knaben — zum Jüngling.
Gedichte von Otto Belach.
M 2.—; geb. *M* 3.—.

Saul. Ein Trauerspiel von Karl Siedler. *M* 2.—.

Der Krönungsfechter.
Dichtung von Karl Streibel.
M 2.—; geb. *M* 2.50.

Der Farbenstreit. Die Tragödie der Gegenwart mit hoffnungsvollem Finale von Alois Konrad. *M* 2.—.

Das blaue Messengergirl.
Roman einer Verloren von Karl Wolf.
M 3.—; geb. *M* 4.—.

Mensch. Eine Dichtung von Erich Walter. (2. Teil: Lucifer — 3. Teil: Die Toten.)
M 2.50; geb. *M* 3.50.

„Schicksal". Ein Drama in fünf Akten von Karl Walter Fitz. *M* 3.—

Martin Luther. Schauspiel in fünf Aufzügen von Luise Winter. *M* 2.50.

Wildlinge. Gedichte v. Hans Teja. *M* 2.—; geb. *M* 3.—.

Ohne Gegner oder **Napoleon I. in Moskau.** Bilder aus dem Leben Napoleons I. von Margarete von Stein. *M* 2.—

Am Waldesrande. Gereimte Erzählung von Joh. Servos. Geh. 80 ₰; geb. *M* 1.20.

Bruno Volger, Verlag
Leipzig-Co.

Drei Neuheiten.

Liebesständelei. Salonstück für Pianoforte von Walter Noeltz.

Immer lustik! Marsch mit unterlegtem Gesangstext von Ch. Krebs-Spank.

Notenbeispiele zum Kontrapunkt. Leifaden von Bruno Weidefeld.

Bruno Volger, Buch- und Musikverlag.

Illustrierte Rundschau G. m. b. H.
Geschäftsstelle: Hannover, Windmühlenstr. 2

Jeden Sonnabend zur Ausgabe gelangendes Familienblatt vornehmen Charakters

Erstklassiger und reichhaltiger illustrativer und textlicher Inhalt: Heimatschutz, Kunst, Wissenschaft, Musik, Literatur, Sport jeder Art, Abhandlungen über aktuelle Tagesfragen, und Ereignisse, Unterhaltung usw.

In Stadt und Provinz überall verbreitet. Deshalb empfehlenswertes Insertionsorgan für Firmen, die auf ein gutsituiertes Käuferpublikum reflektieren.

Sorgfältige Ausführung aller Insertionsaufträge

Insertionspreis: Die 45 mm breite einspaltige Petitzeile des Anzeigenteils 40 Pfg., die 90 mm breite Reklame-Zeile Mk. 1.20. Bei wiederholter Insertion und Anzeigenaufträgen sonstigen größeren Umfanges entsprechend hoher Rabatt.

Bezugspreis: Bei Bestellung durch den Verlag, den Buchhandel oder die Post vierteljährlich Mark 2.—. Einzelnummer 20 Pfennig.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
in Leipzig-Co., Gustav Freitagstraße 36

VOX POPULI
Kulturhistorisches Zeitbild (Roman) von J. Baade. Geh. *M* 4.—, geb. *M* 5.—.

Was die Verfasserin veranlaßte „vox populi" zu schreiben, war das ihr nach einem längeren Studium des Mittelalters in die Augen springende Bild eines Stück Lebens, daß das Zusammenwirken verhängnisvoller Umstände zu einer erschütternden Tragik gestaltete. Die Pest, die Deutschland durchzog mit ihrem entsetzlichen Atem das Leben verdarb u. Handel u. Wandel brach legte, zusammen mit dem Haß der Christen gegen die Juden, den die Kreuzzüge noch gesteigert hatten, ließ den Wahn der Brunnenvergiftung entstehen, der Tausenden von Juden das Leben kostete. Wenn auch der Jude im mittelalterlichen Leben gesessen hat wie der Blutegel am Christenleibe (vielleicht tut er das noch), so liegt doch in dem passiven Widerstand, den er der grausigen Verfolgung entgegensetzte, eine Größe, die Achtung abnötigt. Auf diesem dunklen Hintergrund ist mit dichterischer Freiheit ein Bild jener Zeit gezeichnet, packend, historisch treu, spannend im besten Sinne des Wortes. Ein literarisch wertvolles Werk.

HELDEN

Seeroman von Rudolf Ahorn.

Mk. 4.—. Geb. Mk. 5.—.

Bruno Volger, Leipzig-Connewitz.

Gesundes Leben und harmonische Kultur

Monatsschrift für Körper-, Seelen-, und Geistespflege

Herausgeber: Bund für Gesundes Leben (B. f. G. L.)

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. med. Dingfelder, prakt. Arzt, Burgbernheim (Mittelf.)

Abonnementspreis: für Mitglieder des Bundes für Gesundes Leben Mk. 5.—, für Nichtmitglieder Mk. 6.—; für Ausland erhöht sich der Abbonnementsbetrag um je Mk. 1.—.

Der Anzeigenpreis beträgt 50 Pfg. für die 4gespaltene Nonpareillezeillezeile. Die weiteren Insertionsbedingungen sind aus dem Zeilenmesser zu ersehen, der auf Verlangen jedem Interessenten kostenfrei zur Verfügung steht.

Verlag Gesundes Leben, Dr. Hugo Vollrath,
Leipzig, Salomonstraße 18b.

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater

Herausgeber und Schriftleiter: **Adolf Dreßler jun.**

Manuskripte sind an den Herausgeber zu adressieren: Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.
Irgendwelche Haftpflicht für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt weder der Verlag noch die Redaktion.
Manuskripten ist stets das Rückporto beizufügen. Nachdruck des gesamten Inhalts verboten.

82. Jahrgang. ✣ August 1913.

Wer siegt?

Novelle von Minnie Orth.

3. Fortsetzung und Schluß.

Horst überhörte diese anzügliche Frage mit Geschick. Er gab eine lebhafte Schilderung des Lebens am Petersburger Hofe, der Bärenjagden im Kaukasus, und sprang plötzlich von seinem Thema auf die brennende Frage über:

„Aber sage mir doch, wer war das bildhübsche Geschöpf, daß ich soeben mit ihrem Vater von hier abfahren sah?“

Einen Augenblick schien Frau Luise verwirrt, sie besann sich, dann fragte sie unschuldig, als hätte sie keine Ahnung, wen er meine: „Ein bildhübsches Geschöpf?“

„Nun ja, ich meine die reizende Blondine!“

Über das Gesicht der Baronin glitt ein heller Schein, als ginge ihr ein Licht auf. Sie unterdrückte den Laut triumphierender Freude und zwang sich, möglichst gleichgültig zu antworten: „Die junge Dame ist meine Nichte Inge, die Herrn von Walden zur Bahn begleitet.“

„Deine Nichte Inge? Sagtest Du mir nicht, sie sei Waise? Der alte Herr an ihrer Seite ist doch ihr Vater?“

I, bewahre!“ lachte nun die Baronin hell auf: „Herr von Walden ist ihr Gatte!“

„Ihr Gatte? Nicht möglich! Dieses bezaubernde, blühende Wesen die Frau dieses Greises?“

„Erlaube mal, mein Lieber!“ klang es empfindlich zurück: „Mein Schwager ist nicht älter als ich — und ich fühle mich noch lange nicht als Greisin!“

Horst hörte nicht, was sie sagte. Er ahnte nicht, wie seine Worte ihre empfindsamste Stelle getroffen hatten.

Er saß nachdenklich da mit zusammengezogenen Brauen.

Eine Weile schwieg er im Bann des eben Gehörten, endlich sagte er vor sich hin: „Sie ist sehr hübsch, diese Nichte Inge!“

„Sie ist mehr als hübsch, sie ist liebenswert!“ glaubte Tante Luise ergänzen zu müssen:

„Warum hast Du diese Heirat zugegeben?“ fragte Horst.

„Weil man mich nicht fragte! Auch sehe ich keinen Grund, warum Inge sich nicht verheiraten sollte! Herr von Walden ist ein Ehren- und ein Edelmann sans reproche. Er liebt seine junge Frau abgöttisch und trägt sie auf Händen.“

„Bedenkst Du denn nicht den Altersunterschied? Hierin liegt eine große Gefahr für beide Teile!“ bemerkte er mit finsterer Miene. Die Baronin sah ihren Neffen an, nicht ohne Schadenfreude:

„Es ist ein Jammer, daß Dein Interesse für Inge zu spät erwacht, mein Junge! Ich will nicht hoffen, daß Dein Herz schon Feuer fing!“

„Noch nicht! — Aber was nicht ist, kann noch werden! — Ich wiederhole: Diese Ehe ist ein Unding, ein Verbrechen! Inge ist . . . . . .“

„Sieh, sieh! Du nennst sie schon kurzweg Inge! Mit welchem Rechte, mein Lieber?“

„Ist sie nicht Deine Nichte? Folglich meine Kusine?“

„Und sie könnte heute Deine Frau sein, wenn Du gewollt hättest!“ klang es spöttisch aufreizend zurück.

„Sprich es nicht aus, liebe Tante! Ich glaube ich habe eine große Dummheit begangen,“ sag-

te Horst mit jener Gereiztheit, die aus der reuigen Erkenntnis einer Torheit entspringt.

„Wer hätte in seinem Leben nie eine Dummheit gemacht!“ entgegnete Frau Luise ebenso lakonisch als tröstlich.

„Horst, tue mir den Gefallen und reise wieder te vor sich hinmurmelnd.

Die Baronin sah ihn kopfschüttelnd an und sagte endlich in eindringlich bittendem Tone:

„Horst, tue mr den Gefallen und reise wieder ab!“

„Abreisen? Weshalb denn abreisen?“ fragte er verwundert.

„Weil . . . . . weil ich es für besser halte, wenn Du Inge nicht wieder siehst!“

„Darum? Aber, beste Tante, das wäre ja der einzige Grund, der mich in Baden halten könnte!“

Die etwas leichtfertigen Worte des liebenswürdigen Schwerenöters reizten Frau von Walden. Sie richtete sich energisch auf und sah ihn strafend an: „Nun, mein Lieber, ich will Dir etwas sagen, ich kann es nicht dulden, daß Inge einer Gefahr ausgesetzt wird. Ihr Gatte hat sie mir anvertraut — sie mir auf die Seele gebunden. Ich bin verantwortlich . . . . . So leid es mir tut, aber ich muß Dich bitten, vorerst nicht wiederzukommen!“

„Ich muß gestehen!“ sagte Horst gekränkt: „Du behandelst mich sehr schlecht. Mit was habe ich das verdient. Ich verstehe Dich wirklich nicht!“

„Ach, liebster Horst! Ich verstehe mich ja selber nicht!“ rief die Baronin in komischer Verzweiflung. „Ich weiß nur, daß mich etwas davor warnt, Dich mit Inge zusammenzubringen. Sie ist so jung, so unerfahren, und Du . . . Du bist ein so gefährlicher Mensch! — . . Du verstehst mich!“ —

Horst schmunzelte amüsiert. Die Alteration der alten Dame belustigte ihn: „Na, na!“ sagte er beruhigend, „so schlimm ist es doch nicht mit meiner Gefährlichkeit. Du tust ja gerade als wäre ich ein reißender Wolf, der die Lämmlein verschlingt!“

Da ließ das Geräusch eines vorfahrenden Wagens beide aufhorchen.

Die Baronin sprang auf und eilte ans Fenster: „Das ist Inge, die zurückkehrt!“ rief sie aufgeregt: „Sie darf Dich hier nicht treffen! Bitte, bitte, lieber Horst, verlaß mich! — Hier durch den Garten, — Du kennst ja den Weg durch den Fliederbusch . . . . . und bitte, sei mir nicht böse, wenn ich Dich so ungeniert vor die Türe setze. Gehe, gehe rasch, ehe sie kommt!“

„Beruhige Dich nur! Ich gehe ja schon!“ lächelte Horst gutmütig und griff nach seinem Hut. Er ging, wandte sich aber nochmals um, schwenkte seinen Hut und rief mutwillig seiner Tante zu, die ihn mit sanfter Gewalt hinausdrängte: Ich gehe!“ Morgen aber siehst Du mich wieder! — Addio!“

Kaum war er fort, als sich die Baronin wie erschöpft in einen Stuhl sinken ließ. Sie lehnte sich in die seidenen Kissen und gab sich einem Heiterkeitsausbruch hin, der ihr die Lachtränen in die Augen trieb.

* *
*

Köstliche Morgenfrische lag über dem Garten der Villa Luise. Finken und Meisen zwitscherten in der alten Linde, die ihre Äste wie ein duftendes Schutzdach über einen zierlich gedeckten Tisch ausbreitete, an dem Frau von Walden und ihre Nichte sich zum Frühmahl niederließen. Ingeborg von Walden war zu einer vollendeten Schönheit herangeblüht, ausgestattet mit der ganzen Frische und Anmut der Jugend. In weicher Fülle umrahmte das goldig schimmernde Haar den feinen Kopf und schmiegte sich in kapriziösem Gelock um das zarte Oval des rosigen Gesichts, aus dem ein paar große, dunkelblaue Augen voll sprühender Lebenslust in die Welt blickten. Ein schlichtes, weißes Kleid umschloß ihre hohe, schlanke Gestalt und vollendete ihre graziöse, mädchenhafte Erscheinung.

„Im Maiengrün“ hätte man das hübsche Bild, das die beiden Frauen boten, nennen können; und hierzu bedurfte es keines Malers Auge.

Auch Horst Bergheim hatte es mit raschem Blick in all seinen reizvollen Einzelheiten umfaßt, als er, in den Garten tretend, sich der kleinen Gruppe grüßend näherte.

„Ist es allzu unbescheiden, wenn ich es wage, zu so früher Stunde den Damen meinen alleruntertänigsten Gruß zu bieten?“

„Durchaus nicht, lieber Horst! Tritt nur näher!“ begrüßte ihn die Baronin unbefangen: „Darf ich Dir eine Tasse Tee anbieten?“

„Besten Dank, verehrte Tante! Wenn Du aber die Güte hättest, mich vorzustellen!“

„Ist das nötig? Ihr kennt Euch ja schon!“ Und sich an die junge Dame wendend, sagte sie: „Du entsinnst Dich doch wohl dieses jungen Herrn, liebe Inge?“

„Gewiß einnere ich mich Herrn von Bergheims und seiner liebenswürdigen Nachsicht, die er mit meiner schüchternen Unbeholfenheit hatte, als

ich meinen ersten Walzer mit ihm tanzte!" Diese Worte wurden begleitet von einem reizenden, ein klein wenig koketten Lächeln.

„Gnädigste Frau!" beteuerte Horst feurig: „Ich gäbe viel darum, wenn ich jene Stunde zurückrufen könnte!"

Hier glaubte die Baronin vorsichtig einlenken zu müssen, denn Blick und Ton ihres Neffen waren sehr ausdrucksvoll.

Sie begann zu sprechen und ließ die jungen Leute nicht mehr zu Worte kommen. Desto beredter waren die Augen Bergheims, die mit offener Bewunderung jeder Bewegung seines lieblichen Gegenübers folgten.

Inge blieb vollkommen unbefangen. Sie hatte ein Tellerchen mit Semmelkrumen in der Hand, die sie den herbeiflatternden Vögeln zuwarf. Wenn einer der kleinen Nimmersatte dem andern die Bröckchen vom Schnabel wegpickte, dann lachte sie wie ein Kind fröhlich auf. Ihre Aufmerksamkeit wandte sie ungeteilt dem kleinen, geflügelten Volke zu.

Die Baronin ließ unterdessen ihre Beredsamkeit spielen, sah aber bald ein, daß sie umsonst war. Nach einem Weilchen erhob sie sich und lud ihren Neffen zu einem Morgenspaziergang ein.

„Wie Du befiehlst!" entgegnete er bereitwillig, während sein fragender Blick die junge Dame streifte, die eben die letzten Krümchen verstreute.

„Begleitest Du uns, Inge?" wandte die Baronin sich an sie.

„Wenn Du erlaubst, liebe Tante, bleibe ich zu Hause. Ich möchte gern meine Korrespondenz erledigen. Ich sehe Dich in so lieber, lang entbehrter Gesellschaft, da wirst Du mich gewiß nicht vermissen."

„Wie Du willst, mein Kind! Komme, Horst! Ich führe Dich einen wundervollen Weg durch den Wald nach der romantischen Yburg."

Tante Luise nickte ihrer Nichte einen Abschiedsgruß zu, Horst verneigte sich, und Inge dankte mit einem reizenden Lächeln.

Horst von Bergheim bewunderte Ingeborg von Walden. Nie glaubte er einem reizvolleren weiblichen Wesen begegnet zu sein. Es ward ihm schwer, seine Begeisterung in den vorgeschriebenen Grenzen zu halten. Ein strenger Warnblick aus den klaren Augen der Tante brachte ihn immer wieder zu sich und erinnerte ihn an sein Versprechen. Wenn aber ein junger, für Frauenschönheit sehr empfänglicher Mann tagtäglich den gefährlichen Reiz einer holdseligen Frau auf sich wirken fühlt, dann kann man es ihm nicht verdenken, wenn auch er sich von seiner liebenswürdigsten Seite zeigen möchte.

Inge zeigte sich ihm unbefangen, mit jener natürlichen Freundlichkeit, wie sie ihre verwandtschaftlichen Beziehungen mit sich brachte. Sie nahm seine Aufmerksamkeiten und gelegentlichen kleinen Ritterdienste ohne Ziererei, wie selbstverständlich, an. Dabei wußte sie jedoch mit feinem weiblichen Takt eine allzu große Familiarität zu vermeiden. Bei all dem beobachtete Frau von Walden die beiden jungen Leute mit Argusblicken. Nach und nach ließ sie darin nach. Sie wurde der unbequemen Rolle eines „Anstandsdrachen" bald müde. Eines Tages klagte sie über heftige Migräne: Sie könne unmöglich mit ins Konzert gehen. Deshalb sollte aber Inge nicht des Vergnügens beraubt werden. Horst sollte sie begleiten: „Ich kann sie ja ruhig Deinem Schutze überlassen! Ich muß Dir so wie so Abbitte leisten wegen meines früheren Mißtrauens: Nachdem ich Euch beide diese ganze Zeit genau beobachtet habe, bin ich vollständig geheilt davon.

„So Und darf ich fragen nach dem Resultat Deiner genauen Beobachtung, liebe Tante?"

„Ja, siehst Du, mein Junge, ich bin jetzt fest überzeugt, Du bist Inge vollkommen gleichgültig und ungefährlich."

Dem von Frauen verwöhnten jungen Herrn war es bei diesen unverblümten Worte zumute, als hätte er auf eine bittere Nuß gebissen. Er schluckte sie aber tapfer hinunter und entgegnete mit dem ruhigsten, unschuldigsten Gesicht von der Welt: „Na, siehst Du, liebe Tante, wie sehr Du mich immer verkannt hast. Ich bin nur froh, daß Du endlich zu einer besseren Einsicht kommst!"

Die schönen Maitage flogen nur allzu rasch dahin. Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, Theater, Konzerte, Ballfestlichkeiten wechselten in bunter Reihenfolge. Es ward Frau von Walden etwas zu viel des Vergnügens. Mehr und mehr fühlte sie sich ruhebedürftig. Mehr und mehr blieben Horst und Inge sich allein überlassen. Mit dieser Freiheit kam ein anderer Geist über sie. Mit der ausgelassenen Fröhlichkeit von Kindern, die der gestrengen Gouvernante ein Schnippchen schlagen, entwischten sie, so oft sie konnten. Sie streiften fröhlich durch Wald und Flur, über Berg und Tal. Beim Wandern im kühlen Schatten unter hohen Schwarzwaldtannen, auf schwellendem Moose, in dem der schreitende Fuß wie in einen weichen Teppich versank, da spannen sich die geheimen, wunderfeinen Fäden von Herz zu Herzen.

Ihre leuchtenden Augen, ihre glühenden Wangen, der verhaltene Jubel ihrer Stimme ga-

ben Zeugnis von der Macht der Gefühle, die sie zueinander zog.

Und doch fehlte dieser Seligkeit, die Horst erfüllte, nicht der giftige Stachel, der ihm seine Ruhe und das reine Glücksempfinden raubte. Mit dem selbstquälerischen Eifer des Liebenden suchte er zu ergründen, welche Gefühle Inge an den Gatten fesselten. So oft er dieses heikle Thema berührte und das Gespräch auf den Verhaßten lenkte, verstummte Inge. Dunkelerrötend, wie schamvoll wandte sie sich von ihm ab. Sie verlor ihre reizende Unbefangenheit ihm gegenüber, ihr Wesen ward steif und gezwungen.

Horst litt, wie er nie in seinem Leben gelitten hatte. Mit aller Macht kämpfte er gegen die Liebe an, die ihn beherrschte. Eine Angst ergriff ihn. Er wollte fort, der Gefahr entfliehen. Dennoch blieb er. Dieser Widerstreit seiner Seele raubte ihm die Ruhe seiner Nächte und die frohgemute Stimmung seiner Tage.

Und Inge ahnte die Ursache seiner Leiden. Sie schwieg — und litt mit ihm.

* * *

Sonnenschein und Blütenduft drangen in vollen Strömen durch die weitgeöffneten Fenster in Frau von Waldens Wohnzimmer. Die Drossel flötete ihr Liebeslied in den Zweigen der alten Linde, als Horst von Bergheim eintrat und Inge allein fand. Er war nicht der Mann, der zu sentimentalpoetischer Auslegung von Naturstimmungen neigte. Heute aber lag etwas in der Luft, in der jauchzenden Frühlingsatmosphäre, in dem süßen Sang der Drossel, das ihn berauschte und sein heißes, übervolles Herz zum Ueberfließen brachte.

Inge stand errötend vor ihm. In ihren schönen Augen, die sie zagend zu ihm erhob, lag solch kindliche Reinheit, daß ein Schauer von Leidenschaft ihn durchfuhr. Ohne sich von seinem Tun Rechenschaft zu geben, ergriff er ihre Hand und drückte sie an seine heißen Lippen.

Hastig entzog ihm Inge ihre Hand und sagte vorwurfsvoll:

„Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, dürfen Sie sich das nicht wieder erlauben!“

„Inge! Haben Sie Mitleid! Nur einmal lassen Sie es mich sagen, daß ich Sie liebe, wie ich nie geliebt. Daß ich leide, wie ich nie gelitten habe!“ Er hielt sie fest und sah ihr flehend in die Augen, deren Ausdruck dem fest und streng geschlossenen Mund widersprach. Ihr Schweigen ermutigte ihn. Er zog ihre leichte Gestalt an sich, daß sie sein lautschlagendes Herz an dem ihren fühlte. Da streifte sie hastig seine Hände von sich ab und stand bleich und bebend vor ihm, ihre Lippen bewegten sich, als wollte sich ihnen ein Geständnis entringen. Sie blieb jedoch stumm. Da brach es wie ein tränenloses Schluchzen aus der Brust des jungen Mannes: „Inge! Nur ein Wort! Haben Sie Erbarmen!“

Einen Augenblick war es, als neigte sie sich zu ihm, als tauchten ihre strahlenden Augen glückverheißend in die seinen, — da riß sie sich mit einer jähen Wendung von ihm los und eilte aus dem Zimmer.

Horst blieb zurück, ein Opfer seiner aufgepeitschten Empfindungen. Es war vorbei. Alles war verloren. Er mußte fort. Er verließ das Haus, um in sein Hotel zu gehen, wo er seine Koffer packen ließ. Dann streifte er niedergeschlagen ohne Zweck und Ziel umher — und ging gegen Abend nochmals in die Villa Luise, um sich von seiner Tante zu verabschieden. Sie empfing ihn in ihrem Zimmer. Als sie sene blasse, düstere Miene sah, fragte sie teilnehmend: „Du siehst leidend aus. Fühlst Du Dich nicht wohl?“

„Ich bin verstimmt, liebe Tante! Ein Telegramm ruft mich nach Berlin, wo mich dringende geschäftliche Angelegenheit erwartet?

„Das ist ja sehr schade! Ich hatte vor, mit Dir und Inge einen Ausflug in die Schweiz zu machen.“

„Auch ich bedaure diesen unvorhergesehenen Zwischenfall!“ sagte er mit gepreßter Stimme: „Darf ich Dich bitten, mich Frau Inge zu emfehlen!“

Mitleidig lächelnd nahm sie seine Hand und zog ihn neben sich in den Sessel: „Komm, setze Dich noch ein Weilchen zu mir. Du hast noch Zeit, denn der letzte Zug geht noch lange nicht. —

Ich möchte Dir etwas erzählen. Willst Du danach dennoch abreisen, so will ich Dich nicht länger zurückhalten.

Als Du uns vor anderthalb Jahren verließest, da grollte ich Dir von ganzem Herzen. Deine Abreise vernichtete nicht nur meinen lang gehegten Wunsch, Dich mit Inge zu vereinen, sie fiel auch als erster Schatten in ein junges, bis dahin sonnenhelles Leben. Inge hatte Dich lieb. — In ihrer kindlichen Unschuld hoffte sie, daß auch du sie lieb gewinnen könntest. Deine fluchtartige Abreise riß sie grausam aus ihrem geträumten Himmel. Für die Enttäuschung, die Du uns bereitetest, schwor ich, mich zu rächen. Ich überlegte hin und her, wie das geschehen könnte. Nichts fiel mir ein; denn alles war unausführbar, so lange Du fern bliebst. Du kamst zurück. Und in der ersten Vier-

telstunde unseres Zusammenseins spielte mir der gefällige Zufall einen Trumpf in die Hand. Oder war es das Schicksal selbst, das mit des Gedankens Schnelle mir eine Idee eingab, die ich ohne weitere Ueberlegung ergriff und in die Tat umsetzte. Mit diesem Trumpf in der Hand mußte ich das Spiel gewinnen. Entsinnst Du Dich — eine Deiner ersten Fragen galt Inge und dem Herrn, mit dem Du sie damals gesehen! —

Die Vorspiegelung einer falschen Tatsache ward mir zwar schwer, aber mit dem Zweck im Auge, der bekanntlich die Mittel heiligt, versuchte ich das kleine Wagnis. Aus Erfahrung wußte ich, wie Dich von jeher nur das Unerreichbare lockte. — Der unschuldige Reiz des hübschesten jungen Mädchens verblaßte vor dem — verbotenen — den die Verheiratete auf Dich übte. — Diese Deine Schwäche gab mir die Richtschnur zu meinem Plan. Als Du mich damals fragtest, ob Herr v. Walden Inges Vater sei, antwortete ich Dir die Unwahrheit, indem ich ihn als ihren Gatten ausgab."

Horst von Bergheim sprang wie elektrisiert auf und rief mit flammenden Augen: „Wie soll ich das verstehen?! Ich bitte Dich, sprich! Spanne mich nicht länger auf die Folter!"

„Nur Geduld, mein Junge!" sagte die alte Dame gelassen und drückte ihn sanft auf seinen Sitz zurück: „Du hast mich anderthalb Jahre auf diesen einzigen Augenblick warten lassen, nun will ich ihn auch voll und ganz genießen. — Also — wo blieb ich eigentlich stecken, — richtig — nun weiß ich es wieder: Der Zufall dieser Zauberkünstler, war mir hold. Der als Pseudogatte verwendete Onkel und Vormund Inges reiste nichtsahnend der heimischen Scholle zu. Inge war auch nicht da; — niemand konnte mich stören oder einen Querstrich durch meine Rechnung machen. Du, mein armer Horst, warst auf Gnade oder Ungnade Deiner rachedürstenden Tante überliefert. —

Ganz so einfach, wie ich mir die Sache dachte, verlief sie aber doch nicht. Schließlich mußte ich Inge in meinen Plan einweihen. Und sie war es, die mir Schwierigkeiten machte. Sie leistete heftigen Widerstand. Sie fand meinen Plan abscheulich und wollte absolut nichts davon wissen, in der Komödie die Rolle der „Frau" zu spielen. Schließlich brachte ich sie aber doch dazu, wenn auch unter Tränen. Sie spielte die ihr aufgezwungene Rolle aber so herzlich schlecht, daß ich oft befürchtete, Du müßtest alles erraten. Es gehörte wirklich die sprichwörtliche Blindheit des Verliebten dazu, um das durchsichtige Gewebe nicht zu durchschauen."

Horst saß fassungslos in seinem Sessel. Jeder Versuch, ihren Redefluß aufzuhalten, war vergeblich. Nun saß er starr und stumm, regungslos, fast atemlos, aber nicht lange, dann schnellte er empor und stammelte heiser vor innerer Erregung:

„Ist das wahr, was Du mir eben sagtest? — Kann das möglich sein?"

„Ja, das ist gewiß und wahrhaftig wahr, mein Junge! Du wirst nun wissen, was Du zu tun hast!"

„Ob ich es weiß!" rief Horst, von tiefster Niedergeschlagenheit in einen Taumel jubelnden Glückes gerissen:

„Tante! Du listige, arglistigste aller Frauen! Wo ist Inge?! Wo ist meine Braut?!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, und das junge Mädchen erschien auf der Schwelle. Auf ihren reinen Zügen lag ein schüchternes Glück, das sich nicht hervorwagte, bis es in jauchzender Seligkeit von Horsts Lippen wach geküßt wurde. Er hielt sie in seinen Armen — und sie schmiegte sich hingebend an sein lautschlagendes Herz. Ueber ihren goldig schimmernden Scheitel hinweg sah er seine Tante an, die freudig bewegt dieses junge, strahlende Glück betrachtete.

Horst rief mit der Miene des Siegers: „Wer von uns hat nun gewonnen, Tante?"

Worauf diese fein lächelnd antwortete: „Wir haben beide gewonnen, — weil die Liebe siegte!"

20 Jahrhundert.

„Wasch' mir den Pelz und mache mich nicht naß"—
Das ist die Kunst der Diplomaten.
Sie sprechen Liebe, — und sie meinen Haß
Und meiden Eines nur: die Taten!

Draus folgt die weise Lehr': sei nie emphatisch,
Laß Deinen Zorn verrauchen und verrinnen,
Sei lieber feig, statt mutig. — „Diplomatisch"
Wirst Du mit Sicherheit die Oberhand gewinnen.

Und greift Dein Arm zum Schwert, wenn Du nach Rache lallst,
Verschiebe es, mach' diese Tat nicht rasche.
— — — — — — — — — — —
Laß eine Nacht vergehn. Am Morgen, Kind, da ballst
Die Faust Du höchstens in der Hosentasche!

Zur Tat.

Ein reiches Leben traf ein brünstig Streben,
Das alle seine Brunst in Worte drängte.
Und doch: das Wort kann nicht Erfüllung geben;
Die Sehnsucht blieb, die in mir tobt und sengte.

Und ist mir auch so manches Wort gelungen:
Die Wort' sind hohl, wir wollen uns nicht täuschen.
Die Worte geben nur Erinnerungen
Von längst verschwundenen Tagen und von Räuschen.

Das Wort ist hohl! Laßt uns drum konsequente
Ein einzig Mal die Rechnung richtig machen.
Wer nur am Worte hängt, ist dekadente.

Die Tat allein bringt uns das frohe Lachen.
Wir woll'n drum frisch der frohen Tat uns weihen,
Sie kann alleine nur vom Druck befreien!

Das Welt-Kino.

Heuchle Freude und entzücke,
Tu', als ob's so wirklich wäre,
Dann fehlt gar nichts Dir zum Glücke —
Denn das Glück ist auch Chimäre.

Ist Dein Fühlen auch verschwommen
Und Dein Denken auch verkleistert,
Wenn nur große Worte kommen,
Wird der Plebs ja doch begeistert!

Es genügt die Form zu meistern,
Neue Worte aufzufinden:
Wer dies kann, wird leicht begeistern
Und die Menschheit leicht entzünden.

Selber mag die große Leere
Wohl in seltenen Augenblicken
Dich mit aller Wucht und Schwere
Ueberkommen und bedrücken:

Heuchle weiter! Immer weiter!
Hast Du Güter erst gewonnen,
Steigst Du heiter auf der Leiter
Dieses Leben zu den Sonnen!

Ziehe weiter mit den Scharen!
Und kommt manchmal Dir ein Bangen,
Weil Du einst, vor langen Jahren
Wahrheit suchen bist gegangen — —!

Wahrheit! Wahrheit! Daß ich lache!
Diese Welt ist ein Theater
Und ein Traum; doch nie erwache!
Sonst hast Du den größten Kater!

Spiel' Theater, früh bis spate
Nach dem höchsten Preiscourante,
Und kredenze Surrogate
Selbst als bester Komödiante!

Deines Wesens tiefste Pforte
Mußt Du schließen und verhüllen
Und nur t u n, als wenn die Worte
Dir aus tiefstem Innern quillen!

Top! Willst Du mit Worten sparen,
Weil Du alt schon und bequeme:
Dann genügen wunderbare
Silhouetten, Schatten, Schemen!

Zuviel Worte, sie ermatten:
Abglanz her des Wurstelpraters!
Es genügen auch die Schatten
Eines wirklichen Theaters!

So gleicht unser Erdgetriebe
Einem Kinematographen.
Glaube, Hoffnung, Freude, Liebe
Läßt man jenem allzu braven,

Allzu braven Publikum,
Das, getäuscht von früh bis spate,
Das geblendet, stumm und dumm,
Nicht erkennt die Surrogate.

— — — — — — — — — — — —

Lang ist's her; Aeonen Jahre.
Damals war die große Stunde,
Als das erste, wunderbare
Wort entfuhr dem Menschenmunde.

Damals, als zum ersten Male
Worte man für Leiden, Wonnen
Setzte, hat die Wort-Kabale
Und Komödie begonnen!

Und so ging es immer weiter. —
Willst Du heut' die Welt begreifen,
Sagst Du ruhig, spöttisch, heiter:
Ja, sie gleicht dem Leinwandstreifen,

Einer Leinwandguirlande,
Auf der ohne Haß und Liebe
Gleitend mit der Leinenwande
Ab sich rollt der Welt Getriebe!

— — — — — — — — — — — —

Aufgescheucht aus unserem Wahne
Wurde man in diesen Tagen,
Weil da unten am Balkane
„Völker aneinanderschlagen"!

Und nur diesen einen Einwand
Lasse bei dem Satz ich gelten:
Eine Riesen-Kino-Leinwand
Ist die herrlichste der Welten!

Bergseen.

Es gleichen die Seen den Augen der Erde,
In denen Himmel und Wolken sich spiegeln,
In denen der Lüfte Lüfte sich zügeln,
Auf daß das Bild harmonisch werde!
Die Wetterwolken, vom Winde getragen,
Zerfetzt und gepeitscht die Lüfte durcheilen.
Im blauen See: ein ruhig Verweilen,
Ein Wogen am Grunde an Frühlingstagen.
Die Spitzen der Berge sind weiß auch im See,
Die Wolken, sie treiben auch unten im Grunde;
Doch wenn ich auch noch so tief schaue und späh':
Da unten im See wird alles gesunde!
Die Leidenschaft kühlte. Es lieh ihr die Zügel
Das lachende Auge der Erde: der Spiegel!

Mit dem Frühling.

Mit dem Frühling in die Weite fahren,
Wenn auf den Wassern hell die Sonne lacht,
So am Morgen nach der ersten klaren,
Sternenklaren Frühlingsnacht!

Mit dem Frühling in die Weite fahren,
Wenn der Winter lang die Luft gedämmt —
Wenn mit Blumen und mit Liebespaaren
Der Lenz das Land weit überschwemmt!

Mit dem Frühling in die Weite fahren,
Durch die lange, lange Blütenallee,
Im Automobile durch wunderbaren
Herunterrieselnden Blütenschnee!

Mit dem Frühling in die Weite fahren,
Bis zum Berg hoch empor, wo der Schnee
noch blinkt —
Und dann über schneeige Wiesen und Karen
Per Ski tief ins Tal: wem das gelingt!

Wem so der Frühling sich offenbarte
Ohn' Sehnsucht nach Gemeinsamkeit:
Der kennt sie wohl, die schönste, zarte
Frühlingsblume: Einsamkeit!

Max Th. Heinrich.

Vergebliche Sehnsucht.

Ich sehne mich nach glühendem Umfangen,
Nach heißem Kuß von einem Purpurmund,
Nach schönen rosenfarbnen Mädchenwangen,
Nach wahrem, tiefem Liebesseelenbund,

Nach weichen, seidnen, goldig-blonden Flechten,
Nach Augen, d'rin des Mädchens Seele blinkt,
Nach warmen, traumerfüllten Sommernächten,
Nach einem Hain, der mich ein Eden dünkt.

Und wäre dies Ersehnte ganz mein Eigen,
So wollt' ich glücklich und zufrieden sein,
Und Dankbarkeit wollt' ich dem Herrn erzeigen,
Wär' das Gewünschte wirklich ewig mein.

Doch selbst das Kleinste muß mein Herz entbehren,
Und wissen muß ich, daß man nichts erwirbt;
Man muß sich ewig nur danach verzehren
Und muß sich quälen, bis man elend stirbt.

Postkartenalbum.

Skizze von Hedwig Joh. Kratzer.

Langsam ziehen die Herbstnebel an den Bergen entlang. Kein Strahl der Sonne ist mächtig genug durchzudringen und so liegt die Landschaft ziemlich traurig vor meinen Blicken. Unwillkürlich fühle ich mich auf meinem schönen Landgute vereinsamt und immer lauter werdende Stimmen erwecken namenlose Sehnsucht nach dem großstädtischen Leben und Treiben meiner lieben Vaterstadt, in welcher seit einigen Tagen meine Angehörigen verweilen. Wann werden sie wiederkommen? —

Ich bin mir selbst ein Rätsel. Gestern noch schwelgte ich in den köstlichen Naturgenüssen, die ein wonniglicher Herbsttag brachte, gestern noch war ich hingerissen von all' dem bunten Sonnenzauber, der mich berückend umgab, und heute fühle ich brennendes Sehnen nach aufreibendem Großstadtlärm — nach dumpfer Stadtluft und hohen beengenden Mauern? —

Entschlossen verlasse ich mein trauliches Wohnstübchen und lenke meine Schritte dem großen Garten zu. Wie entsetzlich aber stimmt mich heute sein öder Anblick. Entblättert die herrlichen Baumkronen — entseelt die so prächtigen Blumenbeete. Mir macht alles den schauerlichen Eindruck eines verwüsteten, vergessenen Grabes. Sinnend hemme ich meinen Schritt. — Dort in der Ecke erspäht mein Auge zwei blühende Rosen. Was haben sie der ersterbenden Erde noch zu sagen? . . . Bringen sie ihr den letzten Liebesgruß aus Frühlingstagen? —

So dünkt es mich; denn melancholisch neigen sich ihre schweren Rosenkelche zu ihr herab und die wenigen Blätter des Stämmchens singen schon im geheimnisvollen Rauschen der verscheidenden Erde das letzte Lied. —

Während meiner stummen Betrachtung zieht leise die Windsbraut vorüber und hält mit den müden Rosen ein neckisch Zwiegespräch. Sie wollen aber nicht mehr erwidern. Bedenklich wanken sie jetzt — ich fürchte für ihr Dasein. Meine Angst war unberechtigt — auf eiligen Schwingen verschwindet die mutwillige Herrscherin der Lüfte wieder und löst als Zeichen ihrer Anwesenheit ein Blatt des Stämmchens, das taumelnd zu Boden fällt. —

Mich ergreift dieser unscheinbare Vorgang. Eilig baue ich im Geiste eine Brücke zur Menschheit und schreite bedächtigen Schrittes darüber."

Geborenwerden — Absterben — Frühlingslust — Winterstuhe — armes Menschenkind. Und dieses kurze Sein und Nichtmehrsein veranlaßt Dich zu einem Streben und Treiben — zu einem Kämpfen und Ringen — zu einem Leiden und Weinen — zu einem Hassen und Lieben? —

Ist es wirklich wert, daß du dein Herz während dieser unbedeutenden Erdenwanderung in diese ernste Schule schickst? —

Mein Blick erhebt sich unwillkürlich nach oben und meine Seele wird lebendig und jubelt begeistert — Auferstehung! —

Eine weihevolle Stimmung ergreift mein Inneres. Traumverloren tauchen meine Blicke in das graue Nebelmeer, das sich noch schwerer über die lautlose Natur spannt und immer wehmütiger stimmt mich der melancholische Himmel ohne Sonne. —

Ein kleines Geräusch am Gartengitter entreißt mich meinen Träumen. Ich wende mich um — es ist die liebe Post. Heute drücke ich dem freundlichen Boten ein kleines Geldstück in die Hand, so sehr erfreut mich eine Nachricht.

Dankbar verläßt er mich, und ich gehe hinein in das Haus, mein gemütliches Wohnstübchen aufsuchend. Hier überfliege ich rasch die schöne Landschaftskarte, dann erst lese ich sie ein- — zweimal, und mein Herz schlägt höher in dem hehren Glück edler Freundschaft. Bedächtig lege ich sie zur Seite. Dann hole ich mein Kartenalbum aus dem nächsten Schranke, ein würdiges Plätzchen für den neuen Ankömmling darin zu suchen. Als ich den mächtigen Band aufschlage, fallen die drei kleinen Bildchen heraus. Sie gehören allerdings nicht hinein und haben sich wahrscheinlich nur in der Eile diesen Platz erworben. Meine Hand fängt sie geschickt auf und meine Blicke betrachten sie lächelnd.

„Dem fleißigen Kinde — Vorzüglich — Der musterhaften Schülerin!" — Mich umspielen die Inschriften dieser eigentlich ganz wertlosen, bunten Papierblättchen warm, und meine Gedanken stürmen jetzt zurück zur holden Kinderzeit und machen mich fast das Weiterblättern in meinem Album vergessen. Wie waren sie rosig: jene glücklichen Kinderjahre, in welchen man mit solch' bunten Blättchen für seine treue Pflichterfüllung belobt wurde. Lebhaft versetze ich mich in die seligen Zeiten der Schule und des ernsten Strebens und denke mit heißem Danke unwillkürlich all' der lieben Lehrer und Erzieher, die sich mit nimmermüdem Eifer an meiner geistigen Bildung beteiligten, das kleine Samenkörnlein des Wissens und Denkens sprengten und mit umsichtiger Liebe die keimende Frucht herausschälten. Jetzt erst beginne ich mit der weiteren Betrachtung meines Albums. Ach, wie lange habe ich diese herrlichen Erinnerungstafeln nicht mehr geschaut? Alles erscheint mir neu und interessiert mich. Ganz entzückt betrachte ich die prächtige Aufnahme von Sarajevo. Ich kann mich an der unvergleichlich schönen Stadt nicht sättigen. Im mächtigen Schoße grauer Felsenzüge, vornehm hingelagert zu beiden Seiten des rauschenden Flusses Miljacka, bildet sie in ihrem orientalischen Charakter für den erstaunten Besucher ein kleines Paradies. Ich vertiefe mich in die wohlbekannten Schriftzüge dieser Karte, und die innewohnende Begeisterung in den jubelnden Worten bringt jene Wärme zurück, die ich einstmals bei Empfang derselben fühlte.

Ein glückliches Lächeln huscht über mein Gesicht — Und ich blättere weiter!

Erinnerung um Erinnerung reicht sich die Hand, liebe Gestalten tauchen vor meinen Geistesaugen auf und erneuern so manches Gedenken vergangener Zeiten. Eine naturgetreue Aufnahme des Berliner Tiergartens weckt schmerzliche Gefühle in meiner Seele. Wie glücklich umfing mich einst der kalte Marmorzauber dieser großartigen Ahnengalerie, als ich an Seite einer neu vermählten Freundin lehnte und deren namenloses Eheglück aus jeden ihrer strudelnden Worte vernahm. Mich selbst stimmte es ungemein froh und heiter, das ideale Heim mit den Glücklichen teilen zu dürfen und hielt es deshalb für einen nervenerschütternden Traum, als man einige Tage später den jungen Ehemann tot nachhause brachte. Es war aber schreckliche Wahrheit und kein wohltuendes Erwachen vernichtete dieses wahnsinnige Traumbild.

Meine junge Freundin war trauernde Witwe. Ein verhängnisvoller Sturz vom Pferde zerriß mit wilder Wut das glückliche Band der beiden Menschenkinder. Viele Monde sind darüber vergangen, trotzdem schleicht eine Träne der Rührung über meine Wangen —

Und ich blättere weiter!

Die prächtigen Naturbilder bringen mich bald wieder zu heiterem Sein, und freudig betrachte ich eine äußerst hübsche Ansicht von Kötzting, eines gar lieblichen Ortes des bayerischen Waldes. Eine gut befreundete Familie hat dort ihr Heim aufgeschlagen, und ich suche mit eifrigen Blicken dasselbe auf dem Bilde zu entdecken. Ich habe es — das idyllische Häuschen sanft an einen grünen Hügel gelehnt. Gab es schönere Stunden als einstens in diesen friedlichen Mauern hinter blumengeschmückten Fenstern? —

Noch ein langer Blick dem lieblichen Orte mit seinen dicht bewaldeten Bergen — dann naht ein fast unstillbares Sehnen nach diesen teuren Gestalten, die ich Freunde nenne —

Und ich blättere weiter! —

Immer lebendiger wird es in meinem Innern, die erst so quälende Langeweile ist längst geschwunden — ich fühle mich inmitten eines beträchtlichen Kreises edler Seelen, zu denen ich von aufrichtigem Herzen rede und die mir in gleicher Weise erwidern.

Wahre Freundschaft — Du reines Himmelsgeschenk!

Jetzt hält meine Hand im emsigen Wenden der Albumblätter inne — Coburg liegt vor meinen Blicken. Du herrliche Stadt mit deiner stolzen Veste — du kleines Paradies mit deinen malerischen Höhenzügen — du still glänzende Perle des

sagenreichen Thüringerlandes. Wie ungern schied ich einst von dir? Welche Reihe der köstlichsten Tage ziehen an meinem denkenden Geiste vorüber und wie jauchzt heute noch mein Herz in den frohen Erinnerungen, die ich dort im Kreise lieber Menschen sammelte, von ihnen stammen die wohlbekannten Schriftzüge und die herzlichen Freundschaftsgrüße auf der schönen Karte erwecken die warmen Gefühle treuer Ergebung —

Und ich blättere weiter! —

Waldkirch im verträumten Schwarzwald läßt meine Augen länger auf dem hübschen Bilde verweilen. Einen seltenen Zauber übt die malerisch gelegene Kastelburg auf meine Gedanken, wie sie gleich einer vielgeliebten Herrscherin das schützende Szepter über die reizende Stadt zu ihren Füßen hebt und diese in ihrer friedlichen Einfachheit zu einer berühmten Schönheit stempelt. Wie oft finde ich sie wieder, die ehrwürdige Kastelburg, in meinem Album, und jedesmal ist ein teurer Name damit verknüpft, den ich so innig in mein Herz geschlossen.

Neu regen sich die nimmermüden Finger —

Und ich blättere weiter! —

Gruß aus Innichen — Göttliches Pustertal mit deinen idyllischen Friedensorten, wie entzückt mich dein Gedenken. Welche Erinnerungen werden in meiner Seele wach? Stürmisch pocht das Herz, und mir ist, als wollte es entfliehen, als fühlte es plötzlich Fesseln, die es rücksichtslos sprengen möchte, um selig aufzujubeln beim stolzen Anblick dieser kühnen Dolomiten. Hier hat der Allmächtige das Riesenfühlhorn von überwältigender Naturschönheit ausgeschüttet. Vernichtet steht das kleine Erdenkind vor diesen göttlichen Wundern und empfindet so recht eine nackte Armseligkeit. — Jahre sind vorüber, seit ich Zeuge dieser Pracht geworden und immer neu umspielen jene mir unvergeßlichen Stunden mein Herz und mein Gemüt, welche mir dort im Vereine edelster und uneigennützigster Menschenseelen zu teil wurden. Wie ein nicht endenwollendes Echo tönt der beglückende Umgang mit diesen auserwählten Freunden in meine fernste Zukunft und erhellt jetzt schon den geheimnisvollen Schleier, der noch über derselben gelagert ist. Lange verweile ich bei dieser Karte und den damit verknüpften Erinnerungen, dann begehrt der Geist nach neuen Eindrücken —

Und ich blättere weiter! —

Aus allen Himmelsgegenden finden sich Karten. Herrliche Gebirgslandschaften wechseln mit stolzen Städten — anziehende Seen mit unbegrenzten Heidebildern . Ich habe mich förmlich in eine Begeisterung „geschaut". Jetzt halte ich still — reiche Schriftzüge mahnen mich zur kurzen Rast. Ich überfliege die schwermütigen Zeilen, dann gilt mein Blick dem eigenartigen Helgoland, das die Karte in vorzüglicher Aufnahme zeigt. Diese riesengroße, nach Norden zugespitzte Felsenschicht mit seiner imposanten Häuserstadt, dem Oberland und dem in der Tiefe gelagerten Unterland macht einen bewegten Eindruck auf mich. Ein geheimnisvolles Frösteln durchschauert meine Glieder und ein längst erloschenes, junges Leben zieht an meinem sinnenden Auge vorüber. Der schwärmerische Schreiber dieser Karte ist schon längst nicht mehr. Verlorene Gesundheit sollte ihm die reine Seeluft Helgolands wieder bringen — verzweifelten Tod in den kühlen Fluten bereitete sie ihm. Entsetzlich flackert heute noch in mir der schreckliche Tag auf, welcher die furchtbare Nachricht kündete. Einen unersetzlichen Freund hatte ich damals verloren.

Hinweg mit Helgoland; die Finger regen sich —

Und ich blättere weiter! —

Doch nicht lange. Die getreue Aufnahme der St. Vincent-de-Paul-Kirche in Paris läßt mich einen Augenblick im Wenden der Albumseiten innehalten. Glückselig rufe ich jene erhabene Stunde zurück, wo ich meine teuerste Freundin zum Traualtar geleitete. Weihevoller Orgelton erfüllte das prächtige Gotteshaus, als sich das ergriffene Brautpaar die Hand zum ewigen Bunde reichte. —

Mein Geistesauge versenkt sich völlig in den heiligen Akt und erblickt heute noch die zarte Gestalt der schönen Braut, wie sie einem Engel des Paradieses gleich an der Seite des stolzen Lebensgefährten einherschwebte. Könnte ich sie nochmals miterleben, die herzerhebenden Momente dieser feierlichen Vermählung. Unvergeßlich fürs ganze Leben, bleiben sie wach in meinem fühlenden Herzen und werden immer wieder neu die Seele erwärmen. Ihr lieben Schriftzüge aus Paris habt mich in eine herrliche Stimmung versetzt, der ich nicht sogleich weichen möchte; doch mein Album hat noch viele Karten —

Und ich blättere weiter! —

Meine erst so peinliche Betrachtung zieht weitere Grenzen; ich wende die Blätter schneller, denn der Band ist zu mächtig. Doch halt — eine auserlesene Sammlung prächtiger Karten aus London erheben unbedingten Anspruch auf sorgfältige Aufmerksamkeit. Ein Bild nach dem andern übergebe ich bedächtig meinen Augen, und vernichtend erfaßt mich all' das Gewaltige und Mächtige, welches die Hauptstadt des Britenreiches in sich birgt. Ein fast unheimlicher Schauer durch-

rieselt mein Inneres ob der nervenfordernden Großartigkeit und brächte nicht die kräftige, ja fast derbe Handschrift ein warmes Erinnern an einen lieben, alten Freund, so würde meine gehobene Stimmung in ein leeres Nichts versinken. So aber versetze ich mich in jene schöne Zeit, wo ich dem ehrwürdigen Greise begeistert gegenübersaß und seinen belehrenden und interessanten Themen über Naturwissenschaft lauschte. Heute noch höre ich seine tiefe, mir unvergeßliche Stimme — sehe seinen weißschimmernden Bart und fühle den seelenvollen Blick seiner treuen Augen . Die letzte Karte schrieb er als „Achzigjähriger" ,und darüber sind schon manche Herbste vergangen. Wie lange wird er seine Freunde und Freundinnen mit Schriftzügen seiner Hand noch glücklich machen? Auffallend schwer drückt die stille Frage auf mein Gemüt — sinnend warte ich vergebens nach erlösender Antwort — dann folgt ein langer Atemzug —

Und ich blättere weiter! —

Freundliche Stimmungsbilder, noch einige Landschaftskarten, und mein Album ist durchstöbert. Es ist Zeit. Auf unhörbaren Sohlen schleicht das Dämmerstündchen heran, und ich müßte meine Lampe anzünden, wäre meine Tätigkeit noch nicht am Ziele. So aber bin ich fertig und kann mich dem traulichen Dämmerzauber unbehindert in die Arme werfen. Fast habe ich mich müde geschaut und meine Wangen glühen heiß vor Begeisterung all' des Gesehenen, und lebendig klopft mein Herz in dem schönen glücklichen Bewußtsein soviele Freunde. Befriedigt will ich das Album zuklappen, als mich ein idyllisches Landschaftsbild der letzten Seite nochmals hindert. Ohne langes Besinnen nehme ich die Karte sogar von seinem Plätzchen heraus und bemühe mich, in der zweifelhaften Helle die wohlbekannten Schriftzüge zu studieren. Es macht mir kein Kopfzerbrechen — ich kenne den Sinn dieser aufrichtigen Worte auswendig. Dutzende Male habe ich diese Karte wohl schon gelesen und gab ihr dann mit Absicht die letzte Seite meines Albums in dem vollsten Bewußtsein „Das Ende krönt das Werk!" — —

Wie sie mich umschmeicheln, die bebenden Buchstaben mit ihren mangelhaften Schattenstrichen und so aufrichtig verraten, daß innigste Liebe die zitternde Hand geführt. Wie sie mir warm ins Herze greifen, diese schlichten und einfachen Worte und mir laut verkünden, daß es für jeden Menschen nur eine solche Freundin auf Erden gibt.

Je länger ich mich in den Wortlaut vertiefe, je öfter ich die teure Unterschrift betrachte, desto wonniglicher durchzieht es meine Seele. Mich reißen die Gefühle fort, ich drücke die Karte an meine Lippen und küsse mit Ehrfurcht und Liebe die teuren Worte „Deine Mutter!"

Dann lege ich sie tiefbewegt auf den Tisch, indessen meine Gedanken zu ihr stürmen — zu ihr, der teuersten Freundin dieser Erde, die kein Opfer scheut, ihr Kleinod einer lichten Zukunft entgegenzuführen — zu ihr, der uneigennützigsten Gefährtin des Lebens, die starkmütig ringt und kämpft, das Glück ihres Kindes zu sichern — zu ihr, der aufrichtigsten Trösterin in diesem trüben Dasein, die ihr mit reinster Liebe und durchdrungener Hingabe das verzweifelte Kind zu trösten weiß. — Ich finde in den Gedanken an meine teuerste Mutter keine Grenzen mehr, und ungestüm jagt es sich förmlich in meinem Innern.

Kaum ahne ich, daß es in meinem Stübchen immer dunkler und dunkler wird. Die schweigende Ruhe, welche nur ein trauliches Ticken meiner ehrwürdigen Standuhr unterbricht, wirkt nach und nach beruhigend auf meine erregten Sinne, sie werden immer stiller — stiller — ich schlafe ein! —

Plötzlich entreißt mich ein unbestimmtes Geräusch meinen süßen Träumen. Schwerfällig öffnen sich meine geschlossenen Lider und fragend blicken die überraschten Augen im hellerleuchteten Wohnstübchen umher, bis sie strahlend an einer ehrwürdigen Gestalt haften bleiben, die schweigend am Tische sitzt und das Postkartenalbum durchblättert. Jetzt lächelt das lieblich ernste Greisinnengesicht zur erwachten Schläferin herüber, die nun erst der wahren Wirklichkeit zurückgegeben. —

Meine liebe Mutter kam nach Hause — ich hörte sie nicht!

Man entzündete Licht — ich ahnte es nicht!

Hat mich mein „Postkartenalbum" mit seinen Erinnerungen in so festen Schlummer gewiegt?

Und Dämmerstündchen mit seinen Träumen solange gefangen gehalten?

Fuchs-Huber

Der Meereswelle Abendlied.

Ich glänze in goldener Sternenpracht,
Ich schäume aus silbernem Munde,
Ich zeuge von gewaltiger Meere Kraft.
Ich schäume aus rauschendem Schlunde.

Weit draußen in offener, dunkelnder See
Singe ich rauschend mein Lied,
Von tausend Brüdern begleitet,
Reihn wir uns feste nur Glied an Glied. —

Woge und Welle, wie Tal und Berg,
Geht es in schwingendem Lauf;
Ein rauschend Getöse vielfältiger Töne,
Vorwärts und vorwärts ein Nieder und Auf!

Welle und Woge und Woge und Welle
Reihn sich einander ein glänzendes Bild,
Ein unendlicher Acker unzähliger Furchen,
Ein Spiel der Natur so grausig und wild.

Es naht sich das Ufer gar schroffer Klippen,
Ein einsames Ufer weit breit keine Lichter,
Kein Haus, keine menschliche Wohnung,
Nur der Mond wirft den Schatten gespenst'ger Gesichter.

Es rauschet und rauschet der schäumende Kopf
In dunkelnder, nächtlicher Hülle,
Er wälzt sich daher in wütender Kraft,
Bescheint von der Sterne glänzenden Fülle.

Es naht sich den Felsen der schäumende Kopf,
Die Welle, die Welle sie naht sich der Klippe!
Noch glänzt sie schön in der Sternenpracht
— Ein stobender Donner — an der Felsen Gerippe!

So lautet der Welle Abendlied.
— O kurze Herrlichkeit!
Ein flimmernd Gebilde, zerbrechlich wie Glas,
Ein stäubender Funke zur Unendlichkeit!

Max Rosenfeld.

Der Vogel.

Ein Mädchen hatte 'nen Vogel,
Der sang so rein und hell,
Sie trug ihn in goldenem Bauer,
Ging mir vorüber schnell.
Du liebes Mädchen, wart' allhier —
Verkauf' Deinen schönen Vogel mir!

„Mein Vogel ist nicht käuflich
Für noch so vieles Geld;
Doch mag ich ihn Euch schenken,
Wenn er Euch so gefällt." —
Viel Dank, viel Dank, lieb' Mägdelein!
Nun hab' ich 'nen Vogel, nun ist er mein!

Ich trug den Vogel nach Hause,
Hab' gewartet ihn und gehegt;
Doch das Mädchen kam jeden Morgen,
Zu schauen, ob er gut gepflegt.
„Nun habt Ihr den Vogel ganz allein,
Ich sterbe in trostloser Sehnsuchtspein!"

Willst, Mädchen, vor Sehnsucht Du sterben,
Macht es das Herze mir schwer.
Und wer mal hat 'nen Vogel,
Der gibt ihn so leicht nicht her!
Ich hatte ihren Vogel, das machte ihr Pein,
Wir zwei konnten ohne Vogel nicht sein.

Was sollt ich anders machen —
Ich nahm das Mädchen zum Weib.
Nun haben wir beide 'nen Vogel
Als liebsten Zeitvertreib.
Nun hat sie 'nen Vogel, und ihr Vogel ist mein,
Zwei Menschen einen Vogel, ja, so muß es sein.

Ernst Mölter:

Herbststimmung.

Ein altes Lied, noch klingt es mir im Ohr,
Vor grauer Zeit sang es das Glück mir vor.

Wie gerne hatt' ich seinem Ton gelauscht,
Jetzt ist es hin, vergessen und verrauscht.

Ach Herz, du bist so traurig, schlägst so schwer,
Hast nichts zu wünschen, nichts zu hoffen mehr.

Schnell kam der Herbst, kaum hast du es gedacht,
Gleich einem Dieb, heimlich über Nacht.

Kahl sind die Fluren und die Wälder leer,
Ein dumpfes Brausen nur rings um mich her.

Die Vöglein fort zum warmen Süden zieh'n,
Fern schallt ihr letzter Schrei: Dahin — dahin!

Rudolf Blum:

Am Waldsee.

Was sinnst du, See? Drückt dich ein Leid,
Daß du in Waldes Einsamkeit
So kummervoll und traurig ruhst,
Wo doch mit seiner Zaubermacht
Der Frühling alles blühen macht
Und neu beseelt mit Lust?

Es plätschern deine Wasser nicht,
Kein Lächeln durch die Wellen bricht,
Du schweigst so still, mein See;
Wie wenn wer seine Lieb' verlor,
Die er zum höchsten Glück erkor,
Und ihm geblieben nur das Weh.

Schwarzdunkle Tannen schemengleich
Umgarnen düster dein Bereich,
Umfassen dich wie mit Gewalt;
Und in der Tiefe schwarzem Schlund
Liegt grabverschlossen gleich dein Grund
Von schwarzem Wurzelwerk umkrallt.

Ringsum ist's friedhofähnlich still.
Es läßt der Wind selbst sein Gespiel,
Wenn er ins Auge dir geblickt;
Die Sonne, die vom Himmel schaut,
Der Himmel, der dem Ärmsten blaut,
Ob deiner Trauer jäh erschrickt. —

Und jetzt Entsetzen! — Auf dem Grund
Da wogt und schwillt der schwarze Schlund
Und drängt und schiebt sich wie ein Brei;
Und jetzt zieht düster wie der Tod
Des Fährmanns schwarzverhängtes Boot
Mit seinen Seelen stumm vorbei.

O nein — verzieh'! — Hinweg! Hinfort
Von diesem unheilvollen Ort,
Wo alles Leben dumpf erstirbt; — —
Das Leben ist ja doch so schön,
Wenn von den grünbehauchten Höh'n
Der Frühling um die Erde wirbt! — —

Ihr Liebling.

Von Edith Riemer-Dembozck.

Der kleine Hans Berg war nun ein Jahr alt geworden. Sein Mütterlein verhätschelte ihn sehr, denn er war wirklich ein süßes Bübchen. Ein kleiner molliger Körper, zwei kluge graue Augen und ein stets lachendes rosiges Mündchen machten ihn bei jedermann beliebt. Gerda Berg ging aber auch in ihrem einzigen Kinde auf. . . Als Frau eines Marineoffiziers war sie oft allein. Was hätte sie nun wohl Besseres tun können, als ellenlange Briefe an den fernen Geliebten zu schreiben und das kleine Hänschen nach Herzenslust zu verwöhnen. Ja, allein und einsam fühlte sich die junge Frau! Ach, wenn ihr Liebling erst groß wäre, dann — ja, was dann? Nun, dann könnte sie sich wenigstens mit ihm unterhalten! — Jetzt verlangte der angehende kleine Mann nur recht viel Futter, um sich glückselig zu fühlen. — Dann kam es wohl vor, daß er freudig die dicken Patschhändchen ineinander schlug und jauchzende unverständliche Töne von sich gab. Gerda freute sich stets darüber; doch — etwas fehlte ihr trotzdem, nämlich — ihr Mann! Als sie damals vor Jahren diesen schmucken Seemann kennen lernte, lohte die Flamme gleich einer riesigen Feuergarbe zum Himmel hinauf. Ja, warum sollte sie ihren Kurt auch nicht lieb haben! Er erzählte ihr wunderbare Abenteuer von fernen, unbekannten Ländern und sie berauschte sich daran, wie wohl alle anderen phantasievollen Mädchenköpfe. Und als sie ganz kurze Zeit verheiratet waren, da mußte ihr Mann eine lange, weite Reise antreten. Da kam es, daß sie sich ein Kind von ihm wünschte, einen kleinen, niedlichen Buben, der ihrem Kurt ähnelte. Und wenn erst dieser neue Erdenbürger da war, hatte sie wenigstens ein lebendes Spielzeug und fühlte sich nicht mehr so sehr vereinsamt. — Heiße, flehende Gebete sandte die junge Frau täglich zum Himmel; und das Wunder geschah! — Sie bekam einen Jungen, der ihrem Manne gänzlich ähnlich war. Ja, selbst seine treuen, grauen Augen hatte der kleine Kerl mit zur Welt gebracht. O, wie sich da die Mutter freute! Und wie sie ihn hegte und pflegte, ihr eigen Fleisch und Blut! — Nur eins machte sie traurig: Ihr Mann hatte das Bübchen noch nicht sehen können, noch nicht seine Hände segnend auf das kleine Köpfchen gelegt! —

Gerda strich die wirren Locken von der heißen Stirn. Bald, bald war er bei ihnen, würde sie ans treue Seemannsherz drücken und Mutter und Kind viele liebe — unvergeßliche Worte sagen! — Tagtäglich sprach sie dem Hänschen ganz langsam „Pa—pa" vor. Dann machte er eine ganz verständige Miene, als ob er schon überlegte, wie er wohl sein mochte, den sein Mütterlein so herzinig liebte, so daß sie kaum seine Ankunft erwarten konnte. Es war ein Frühlingstag. Die Lerchen jubelten, die ersten Veilchen steckten neugierig die blauen Köpfchen durch die junge, grüne Decke, da — kam er, der Langersehnte. Ganz langsam machte er die Gartenpforte auf, um Weib und Kind nicht zu stören. In weißen Spitzen eingehüllt, krabbelte sein Erstgeborener auf dem Schoße der jungen Mutter herum. Gerdas Augen glühten in seltsamem Feuer, als sie ihm wieder und immer wieder zärtlich „Pa—pa" vorsprach. Erst wollte Hänschen an diesem Tage nichts von dem neuen Worte wissen, doch plötzlich schlang er beide Aermchen um ihren Hals und jubelte es laut in die warme Frühlingsluft: Ma—ma—Papa!" —

„Nun kann er kommen — mein Herzensjunge — wir sind würdig, ihn zu empfangen." — Und sie küßte den kleinen Buben herzhaft auf beide Wangen, so daß er wild zu strampeln anfing.

Dem jungen Vater standen die Tränen in den Augen. Also, so wurde er geliebt! War er es denn eigentlich wert? Wie viel Versuchungen waren ihm auf der langen Reise in den Weg getreten! Gewiß, er hatte zwar standhaft ausgehalten, ohne den Treubruch zu begehen! — Aber — wie oft hatte er in Gedanken die Ehe gebrochen. War das keine Sünde gewesen? — Beschämt senkt er das Haupt. Ja! — Er sah halt, wie es die anderen trieben, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen! Doch — treu war er ihr trotz alledem geblieben, wenn auch in der letzten Zeit das verführerische Bild seiner angebeteten Frau immer mehr verblaßte. -- Daß sich Gerda gar nicht umdrehte! — Und sie war mit ihrem Jungen derartig beschäftigt, daß sie die Nähe des Gatten gar nicht fühlte.

Gerda drehte den Kopf sehnsüchtig nach dem Hafen.

„Sieh, Liebling, sieh! Von dort muß Dein Väterchen kommen! Freust Du Dich mit mir? Er ist so lieb und gut — und treu!" —

So plapperte sie in kindlicher Weise dem rosigen Bübchen vor, als ob es alles verstehen müßte, was seinen Vater betraf. Plötzlich wurde das Kind müde und es fing an, jämmerlich zu schreien. Die Mutter gab sich redlich Mühe, den kleinen Unhold zu beruhigen, doch — vergebens! —

Kurt Berg war leise, ganz dicht an seinen Bu-

ben herangekomen, sah ihm lächelnd in die trüben Augen und rief: „Hänschen!“

Gerda erschrak heftig. Sie hätte beinahe den Jungen fallen lassen, da antwortete der Kleine wieder ganz vergnügt „Pa—pa!“ —

Er riß den Bengel aus ihren schützenden Mutterarmen, küßte ihn stürmisch, um sich dann zur erstaunten Frau zu wenden, die nun weinend an seinem Halse lag.

„Kurt — mein Kurt!“

Im ersten Augenblicke war sie keiner anderen Worte mehr fähig, doch, nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte, fragte sie ganz stolz: „Hat mein Liebling nicht schön „Papa“ gesagt? Du glaubst gar nicht, was es mir für Mühe gekostet hat, — Hänschen das beizubringen!“ —

Er streichelte ihre wirren Locken.

„Wem sieht er denn ähnlich?“ fragte er zaghaft.

„Dir — Dir natürlich!“ jubelte sie aus vollster Ueberzeugung. „Das war stets mein heißester Wunsch gewesen; und — daß Du bald wiederkämst — und nun ist ja alles gut!“ — Ich habe meinen Jungen und Dich!“ —

Hänschen war indessen friedlich eingeschlafen. Er mußte etwas sehr schönes träumen, denn seine kindlichen Züge verklärten sich förmlich im Traum.

Die jungen, glücklichen Eltern brachten den Kleinen ins Bettchen. Sie selbst erzählten sich noch lange, bis spät nach Mitternacht! — Und da kam es, daß er ihr auch von den vielen Versuchen beichtete. Doch das, was er erwartete, kam nicht! Kein Vorwurf wurde laut!

„Kannst Du mir verzeihen?“

„Aber, Liebstter — eine Frau, die liebt, verzeiht stets! Wie schwer muß es für Dich gewesen sein, dem allen stand zu halten! — Ich habe viel von den Schönheiten der südländischen Frauen gehört — und — von ihrer Gefährlichkeit! Doch — wenn ich in meines Lieblings treuen Augen schaute — de doch die Deinen sind, so sagte ich mir: Fürchte Dich nicht, er bleibt Dir treu!“ —

„So sicher warst Du Deiner Sache?“

„Ja, gewiß! Jeder Mensch kann mal straucheln, doch ist es nicht nötig, daß er fällt! — Eine Frage, Kurt! Bleibst Du nun bei Weib und Kind?“

Aengstlich, fast zaghaft wurden die letzten Worte gesprochen. Kurt Berg reckte sich vernehmlich.

„Ja — ich will jetzt bei Euch bleiben, solange es geht!“

„Dort draußen gibt es der Freuden viel — aber auch der Gefahren! — Hier aber habe ich Dich und unseren Liebling“

Ob er wohl noch schlafen mochte?

Ganz leise ging Gerda auf den Zehenspitzen bis an Hänschens Bettchen. Der kleine Wicht schlief fest. Ein süßes Lächeln umspielte den kleinen, rosigen Mund. Kurt umschlang mit einem Arm sein Weib, mit dem anderen versuchte er den Buben zu streicheln. Da schlug er auch schon die Augen auf, rieb mit dem Fäustchen die müden Lider und sagte in kindlicher Art: „Ma—ma, Pa—pa!“ —

Gerda und Kurt schen es, as ob sie die schönste Musik vernähmen.

„Mein Liebling,“ sagte sie weich. Und als sie in das verklärte Gesicht ihres Mannes sah, fügte sie leise hinzu. „Er hat Deine Augen und Dein Herz — unser Liebling.“ —

E. Doerks.

Herbstrosen.

Blasse, gelbe Rosen, die
Noch einmal blühten weltentrückt.
Rosen, die der Herbstwind kühlte,
Die der Regen umgeknickt.

An dem Stocke wiegend träumt sie
Von dem Frühling blütenschwer.
Und verwelkte Blätter streuen
Einen Teppich um sie her.

Auf dem Kelche Tropfen stehen,
Tränen, die dem Frühling gelten,
Dessen Sonne sie geliebt.
Tränen um verlor'ne Welten.

„Blasse, gelbe Herbstesrose,
Die du blühest weltentrückt.
Alles stirbt, auch du mußt sterben.“
Und der Sturm hat sie zerpflückt.

Almrausch.

Das Alptal.

Wie lieb' ich doch die stillen Täler,
Wo nur allein das Bächlein rauscht,
Und wo dem Murmelschlag der Wellen
Gottes Natur andächtig lauscht!

Denn zieh' ich durch das Alptal nieder
Und singe froh mein Wanderlied,
Dann widerhallt es in den Bergen:
Das Tal erwacht und singt auch mit.

A. Busch.

Das falsche Blättlein.

(Im Volkston.)

Ein Mägdelein gar lieblich
Hold unter Blüten stand,
Das hielt ein Blümlein zierlich
In seiner weichen Hand.

Mit seiner Hand der kleinen,
Nahm es dem Blümelein
Ein Blättlein um das ander
Und sprach gar lieb und fein:

Er liebet mich von Herzen,
Er liebt mich, — liebt mich nicht; —
Bis halb in Ernst und Scherzen
Das letzte Blättlein bricht.

Das sprach: „Er tut Dich lieben!“ —
Das falsche Blättelein! —
Lieb Mägdlein muß drum weinen
Nun einsam und allein.

Dr. W. Jaros.

Die Strafe.

Noch blutjung waren wir,
Mich schmückte noch die blaue Schülermütze
Als ich Dich, mein Mariechen, fand.
Wir liebten uns herzinnig,
Und Arm in Arm ging's
Mit Dir, heißgeliebter Schatz,
Allabendlich zum Kosen
In die öden, düstern Gassen.
Die Zeit entfloh,
„Wer lieben will, muß leiden“,
Weit von Dir fort
Mußt' ich, mein teures Liebchen, ziehn,
Um meinem Kaiser, meinem Vaterland zu dienen.
Damals, als wir in Tränen Abschied nahmen,
Und ich ein kleines Ringlein Dir geschenkt,
Hast Du mir tief gerührt
Auf ewig Lieb' und Treu' geschworen.

Manch' liebes langes Briefchen schrieb ich Dir
Als braver, tüchtiger Soldat,
Doch als nach einem Jahr die Dienstzeit um
Und ich Dir wieder vor die Augen trat,
Da wandtest Du Dich herzlich, treulos von mir ab.
Ich folgte Dir, erreichte Dich mit Mühe.
Obwohl ich Deiner Untreue gewiß,
Bat ich Dich flehentlich, mir lieb und gut zu bleiben.
Doch hart, mich ungerecht verleumdend,
Hast Du mich jäh von Dir gestoßen.
Mein armes Herz, es wollte brechen,
Und lange schwankte ich hin und her,
Ob mir das Leben weiter nützen könnte.

„Ich hab's getragen, fragt nicht wie“,
Und mit der Zeit hat sich
Die heiße Lieb' und Leidenschaft
In bittren Haß und Rache umgewandelt.
Ins wechselvolle Liebesleben
Hast Du mich hineingestoßen. —

Du fandst den Weg zu mir zurück,
Und ich die längst willkommne Rache.
Ich hielt Dich jetzt zum Narren, wie Du mich,
Und wie Du mich dereinst, verlacht' ich Dich! —

Und wieder ein'ge Jahre schwanden.
Es kam zu Dir der treue, liebe Mann,
Dem Du Dein Ich, Dein ganzes Wesen hingegeben.
Und dieser Mann — er war ein Schuft.

Mit einer Dirne stehst Du vor dem Tribunal
Und forderst ihn zum Mann,
Der Dir die Ehe hat versprochen.
Und forderst für Dein Kind, wie jene Dirn',
Entschädigung!

Der Dirne kann man ihren Fehl verzeih'n,
Sie hat vielleicht gehungert, stand allein,
Dir nicht!

O! daß dies jetzt das Ende Deiner Strafe sei,
Es ist zu traurig, doch gewiß —
Zu Tode frißt und quält Euch alle drei
Das Gift der Syphilis.

E. Kuntze.

Ruderer.

Gleite, mein Boot, auf den Wassern dahin,
Wo dich die Wellchen so schmeichelnd umzieh'n!
Freudig umglitzert uns leuchtende Flut,
Gleite nur sachte, noch fährt es sich gut!

Kommen wir aber ins Wellengebraus,
Halte, mein Bootchen, o, halte nur aus!
Ueber der Wogen andrängenden Schwarm
Hält dich doch tapfer mein markiger Arm.

Alles an Bord hier: Vernunft und Verstand,
Eine gar feste, gut steuernde Hand;
Mut in der Brandung, die zischet und braut,
Und — auf den Herrgott des Lebens vertraut!

Denn auf den Wassern, da schwebet sein Geist,
Der sich als besten Erhalter erweist;
Hält auch das schwankendste Fahrzeug noch fest,
Wenn sich der Fährmann auf ihn nur verläßt.

Ueber den Wassern, im brandenden Meer,
Schreitet die helfende Liebe daher!
Sieh', auch der sinkende Petrus noch fand
Seines Erlösers errettende Hand.

Sind wir von brausenden Wogen umkreist,
Sei unser Führer, du, heiliger Geist!
Mit dir hinein und auch mit dir heraus:
Ringender Fährmann, so steure nach Haus!

B. Müller.

Frühling.

Quellender Segen
Rauschet zur Erde.
Auf allen Wegen,
Auf allen Stegen
Fühlst Du es regen,
Mächtig' Bewegen:
Blühendes Werde!

Träumendes Sinnen
Füllet mein Herze.
Fühle zerrinnen
Und neu gewinnen;
All' mein Beginnen
Eilet von hinnen
Mit allem Schmerze.

Goldenes Träumen
Lenzfroher Tage!
Was willst du säumen
Nun aufzuräumen
Mit Schmerzensträumen?
Rauschenden Bäumen
Gib deine Klage!

Seligstes Leben
Sich mir vermähle!
Alles hingeben,
Dich zu erstreben,
Dich zu erheben
Im Liebesbeben,
Gott, meine Seele!

Rud. Müller.

Sehnsucht.

Still im Frieden senkt der Abend sich nieder,
Purpurn schwindet nun der Sonne Pracht,
Nachtigall singt bald die Abendlieder,
Mondhell sinket nun die Nacht.

Schlafesmüde winkt erquickend nun die Ruh'
Mir, der rastlos ringet mit der Welt —
Lenker der Gestirne, führ' nur Du
Traumersehnend mich in jene Welt!

Lotte.

Skizze von Heinz Withalm.

Bekannt war sie nur unter dem Namen Fabrikmädel.

Täglich, wenn das Nebelhorn um 6 Uhr laut hinaus tönte, stand sie an der Straßengabel vor der Fabrik und wartete. Noch viele, viele andere Mädels standen um Lotte herum. Die stritten und zankten sich alle. Manchmal wurden sie auch tätlich. Lotte sprach nie mit ihnen. Dazu war sie viel zu stolz, denn sie war ein schönes Weib ihrer Sorte. —

Dann kamen die Arbeiter. Mit lüstern, fahlen Augen spähten die Mädchen nach den Männern. Einige von diesen nahmen sich dann roh und barsch ein Weib. Die anderen Dirnen schimpften und schrien aus Neid.

Lotte aber stand immer ruhig, fast bescheiden dort. Wenn sie nicht gerade dort gewartet hätte, so würde in ihr niemand das Weib der bezahlten Liebe erblicken.

Täglich nahm sie ein Arbeiter mit. Schweigend ging sie neben ihm her, ließ sich von ihm abtasten, gab sich ihm in seiner Wohnung hin, steckte die paar Kreuzer, die sie dafür bekam, mit kurzem Dank ein und schied wieder von ihm.

Bei dem allen haßte sie ihr eigenes Leben, haßte sie jeden Mann, dem sie ihren Leib gab.

Aber sie konnte nicht anders leben. Schon mit 15 Jahren drängte sie es zu den anderen Dirnen hin, wohl weil sie ein anderes Leben nie gekannt hat.

Ihre Mutter, ihre Schwestern, alle, alle Weiber, die sie kannte, waren Dirnen. Und bevor man sie noch zu dem Handwerk zwang, ging sie freiwillig.

Anfangs gefiel es ihr recht gut. Dann schlich sich langsam der Ekel ein. Aber der war doch nie so stark, um sie zur Umkehr zu zwingen. Immer und immer zog es sie zur Straßenecke hin. Ein einzigesmal überwand sie sich und blieb zu Hause. Als es aber 7 Uhr schlug, hielt sie es nicht mehr aus und lief, so schnell sie konnte, zu ihrem gewohnten Standplatz. Dort stand sie nun eine Stunde. Mancher Mann kam vorüber, aber keiner nahm sie. So ging sie fort, lief die halbe Nacht in der dunklen Vorstadt umher und ärgerte sich zum Schlusse sehr, da sie kein Geld zum Nachtmahle hatte. Schon um den Umstand zu verhüten und dann, weil sie nichts anderes gelernt hatte, als Dirne zu sein, blieb sie beim Geschäfte. —

Und ihr Geschäft ging gut, ging sehr gut. — Zumindestens war ihre Mutter höchst zufrieden. Die konnte in ihren alten Tagen ruhig und zufrieden leben, sich förmlich von den Lastern der Jugend erholen und diese ihrer Tochter überlassen.

— — — — — — — — —

Als nun eines Tages Lotte wieder an der Straßengabel stand und die Arbeiterschar aus der Fabrik strömte, bemerkte sie unter diesen ein ganz neues Gesicht. Der Mann kam als einer der ersten — war stark und schön.

Lotte sah lange ihm nach, bis sie von rückwärts einen Stoß bekam. Sie sah sich haßerfüllt um. Ein Arbeiter stand vor ihr und herrschte sie an:

„Na, Dirn', was gaffst so? Komm' mit!"

So grobe Worte hatte ihr noch keiner gesagt. — Sie ließ es sich auch nicht gefallen.

„Mit Dir? Nein!" antwortete sie barsch.

„Dummes Luder, könnst froh sein, wenn i Die mag!" schrie er sie an und ging zu einer anderen.

Lotte lachte ihm hönisch nach. Dann dachte sie gleich wieder an den Neuling. Sie schaute die Straße hinauf und versuchte ihn unter der Menge zu erblicken. Weit vorne glaubte sie seine Gestalt zu sehen — und lief ihm nach.

Manchen Rippenstoß bekam sie, mancher Arbeiter wollte sie aufhalten, aber sie riß sich immer los.

Zu dem da vorne mußte sie, den mußte sie besitzen.

Endlich erreichte sie ihn. Leise bat sie:

„Nimm mich mit. Ja?"

„Was willst?" knurrte er sie an. „Solch Weiberzeug brauch' i nit."

Er sah sie weiter gar nicht an, sondern ging gradaus weiter.

Lotte schlich ihm nach. Vor seiner Haustüre sprach sie den Arbeiter nochmals an:

„Komm'! Laß mich zu Dir!"

„Bist schon wieder da! Geh', sonst — —"

Schon hob er die Hand. Da warf sie sich ihm an den Hals und flehte:

„Laß mich. Einmal. Du, ich muß zu Dir."

Da nahm er sie aus Barmherzigkeit mit.

In seiner kleinen Wohnung gab er ihr Wasser und Seife.

Wasch' Dich!" befahl er.

Sie tat es willig, wie ein Hund.

Dann nahm er sie. — — —

Als er ihr Geld geben wollte, nahm sie es nicht an.

„Nein, von Dir keinen Kreuzer! Laß mich nur morgen wiederkommen."

„Nimm das Geld und geh'. In mei' Wohnung kommst mir nimmer!"

„Ich mag Dein Geld nicht. Nur Dich — — Du — —"

Sie umarmte ihn und küßte ihm schluchzend die rußigen Hände.

Er aber schleuderte Lotte von sich.

Da schlich sie weinend hinaus.

„Daß Du mir nimmer kommst, verfluchte Dirn'!" hörte sie ihn noch hinter sich schreien.

— — — — — — — — — —

Und nächsten Tag kam sie doch wieder.

Sie fand eine andere bei ihm, keine Dirne, sondern seine Geliebte.

Wie eine gepeitschte Bestie stürzte sich Lotte mit einem geilen Gekreisch auf ihre Nebenbuhlerin, warf sie zu Boden, um ihr die Gurgel durchzubeißen.

Noch rechtzeitig riß sie der starke Arbeiter weg, gab ihr einen Fußtritt, daß Lotte über die Türschwelle fiel.

„Wenn's das nomal hab'n willst, so komm' nur wieder!" schrie er sie an und schlug die Türe zu.

Lotte raffte sich mühsam auf und schleppte sich langsam auf die Gasse. Da ging sie nun schwer und keuchend. Wohin, wußte sie nicht. Sie ging nur und ging in die schwarze Nacht hinein. Sie bog in diese und diese Gasse ein. Warum, wußte sie nicht. — — —

Und so kam sie langsam zum Quaie.

Leise gurrelte und wispelte das ruhige Wasser.

Nun kroch sie niedergedrückt in halber Verzweiflung und im scheußlichsten Ekel vor ihrem Treiben, vor ihrem Geschäft dem Ufer entlang.

Da strauchelte sie über ein Schiffstau, fiel nieder, dann schwerer, lauter Klatsch — — — —

Und leise, ganz leise ward wieder die Nacht. Nur das Wasser spielte gurrelnd und wispelnd an den Schiffswänden, verschlingt ruhig ein armes Menschenkind ebenso, wie einen Stein. — — —

So findet mancher sein gewolltes Ende, ohne zu wollen.

Friedau-Poppler.

Jugendliebe.

Am Berg da steht ein Wanderer
Und sieht ins Tal hinaus,
Er sieht den alten Kirchturm,
Er sieht Feinsliebchens Haus.

Wie weh wird ihm zu Mute!
Er denkt vergangner Zeit,
Wo er im flinken Liebesspiele
Mit ihr sich oft gefreut.

Jahre sind seitdem vergangen,
Beide waren sich verschollen ganz,
Und vor einem halben Jahre
Nahm sie nun den Myrthenkranz.

Nahm ihn und lebt glücklich heute.
Denkt nicht mehr an jenen Jungen,
Der in Liebesgram und Schmerz
In Gedichten sie besungen.

Wandrer, ziehe wieder heim,
Laß im Glück sie schreiten.
Dein sei die Erinnerung!
Horch, die Abendglocken läuten.

Fritz Strauß.

Zigeunerlos.

In leuchtenden Tagen aus goldenen Schalen trinken,
In seligem Taumel dem Glück in die Arme sinken,
Die Schwingen erheben zum Fluge nach Sternenweiten,
Auf flammenden Gipfeln in jauchzender Sonne schreiten,
Fern von allen Wünschen über dem Leben wandern,
Die Welt zu verlachen, achtlos verlachen die Andern. —

Und dann: Büßen! Ein Leben lang büßen — büßen!
All die' selig durchtaumelten, sonnigen, süßen
Gekrönten Stunden voll heißer, verzehrender Gluten
Büßen — büßen, bis sich die Herzen verbluten —

Und dann: Sterben! Heimatlos, irgendwo auf Erden;
Das ist Zigeunerlos! — So wird auch meines werden.

A. N. Hermann Henke.

Bestimmung.

Glaubst Du, Bestimmung ist des Zufalls Note?
Dann ist dem Menschen nur ein Grab bestimmt.
Glaubst Du bestimmter Deinem Herrn und Gotte,
Erfährst Du, daß kein Anker oben schwimmt,
Und bist Du recht von Deinem Gott durchdrungen,
Liegt die Bestimmung noch in Deiner Hand;
Du hast sie gläubig — kämpfend — Dir errungen:
Gott gab Dir freudig seiner Liebe Pfand.
Nur wache Augen will der Herr des Lichtes
Und off'ne Ohren, seiner Sprache voll.
Ertönt zu spät die Stimme des Gerichtes, —
Weißt Du bestimmt auch des Verlustes Zoll. —
Bestimme Du, so wirst Du glücklich werden,
Wie Gott bestimmt, was ist und werden soll.
Nichts ist bestimmt und fest am Bann der Erde,
Und doch sind alle Lande Gottes Ehre voll! —
In allem fließt und rauscht der Strom des Lebens
Und über alles triumphiert die Phantasie:
Die Kraft des Höchsten, sie wirkt nicht vergebens:
Ihr fester Flügelschlag heißt Harmonie! —
Von Herz zu Herzen treu und fest gekettet,
Von keinem Zufall blindlings abgelenkt,
Am Herzen Gottes sicher eingebettet,
So schafft und wirkt der Mensch, der göttlich denkt.
Drum steht sein Name in dem Buch des Lebens,
In Sternen flammt sein schöner Werdezug:
Die Kraft des Höchsten, sie wirkt nicht vergebens:
Bestimme Du — nach Deines Gottes Spruch!

G. Laube.

Im traulichen Stübchen.

Ein trautes Stübchen,
Ein liebes Weib,
Ein lustiges Bübchen . . . . . .
Mein Zeitvertreib! . . . .

So nahe den Menschen,
— Und doch so fern, — — —
Umstrahlt von der Liebe
So goldenem Stern.

Drauß' Unruh' und Sorgen! —
Hier stillfrohe Lust . . . .
Im Hafen geborgen,
Das Glück . . . . . in der Brust! —

B. Kiehne, Lange.

Das Schicksal.

Was Menschenhand geschafft, gegeben,
Was sie mit opfermüt'gem Fleiß
Zusammenfügt! —
Was Menschengeist mit ernstem Streben
Ersonnen. — Mancher Opfer Preis
In Nichts zerfliegt! —
Was Menschenkunst gewaltig baute,
Erschaffen wie von Meisterhand
Uns hat gebracht! —
Was Menschentatkraft fertig schaute,
Durch „höhere Macht", schnell verschwand —
Was sie erdacht! —
Und was der Mensch auch mag erringen,
Mit trotzigem Willen erzwingt
Voll Bitterkeit! —
Das Schicksal wird ihn doch bezwingen,
Kein Wehren, kein Kämpfen ihn bringt
In Sicherheit! —

Bruno Teßmann.

Stiller Kampf.

Leise, leise senken sich die Schatten
Einer Nacht auf Mutter Erde nieder;
Kein Gezwitscher tönet, keine Lieder,
Aus den Bergen hallt kein Echo wieder,
Stille — tiefe Stille auf den Matten.

Eine Nacht, ganz der in meiner Seele!
Stille, stille alle Herzenssaiten.
Eng' die Brust, sie wagt nicht, sich zu weiten;
Schlaf der Arm, zu machtlos, sich zu breiten!
„Stille! — stille! — Herze, stille — Seele!"

Schmerzdurchwühlte Brust, läßt's in dir wettern? —
Brichst du unter deiner Last denn nicht zusammen? —
Willst du die Verruchte nicht verdammen,
Daß dein Herze rast in hellen Flammen,
Um dich dann im Abgrund zu zerschmettern?!

Alfred Hücker.

Nacht.

Durch die Nacht zuckt leicht ein leises Beben,
Gießt aus vollem Maß sich Stille —
Ruhe rings, und nirgends Wille —
Zagend stockt der Atem, schläft das Leben.

Sieh, der Mond ist voll — doch weh' — wie bleich.
Erlen greifen mit den wachen Zweigen
Matten Kohlestrichen gleich, den weichen,
Sehnsuchtsvoll in sein geheimes Reich.

Und der Mond geizt nicht, er will auch geben:
Bleiche Strahlen huschen auf die Weide,
Randen ihre Aeste weiß mit Kreide,
Saugen trunken gierig volles Leben.

Weh, ach weh, jetzt hat der Mond sich scheu verborgen
Hinter einer düstern Wolkenwand,
Die das Licht bedeckt mit kalter Hand,
Sieh, so kündet sich der Menschheit — Morgen.

A Kaiser.

Abend.

Der Abend sinkt, es steigt die Nebelfrau
Vom Tal herauf. Ihr weißes Schleppgewand
Streift überm Hang — da liegt so tot und kalt —
Was erst so leuchtend war — das grüne Land.
Tief neigt die Weide sich am Bachesrand.

Von tausend Tröpflein blitzt es hell im Gras.
Sind's Tränen, die an jedem Blättlein hängen?
Erschreckte Kindlein, fürchten sie die Nacht,
Die Schatten, die aus Strauch und Tannen drängen?
Leis murmelt noch der Bach zu fernen Aveklängen.

Schon schwebt im Osten leis' die Nacht herauf,
Hüllt in ihr Dunkel alle Täler ein,
Schwarz dräut der Wald — die tiefen Gründe brüten
Wie ungeheuer reckt das Felsgestein
Hoch auf dem Berg noch säumt ein heller Schein.

Guido Fischer.

Mein Lied.

Ich lasse meiner Harfe Saiten klingen,
Schlag' sie zu meiner Waldesheimat Preis;
Ich weiß, es wird in manche Herzen dringen,
Wird wecken, was in ihnen schlummert leis'.

Nicht singe ich von einem feinen Strande,
Wo flimmernd heiße Sommerwinde weh'n,
Nicht von Italiens schönem Sonnenlande,
Wo tief verschüttet Göttertempel steh'n.

Ich singe nur vom niedern Hüttlein droben,
Wo treu behütet meine Wiege stand,
Von rauhen Bergen, tannenduftumwoben,
Vom Herzen, das die Heimat wieder fand.

Ich fühle dann ein wundersames Beben
Durch meine Seele zieh'n mit heißem Drang,
Seh' wieder goldne Stunden mich umschweben
Und hören träumend Heimatglockenklang.

Rudolf Goldschmidt.

Größen.

Er hockt auf dem Schemel bis abends um sieben,
Kann rechnen und herrlich schreiben,
Sein Chef wie 'n bebrilltes Affentier
Glotzt durch die Fensterscheiben.

Und sieht er ihn schwatzen, geht's mächtig um:
„Ihr sollt Euch noch mal unterstehen,
Zwei Tage schon kamt Ihr zu spät,
Hab's selbst im Blaubuch gesehen!"

Verklärt und gedrückt — ganz hoffnungslos —
Wozu ward traun er geschaffen?!
Gäb's mehr von derlei Kaufmannstum,
Dann steckte die Welt voll Laffen.

Das erste Glas Madeira.

Von Bertl von Braunhorst.

Im Vorderzimmer des ersten Stockes spielte ein kaum siebenjähriger Knabe.

Verwundert blickte er zuweilen aus dem Fenster, ob denn gar keine Wagen vorbeikämen.

Doch verschiedene sah er; auf der Straße aber lag dicker Sand, der das Rädergerassel dämpfte.

Vater lag schwerkrank in dem Zimmer nach dem Garten hinaus.

Die alte Kinderfrau, welche das jüngste Brüderchen auf dem Schoße hielt, sah ernst und verweint aus.

Muter kam fast gar nicht.

Willy spielte ganz leise mit seinem Bausteinkasten und baute manches Haus.

So wollte er später ein „großes" für Vater und Mutter bauen.

Darin durfte niemand krank sein.

Und der Garten sollte doppelt so groß sein, wie der jetzige.

Wie würden Vater und Mutter dann sagen: das Haus hat unser Sohn gebaut! — Mutter müßte dann allerdings auch nur seine Leibsspeisen kochen lassen.

Das kleine Brüderchen ließ sich vom Schoße der Kinderfrau gleiten, schlich sich heran und zerstörte mit einem Schlage das stolze Gebäude.

Polternd fielen die Bausteine zur Erde.

„Du unartiger Bub'!" schrie Willy.

„St.!" — mahnte die Kinderfrau, „Vater kann's hören!"

Mit wütendem Blick schwieg der Aeltere, aber zwischen seinen Zähnen klang es: „Du Aff'!"

Der jüngste lachte unschuldsvoll und sah mit seinen großen blauen Augen ganz erstaunt den verbissenen Zorn des andern.

Er jauchzte hell auf.

„Ssst!" wehrte die Kinderfrau, — „Vater ist krank!"

„Vata kank, Vata kank!" jubelte Karlchen.

„Nicht tun, Karlchen!" und Willy hielt ihm mit Tränen in den Augen seine Hand vor den Mund.

Karlchen prustete dagegen und fand das ein nettes, lustiges Spiel.

„Vata kank, Vata kank!" krähte er.

Mutter stürzte ins Zimmer: „Um Gotteswillen, seid doch still, Kinder, Vater hört alles!"

Der Kleine wurde hinausgetragen und zu den Großeltern hinübergeschickt.

Willy baute allein weiter; zuweilen ließ er einen Stein fallen — dann erinnerte er sich wieder erschreckt, daß Vater krank sei.

— — — — — — — — —

„Willy, Du mußt Vater gute Nacht sagen, aber leise hereinkommen, hörst Du!

Vater lag in der eisernen Bettstelle mit dunkelgrünen Gardinen, worin sonst Willy, der jetzt das Bett in dem großen Schlafzimmer mit Mutter teilte, zu schlafen pflegte.

„' Nacht, mein Junge," sagte der Vater und sah seinen Aeltesten zärtlich und mit ernsten Augen an.

Willy neigte sich zum Vater, um seine Wange zu küssen. Vater schlang seinen Arm um Willys Nacken und drückte ihn an sich.

Der stoppelige Bart stach ihn so sehr. Es war ihm, als fühlte er etwas Nasses auf seiner Wange — — und Vater hielt ihn so lange fest.

Er machte sich unwillig los.

„Gute Nacht, Pa—" fort war er.

Als er sich schlafen legte, rieb er sein Gesicht noch und dachte sich beim Gebet, das er hastig murmelte: „laß Vater bald gesund werden", daß Vater ihn so an sich gepreßt hatte, daß er zu ersticken meinte.

— — — — — — — — —

Am Morgen öffnete die Frau das Fenster im Krankenzimmer.

Herbstliche Luft strömte herein, und ein freundlicher Sonnenstrahl erhellte das kleine Gemach.

Die Vögel piepsten im Garten, und der schwache Ton zitterte in das Zimmer.

Der Kranke hob lauschend den Kopf.

„Das wird wohl das letzte Mal sein, daß ich morgens die Vögel höre, Minnie!"

Die Frau verschluckte ihre Tränen.

„Mir ist viel wohler, ich habe keine Schmerzen mehr. — — Was machen Willy und Karlchen?"

„Die spielen!"

„Laß sie nur ruhig spielen. Willy war froh, als er gestern abend von mir los war", lächelte der Vater mit einem traurig-müden Lächeln.

Die Stunden verrannen. — —

In dem Schlafzimmer baute Willy wieder — Karlchen war wieder nach Hause geschafft worden.

„Minnie!" hauchte der Kranke.

„Was willst Du, Johann?"

„Sind Deine Eltern da?"

„Ja, unten!"

„Ich möchte Sie sehen!"

Die Frau schellte und ließ die Eltern bitten.

Unhörbar traten sie ein, der Vater bleich mit steinernem Ausdrucke, die Mutter mit vom Weinen gerötetem Gesichte.

„Wie geht's, Johann?" flüsterte die letztere, um etwas zu sagen, obwohl sie ebensogut wußte, daß keine Hoffnung mehr war.

Ich wollte Dir danken, Vater, und Dir, liebe Mutter, und steht meiner lieben Minnie bei! Ich habe mich immer wie Euer eigenes Kind gefühlt. — —

Ich bin vollkommen bereit, zu gehen, nur —" hier bebte seine Stimme — „nur Minnie und die Kinder — — —

Die Eltern küßten den Sterbenden auf die Stirne.

Die Frau war auf einen Stuhl gesunken und weinte in ihr Taschentuch hinein.

„Rufe mir Babette!"

Die Kinderfrau kam.

„Nicht wahr, Babette, Du wirst gut für die Kinder sorgen und bei meiner Frau bleiben, alte treue Seele! — Ich danke Dir für alles, und wenn ich in meiner Krankheit mal ungeduldig war durch meine Schmerzen — Du weißt, ich meinte es nie böse."

Heftig weinend, küßte Babettte die ihr hingestreckte Hand.

„Ich verspreche es — Sie waren immer so gut mit mir!"

Der Sterbende legte seine Hand auf ihren Kopf.

Minnie hieß die schluchzende Kinderfrau hinausgehen.

„Minnie, schüttle mir mein Kopfkissen zurecht. — — So, ich danke Dir, so ist es bequem!"

— — — — — — — — —

„Vata lank, Vata lank!"

Jauchzend drang die kleine Stimme durch den Gang.

Babette hatte das Kind zurückholen lassen, falls der Kranke nach seinen Kindern verlangen sollte.

Der Vater horchte.

„Willst Du die Kinder sehen, Johann?"

Nach einigem Zögern antwortete er mit schwacher Stimme: „Nein, Minnie, dazu hab' ich jetzt keinen Mut, — später — —"

Ein tiefes Schweigen herrschte im Zimmer.

Die Frau und die Eltern blickten unverwandt nach dem Bett.

Plötzlich erhob sich der Kranke.

Seine Frau stürzte auf ihn zu, auch die alten Leute näherten sich. Er machte aber eine abwehrende Bewegung und bog sich der Mauer zu — —

Wie Eis kroch es den Umstehenden durch die Glieder. Ihr Atem stockte.

Da fiel der Mann in die Kissen zurück.

Die Augen waren weit geöffnet, aber lichtlos.

Sie hatten das ewige Licht gesehen und dadurch ihren irdischen Glanz auf immer verloren.

Die alte Mutter drückte dem Schwiegersohne die Augen zu.

— — — — — — — — —

„Mutter, warum hast Du schwarze Kleider an?"

Ein unbestimmtes Etwas zwang Willy zu der Frage, obwohl er es wußte, warum.

War es ein Drang, um den kindlichen Schmerz um den toten Vater zu erleichtern, indem er durch diese Frage der Mutter wehtat? — —

— — — — — — — — —

Als die Verwandten vom Begräbnisse zurückkamen, wie taten sie lieb mit den Kindern! Und Willy durfte zweimal ohne Erlaubnis ein Stück Butterbrot nehmen mit Käse, worauf er sein Stück Honigkuchen stülpte.

Die Tante steckte ihm Schokoladenplättchen zu.

Und Onkel Hermann, der auch etwas tun wollte, reichte ihm sein Glas Madeira.

Willy schielte wohl nach der Mutter, ob er dürfe, denn er hatte noch nie ein Schlückchen haben dürfen.

Onkel Hermann flüsterte ihm aber zu: „Du bist jetzt ein großer Junge, weißt Du, Du mußt jetzt Mutters Stütze sein."

Und glücklich, für groß angesehen zu werden, in dem Gefühle, es könnte doch verboten werden, trank er das ganze Glas hastig aus.

Die Menschen

nehmen sich heutzutage nicht mehr Zeit, etwas mit Ruhe und Muse anzusehen. Die Genüsse überstürzen sich in ihrer Folge und werden zur Halbheit. Wir leben das Leben im Eilzugstempo. Um wie viel tiefer und vollkommener wäre der Genuß, wenn wir nicht soviel Stationen des Lebens durchrasen würden, vielmehr an den schönen Punkten Rast halten und unsere Weiterreise, solange die Umgebung uns anzieht, nur mit Lokalzügen fortsetzen würden.

Ernst Krauß.

Feier-Gesänge
Herzensklänge,
In trüben Stunden
Gefunden — Empfunden.

Horn von Forst.

Tod.

Ich warte auf den Arzt,
Nur mühsam schleicht die Stunde;
Mein Liebling röchelt schwer,
Mit trocknem, heißem Munde.
Das Herz ertrampft mir in der Brust voll Weh',
So ich die Leiden meines Lieblings seh'.

Ich warte auf den Arzt,
Er soll die Rettung bringen;
Und helfen mir dem Tod
Die Beute abzuringen.
Fährt nicht ein Wagen vor, knarrt nicht die Tür?
Nein! Heiße dumpfe Angst ich nur verspür'.

Da ist es mir, als wenn
Mit müdem, leisem Schritt,
Unhörbar, schemenhaft
Etwas ins Zimmer tritt.
Ich schrecke auf, ich starr' ihm ins Gesicht, — —
Es ist der Tod! — — Der Arzt kommt heute nicht.

Und von dem kleinen Lager hebt
Er sacht' und leis' das Leben
Und will mit seinem müden Schritt
Zur Türe wieder schweben.
Da schrei' ich auf! — — Im Osten leuchtet's rot,
Ich bin allein, mein Liebling ist bei Gott.

Im Mai.

Ein Maientag war's, der Lerchenschlag
Klang durch den goldig schimmernden Hag,
Da fand ich ein Blümlein am Wege.
Da jauchzte ich hell, daß das Tal erschallt,
Das Echo vom Berge wiederhallt
Und das Reh erschrack im Gehege.

Ein Maientag war's, der Lerchenschlag
Klang durch den goldig schimmernden Hag,
Da wurde das Blümlein mein Eigen.
Da küßt ich mein Weib unter grünender Tann,
Zu den Bergen krachten die Böller hinan
Und fröhlich summten die Geigen.

Ein Maientag war's, der Lerchenschlag
Klang durch den goldig schimmernden Hag,
Da griff mit patschenden Händen
Mein Junge, mein Herzblatt, mit jauchzendem Schrei
Ins flimmernde Licht der Sonne, juchhei!
Und Jubel und Glück wollt' nicht enden.

Ein Maientag war's, kein Lerchenschlag
Klang durch den weißen, schimmernden Hag
Und im Rauhreif standen die Wälder.
Ein eisiger Nord fuhr durchs frierende Tal,
Zerstörte die prangenden Blüten all',
Ganz tiefverschneit lagen die Felder.

An diesem Maientage erstarb
Das Glück, daß ich mir jubelnd erwarb,
Da lag es zerbrochen in Scherben.
Mit stockendem Herzschlag und heißem Blick
Sah ich auf mein zertrümmertes Glück,
Sah Weib und Kind mir ersterben.

Seit jenem Tage fluch' ich dem Mai
Mit seinem Blühen und Prangen,
Und wie Ahasver mit schluchzendem Schrei
Bin ruh'los durch die Welt ich gegangen.
Alt bin ich geworden und weiß ist mein Haar,
Ich falte die Hände, die rauhen:
„Herr, gib mir den Mai, wie einstens er war,
Laß bald meine Lieben mich schauen."

Lachen ist eine Spiegelung der Seele, aber manches stereotype Lächeln oft nur die Maske, hinter der unsägliche Wehmut sich verbirgt.

* *

Ernst Krauß.

In der alten Heideheimat

Skizze von A. Harry Hallbohm-Dolgau.

* *

An einem Sonntagmorgen, als eben der Tag begann, den grauen Nebelschleier, der auf der weiten Heide gelegen hatte, zu lüften, schritt ein Wanderer unter dem dichten Blätterdach der Lindenallee, die von Gifhorn nach Isenbüttel führt, langsam dahin. Die frische Morgenluft weitete ihm die Brust und streckte den etwas vornübergeneigten Körper.

Auf der Brücke, die über den Allerkanal führt, blieb er stehen. Unter ihm rieselte das klare Wasser dahin. In den Wellen spiegelte sich der dunkle Tannenwald, der den Lauf umsäumte, und die blühende Heide, die selbst die Ufer noch umhüllte. Aus dem weiten Heidemeere ragten hier und da die dunklen, menschenähnlichen Gestalten der Wachholderbüsche hervor. Von einem derselben ertönte das erste Vogelgezwitscher: eine Heidelerche, die hier nistete, schaukelte sich auf einem der dunklen Zweige im Morgenwinde. Ein Häschen schlüpfte aus seinem Versteck unter einem Wachholderbusche hervor, machte Männchen, äugte in die Weite und hüpfte dann in langsamen Sprüngen nach dem kleinen Grasfleckchen am Allerkanal. Zwischen den purpurnen Blütenähren der Erika leuchtete die goldgelbe Blüte des Besenstrauches, schimmerten aschgraue Renntierflechten.

Und darüber blaute der Himmel mehr und mehr. Eine Dampfwolke in der Ferne zeigte an, daß eben in Isenbüttel ein Zug einlief. Das weckte den Wanderer aus seinen Träumen. Noch einmal wandte er den Blick auf das alte liebe Gifhorn zurück, in dessen Straßen er vor Jahren mit der roten Präparandenmütze umhergegangen war, dann eilte er dem Bahnhofe zu.

Es war anders geworden, auch hier in der Heide, wie überall seitdem. Wie hatte ihm der alte Ort am Herzen gelegen, die Sehnsucht hatte ihn hergetrieben, und nun, schon nach zweitägigem Dortsein empfand er, daß er nicht mehr hineinpaßte.

Darum fort nun wieder, fort dahin, wo keine Heideglöckchen läuten, wo keine rosenfarbene Heide- und keine gelben Sandröschen, surrende Bienen anlocken! —

Und dann rollte und stampfte der Zug in die Weite; Stationen kamen und gingen. Mit weitem, sehnsüchtigem Blick schaute der junge Lehrer in die Heide, als er sich plötzlich angesprochen sah.

„Nun, Herr Dohrendorf, Sie haben wohl für nichts Augen, als für Ihre schöne Heide?“

Verwundert schaute er empor.

So ein Zufall, seine junge Nachbarin aus Marschdorf, seinem Wirkungsorte. Sie erzählte ihm, daß sie ihre in Fallersleben wohnenden Verwandten besucht und sich gleichzeitig die Heide, die sie übrigens goldig finde, angesehen habe. — Und so unterhielt man sich über die liebe Heide, nannte sie „Paradies“ und „Märchenland“ in einem Atem und gab dem Wunsche unverhohlen Ausdruck, doch viel lieber hier in der Heide wohnen zu mögen, als in Marschdorf.

Zum Verwundern war es. Kaum, daß sie sich in Paulas Heimat je einmal gesprochen hatten, hier taten sie plötzlich wie alte Bekannte. — Ja, die Heide versteht es, Menschen zusammen zu führen!

Unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte Herr Dohrendorf schließlich auch, daß er sich aus Marschdorf fort und in die Heide zurücksehne und deshalb über eine vakante Stelle in der Nähe Gifhorns, um die er sich bewerben wolle, Erkundigungen eingezogen habe.

„Aber,“ schloß er traurig, „alles ist so anders geworden, ich kann mich, glaube ich, unter den stillen, verschlossenen Heidjern nun auch nicht mehr wohl fühlen!“ —

Endlich war man in Marschdorf. — —

Und er hatte es doch getan. — Eines guten Tages war Herr Dohrendorf aus Marschdorf verschwunden, um nun in der Nähe Gifhorns sein Heim aufzuschlagen. Paula sah ihm nach und bedauerte ihn, der nun in die Einsamkeit zog.

Auch sie schloß sich mehr und mehr von den lustigen Freundinnen ab und reiste öfter und öfter nach Fallersleben. Hier sah sie Herrn Dohrendorf denn auch einmal wieder.

Viel stiller und schwerfälliger war er geworden; aber seine Augen leuchteten. Und dann erzählte er, daß seine alte Mutter gestorben sei und sich nun nicht mehr mit ihm über die schöne Heide freuen könne. Soviel reine, schöne Heimatfreude müsse er nun allein tragen; das sei für eine Verglückliche Zug über sein Gesicht, wie sie ihn damals, als er in die Heide schaute, an ihm bemerkt hatte.

Als im nächsten Jahre die Erika blühte, und die Feuerfalter an den vollen Kelchen sogen, holte Heinz August Dohrendorf seine Paula in die Heide.

Am Abende nach dem Hochzeitstage standen sie in ihrem Garten und schauten ins Land. —

In behaglicher Breite lagen die traulichen Strohdächer unter den hohen Eichen; Heidschnucken liefen über die Dorfstraße. — Wie in Purpur getaucht, lag nach Westen hin die weite Heide; dunkel grüßten die hohen Föhren. Schon halb verdämmernd lag in der Ferne ein Lupinenfeld. —

Und in die Arme schloß Heinz-August seine Paula und sagte, indem er in die Ferne zeigte:

„Das ist nun D e i n e Heide!“ —

Da küßte sie ihren Heidjer.

Erda.

Märzensonne.

Die Sonne glüht im Strahlenschein,
Und alles singt und lacht,
Der Frühling will zu Dir hinein
Mit seiner Blütenpracht.

Wach' auf, wach' auf und öffne schnell
Dem Frühling Herz und Brust,
Damit es drinnen werde hell
Von all der Lenzeslust.

Wirf Deine Sorgenlast hinaus,
Die Wintersnot gehegt,
Der Frühlingssturm mit wild' Gebraus
Dein Leid von dannen fegt.

Er nimmt von Dir ‚was Dich bedrückt,
Was Dich am Boden hält;
Jauchz' froh dem Herrn, was Dich entzückt:
Wie schön ist doch die Welt!

Grete von Urbanitzky, Wien.

Widmung.

Ich träume oft, daß Deine Blicke ruh'n
Auf dieser Liebeslieder dunklen Lettern,
Und daß mein Leben Dir und all mein Tun
Sich offenbare still auf diesen Blättern.

Erkennen würdest Du mein heißes Lieben,
Und daß ich alles nur für Dich geschrieben.

Und doch, ich weiß: Eins kann mir nie gelingen:
Und schrieb' ich auch mit meines Herzens Blut —
Mit meinem Lied Dein Lieben zu erringen.

Heinrich Hüm, Essen.

Lenzhoffnung.

Winterstille deckt das Land.
Kalt und traurig ist die Flur.
In dem Eden der Natur
Herrscht ein Bangen, unverwandt.

Was in voller Reife stand,
Ist verdorrt, entlaubt, gepflückt.
Ach, kein schönes Lied beglückt
Und erfreut mit zarter Hand.

Doch es endet diese Nacht
Durch des Lichtes edle Kraft.
Was in stillen Träumen lebt

Und dem Lenz entgegenbebt,
Was dem Dasein Werte schafft:
Sei erfüllt dann aufgewacht.

Darf man die Frucht beiseite legen, nur wie die Schale rauh und hart?
Trinkt man den Wein der Farbe wegen, wenn er uns, essigsauer, narrt?
Versuche erst den Kern zu finden, den schützend rauh die Schale deckt!
Die schönsten Schmeichelfarben schwinden, wo kein Gehalt dahintersteckt.

Ernst Krauß.

Allerseelen.

Von Robert Häusle.

Allerseelen — Fest der Toten.
Kahle Bäume, öde Felder —

Zeugen vergangener, blühender Sommerpracht. Ein Rauschen geht durch die Natur, es ist ein stilles Weinen, ein stilles Klagen. Feierlich klingen die Glocken über die Stätte der Menschen, über Wald und Flur, schwarze Gestalten huschen vorüber — Totenfeier flüstert es unter dem trüben Himmel, in der kalten Herbstluft — **Totenfeier,** ganz geheimnisvoll.

Grauer Nebel verbirgt des Himmels blaue Kuppel. Ein Rauschen und Brausen fegt über das stille Land. Die Aeste beugen sich, daß sie stöhnen und ächzen, sie weinen still ihre Klagen aus. Der Winter breitet sein weißes Leichentuch über die begrabene Herrlichkeit aus, aber — eine Hoffnung bleibt, ein neuer Lenz wird die Natur aus ihrem Winterschlafe rütteln zu neuer Pracht und Herrlichkeit.

Pilgern wir still zu den Friedensgärten, und wen rief es nicht an ein teures Grab hinaus. Da werden die Schatten zu Gestalten, der Tag des Todes wird Tag des Lebens. Wir stehen an einem grünen Hügel, entrückt der Welt, in der wir leben, in unseren Gedanken bei denen, die einst an unserer Seite gewandelt, gekämpft und gerungen haben, mit denen uns das heilige Band der Liebe verband. Frohe und trübe Stunden, die wir mit ihnen verbracht, ziehen an uns vorüber; und ein bitterer Vorwurf steigt in unserem Innern auf: Hast du den auch genug geliebt? Dann knien wir nieder, die Augen trüb und naß — er sieht es nicht und hört es nicht! Der Mund, der oft dich küßte, spricht nie wieder: Ich vergab dir längst!

Wir eilen am Kummer und Leid, an Lust und Glück vorbei — rastlos — der Ruhe zu, dem großen, stillen Frieden. Und doch fließen Tränen, wenn wir einen uns teuren Menschen in diesen Frieden eingehen sehen. Bebt nicht unsere Stimme, wenn wir Abschied nehmen von ihm und wankt unser Schritt, wenn wir ihm das letzte Geleite geben, wenn wir der Majestet des Todes ihren Tribut zahlen.

Liebe hat die Hügel der Dahingeschiedenen aus dem Weiß heraus in ein grünes Gewand gekleidet. Ein teures Leben birgt jener grüner Rasen, und erst als sie tot war, erst als das Herze der Liebsten aufhörte zu schlagen, kam er zum Bewußtsein, und es wurde ihm klar, welch ein Born von Liebe und Glück verloren ging. Noch einmal in die treuen Augen blicken, noch einmal den Rosenmund küssen, doch — zu spät —

Allerseelen. — Verschollenes Jugendglück und nie erfüllter Lebenstraum — bitteres Weh und Menschenleid. Eine unsühnbare Schuld empfinden wir am Grabe — wenn wir alles gegeben hätten — so ruft eine innere Stimme uns klagend an: Mehr hättest du geben sollen — mehr —! Wohl dem, der in reinem Schmerze des Toten gedenken kann, die kehren getröstet und erhoben zurück zu den alltäglichen Pflichten und nüchternen Forderungen des Lebens.

Abendmüde Strahlen werfen ihren Schein über die Trauerstätte. Mit ihrem scheidenden Lichte gleiten sie über blinkende Bergesspitzen.

Ruhig liegt die Totenstätte und ihre geheiligten Schollen. Am Grabe tagt des Lebens Dämmerung. —

Marie Baronin Pareisa.

Kurzer Schlaf.

Kalter Schnee
Deckt die Flur,
Ruhig schläft
Die Natur,

Ruhet aus,
Doch gar bald
Lenzeslied
Neu erschallt.

Kalter Schnee
Deckt ein Grab,
Deckt, was ich
Liebstes hab'!

Ruhe aus
Kurze Frist,
Wieder dann
Mit mir bist.

Rud. Müller.

Trennung.

Noch sind es wen'ger Tage Stunden,
Die uns vereinen helfen unser Glück;
Bald sind auch sie im Flug verschwunden —
Der Trennung bringt mich dann zurück,
Zurück in jenes Haus der wahren Liebe,
Das Kirchlein in der Näh' bürgt für der Wahrheit Treu',
Zurück zum Ort, der liebestarke Triebe
Erblühen ließ von Tag zu Tag aufs neu'!
— So ging ich von Dir nimmwunden,
Gedanken wirr, das Herz zerwundet von der Wehmut Macht.
O, würden Augenblicke jetzt zu Stunden,
Die letzten nur, die wir im Glück verbracht.
– Nun bin ich r ä u m l i c h Dir entrissen;
Doch innerlich ruht stets bei Dir,
Gebettet auf der Sehnsucht Kissen,
Mein Sehnen, das mich trägt zu Dir.

Gustav Markworth.

Ein Begegnen.

Hände — ganz zarte, schmale, feine,
Pierrettenschlanke, nervöse, vibrierende Beine.

Sehr dunkelblonde Madonnenhaare
über ziemlich niederer Stirn und einem braungrünlichem Augenpaare.

Das keusch und in verhaltenem (etwas fürchtendem) Sehnen
Zu mir hinblickt, bei dem sich ungewollte Kräfte wachsend dehnen.

Und ein Tanzen — in verwegenen und zagen
Rhythmen Untersinken,
Geringste beginnende Bewegungen schlürfendes Trinken. — —

Hermann Busse.

Winterwald.

Der Sonnenball ist glutenrot gesunken,
Sanftleuchtend blinkt des Mondes Schein,
Und an den Bäumen hängen Silberfunken:
Der Winterwald im Totenflockenschrein.
Ein düster Schweigen füllt die Waldeshalle,
Schlaftrunken gluckst der Felsenquell
Vorbei an glitzernden Kristallen,
An Birkenstämmen, silberhell.

Auf einer Fichte sitzt ein Vögelein
Und birgt das Köpfchen in den Schwingen,
Ihm will vor Weh das Herz zerspringen,
Es träumt von Mai und Sonnenschein.

Theater-Zeitung.

KRIMHILT.

Eine Tragödie
von
Hugo Köster.
Mit dem Vorspiel:
Siegfrieds Rheinfahrt.

(Fortsetzung.)

Mundschenk den gefüllten Pokal schwenkend):
Wonniger Tag, sonnige Stunde,
Kreise, Pokal, in fröhlicher Runde!

Siegfried (den Becher leerend):
Schenk' ein, mein Mundschenk, schenk' immer ein,
Geuß uns Lust in die Seele hinein!

Ein Sänger (das Saitenspiel rührend):
Hört, was ich hab' vernommen,
Viel hundert Jahre sind's her,
Ein König vom Südland ist kommen
Mit Rittern und Lanzen und Speer,
Sie trugen und hegten mit sorgendem Fleiß
In ihren Ranzen manch grünendes Reis.
(Die beiden letzten Verse werden von dem Chor wiederholt.)
Was ist's für ein Pflänzlein gewesen?
Ich will es Euch künden genau,
Wenn im Herbste die Trauben wir lesen
So goldig und funkelnd und blau,
Draus der Wein uns quillt, der das Herz erfreut,
Der Kaiser von Rom hat den Samen gestreut.
(Wiederholung durch den Chor.)

Siegfried (ihn umarmend):
Das war ein Labsal, mein Sänger hold,
So soll uns laben der Traube Gold!

Lied der Rheinnixen.

Reinhild:
Heil Siegfried, Du Sonniger, Heil!
Wir steigen empor aus glitzerndem Grund,
Wo die Burg aus Perlen uns ragt,
Umschweben Dein Schiff und nehmen teil
An Deiner Wonne mit singendem Mund,
Was gibt's, das uns besser behagt?

Reintraut:
Wir ließen den funkelnden Perlenpalast,
Empor zu dem sonnigen Licht,
Schöner ist doch Deiner Augen Glast,
So blitzt in der Tiefe es nicht.

Reingund:
Laß huldigen Dir, Du sonniger Held,
Schau mit strahlenden Augen uns an,
Wir steigen empor aus wogendem Feld
Gehorsam in Deinem Bann.

Alle drei im Chor:
Wir schlingen um Dich den ringelnden Kranz
Und schweben im wirbelnden, wogenden Tanz,
Lebt wohl, ihr Burgen und Perlen im Sand,
Wir fahren nach Xanten im Niederland.

*

Ende des Vorspiels.

1. Akt.

1. Szene.

Burg Drontke im Hunsrück. Ein Rittersaal. Hagen in Panzer und Rüstung im Gespräch mit seinem Bruder Dankwart.

Hagen:
Was solls's, was will der König?

Dankwart:
Gibt's, mein Bruder,
Hier im Gewälde nichts zu jagen? Ur
Und Elch und Hirsch und wilde Schwein? Der König
Entbeut Euch seinen Gruß —

Hagen (schroff):
Bin ich ein Feigling,
Ne Memme wie ein zitternd Weib? Was soll
Ich mich vergraben im Gebüsch?

Dankwart:
Der König meint,
Wenn einmal Gras darüber wüchs —

Hagen (wild):
Ich könnte
Vor Wut und Ingrimm bersten! Mit dem Teufel
Wollt ich haushalten lieber als mit Euch,
Ihr zagen Leisetreter!

Dankwart:
Bruder Hagen,
Es war doch ein entsetzlich grauses Werk!

Hagen (auffahrend):
Was sprichst Du, Narr? Seht meine Faust, Herr Ritter,
Die war's, die jenen Gecken schlug, und wer's
Zu schmälen wagt, ich sage: Weh ihm!

Dankwart (entschlossen):
Hört,
Herr Bruder, ich steh' meinen Mann!

Hagen (furchtbar):
So schweigt
Und hört: Und wenn der Siegfried hundert kämen
Und sonniger und strahlender als er,
Sie sollten blutig straucheln in das Gras,
Und wenn die Welt zerflöß in Mitleidstränen,
Und wenn ich lüd millionenfach Fluch
Auf dieses greise Haar, millionenmal
Würd' ich ihn morden, den Verhaßten!

Dankwart:
So
Kennt man den grausen Hagen!

Hagen:
Jauchzen will ich
Und rühmen mich der Tat! Gottlob, daß ich
Zu Boden schlug, der alle überstrahlte!
Was braucht er zu erkecken sich, der Dreiste,
Daß wir vor ihm wie stümperhafte Buben
Mit roten Ohren mußten steh'n! Nun steh' er auf
Und meistre uns!

Dankwart:
Damit ist's aus für alle Zeit!

Hagen:
Ihr könnt mir's danken! Glaub' mir, Dankwart, was
Die Schwarzröck' und die Mönche in Kapellen
Und Kirchen schwätzen, gilt mir keinen Deut!
Daß ich den Todfeind, der verhaßt mir wie
Die gift'ge Galle, lieben soll, ist Narrheit,
Ich halt's mit Loki, der den Baldur schlug!

Dankwart:
Was wollt' er mehr auch wie die andern sein?

Hagen:
Es reut mich nicht, und wenn er auferstünd',
Ich schlüg' ihn nochmals in den Staub, verhaßt
Ist er im Tod mir noch, dem alles glückte,
Der im Turniere jeden warf, der wie
Ein Gott gestritten ob allein, daß ein Narr
Vor ihm fast unser König war.

Dankwart:
So ist
Der Hader aus, was nun?

Hagen:
Ich sattle stracks
Mein gutes Roß und reit' nach Worms!

Dankwart:
Der König —

Hagen:
Mein Platz ist, wo der König ist! Was redet
Ihr, daß mich König Gunther fern von Worms
Hier im Gebüsch vergraben will! Ich muß
Mit meinem Leib ihm Panzer sein und Schild,
Wo ihn der Siegfriedsbann bedräut!

Dankwart:
Da gibt's
Noch Hilf' und Rat!
Hager (spöttisch):
Wenn's an ein Schlagen geht
Im Lande der Burgunden, sollt' ich fehlen,
Was wärt Ihr ohne mich? (Nach einer Weile:)
Wo ist der Leichnam,
Herr Dankwart, hingeschafft?

Dankwart:
Ich sagte schon,
Man will es hehlen vor des Königs Schwester —
Hagen:
Nichts da, welch feig Gebaren! Weiter, Dankwart!

Dankwart:
Man trug in eine Grotte den Erschlag'nen,
Die Fürstin wimmert Tag und Nacht im Ungewissen,
Der König will ihr heut' mit Trostwort nah'n,
Von Räubern, tückischen, sei er gemeuchelt!

— Fortsetzung folgt. —

Freiheit.

Tragödie in einem Aufzug.

Von

Rudolf Möller.

Szene.

Eine weite, gebirgige Landschaft. Über fernen Bergesspitzen rüstet sich die Sonne zum Abend. Den Vordergrund stellt das Plateau eines ausgedehnten Felsenhügels dar, welcher nach links etwas ansteigt und mit einem schroffen Abgrund endet. Hinter demselben ragen wuchtige Felsen empor. Am Fuße der Anhöhe, ganz zur Seite gedrückt, lagern mannshohe Felsblöcke.

*

Personen:

Walter vom Berg, Herr des Landes
Siglint vom Berg, seine Gemahlin
Adelfried, ein Greis
Hartfried, sein Sohn
Frommhold, Volksredner
Dankwert, Hartfrieds Freund
Wachsmut
Ehrwart, ein Greis
Männer, Frauen und Kinder
} Sklaven des Walter vom Berg

Geist, Schatten, Stimmen.

Auf der linken Anhöhe lehnt Walter vom Berg an seinem Knotenstock. Aus seinem überlegen zurückgeworfenen Haupte blitzen zwei sinnende Augen auf die ihre Pflüge an ihm vorüberziehende Menge von Gestalten. Diese sind nur in lichte Linnen gehüllt. Ihr Gang ist matt, und der gebeugte Körper verrät langes Elend.
Als letzter zieht Adelfried seinen Pflug herein. Kurz darauf bleibt er, an ganzer Gestalt zitternd, stehen und heftet flehentlich seine Augen auf Walter vom Berg.

Adelfried:
Herr — Herr — ich kann — nicht — mehr —
Laßt mich — mich — ruh'n —

Walter vom Berg, unwillig:
Alle sieben Tage könnt ihr feiern!

Adelfried, händeringend:
Herr — Herr — das Land — ist — hügelig —
Der Boden — voller — Steine —

Walter vom Berg, ironisch:
Was kann ich dafür!
Klag's der Natur!

Adelfried, in die Knie sinkend:
Herr — seid — meinem — Alter — gnädig —

Walter vom Berg, finster:

Hör' mir auf mit dem Gewinsel!
Schnell die Sielen angezogen,
Sonst sollst Du diesen Knüppel spüren!
(Er reckt sich auf.)
Adelfried, sucht sich mit größter Anstrengung empor:
O Gott, — hilf — mir — den Pflug —
(Er stürzt zusammen.)
Nein — nein — nein — nein — nein — nein —

Walter vom Berg, auf ihn zugehend:
Haha, so zahlst Du mir's,
Trotz Dich mein Vater jahrzehntelang ernährt
Und alles, was Dir gehört, gegeben!
Wüßt' ich, Du simulierst, ich —
(Er hält plötzlich inne und tritt nachdenklich vor Adelfried.)
— Ist alt — ist schwach —
Ich sah ihn schon vor Monden schwanken
Zwischen hier und drüben!
(Finster und unbewußt.)
Wär' ich in seiner Haut —
So krumm und lahm —
So alt — so schwach —
(Brutal auflachend):
Hahahaha! Das nenn' ich Schwäche!
Hahahaha! Verdammt — verdammt —
Das Stückchen Nerv — Gewissen!
(Entschlossen:)
Haha — hinweg — hinweg!
(über die Bühne nach rechts:)
Hartfried, herbei! Schaff' den Kadaver mir aus den Augen!
(Er geht auf die Anhöhe zurück.)
Hartfried eilt von rechts herbei. Als er seinen Vater gewahrt, wirft er sich fassungslos auf ihn:
Mein Vater — mein Vater —
Vater — Vater — sprich nur ein Wort!
Werde wach! —
Mein Vater — mein Vater —
(Nach kurzer Pause ruft er über die Bühne, mit jedem Wort müder werdend:)
Brüder! Brüder! Brüder!
(Er sinkt an seines Vaters Seite zurück.)

Walter vom Berg, düster:
Brüder —
Ich kenn' dies Wort — und darf's nicht kennen!
(Drohend:)
Brüder —
Ich hasse euch, die ihr es sprecht —
Ihr wißt es nicht zu deuten!
(Wuchtig:)
Brüder —
Ich fluche euch —
Ihr seid der Zwiespalt!
(Nach und nach strömt das Volk herbei und gruppiert sich um Adelfried.)

Walter vom Berg, die Ansammlung sehend:
Was gafft Ihr da!
Hallo! Zieht den Pflug ins Land!
(Zu Hartfried:)
Und Du gehorch', wenn ich befahl!

Viele, drohend:
Herr — Herr!
Walter vom Berg, energisch:
Auf der Stelle!
Viele, erregter:
Herr — Herr!
Hartfried, drohend:
Ihr wißt, weshalb er gebrochen —
Ihr wißt, was er uns ist:
Unser Vater — unser Vater!
Was wären wir alle ohne ihn;
Ihr wißt's, wißt es am besten:
Tausendmal ärmer stünden wir jetzt —
Tausendmal ärmer — ärmer —
(Bitter:)
Vor Euch!
Viele:
Tausendmal ärmer als jetzt!

Walter vom Berg, mit Kälte:
Tragt den Leib hinweg!
(Alle sehen auf Adelfried, der jetzt zu sich kommt. Walter vom Berg bleibt kühl stehen.)

Adelfried:
Wo — wo — war — ich —
(Er will empor:)
Weshalb — kann — ich — mich — nicht — erheben —
(Zurücksinkend:)
Wer — tat — mir — das —

Viele, freudig:
Er lebt!
Einige, tieftraurig:
Unser Vater!

Walter vom Berg, unterdessen begonnen:
Ich kann nicht mehr,
Obwohl mir's angeboren.
Ich mag's nicht mehr —
Mensch bleibt Mensch!
Und doch — ich — soll —
(Er reckt sich in die Höhe.)

Hartfried, mit schmerzerstickter Stimme:
Mein Vater — mein Vater —

Adelfried, sich umsehend:
Was gibt's — was ist's — Ihr weint —
So — ja — ich — auch —
(Er sinkt zurück. Walter vom Berg hört gespannt zu. Fiebernd:)
Ein Leben lang — hab' ich gesucht —
Gesucht — nach Euch —
Ein Leben lang — bliebt Ihr mir fern —
So weit — so fern —
Dort — aber dort — dort winkt ihr mir —
O kommt — o kommt —
Ich — kann — nicht — mehr —
(Matt:)
Ihr Träume —
(Kurze Pause. Walter vom Berg sinnt nervös vor sich hin.)

Adelfried, erwachend:
Hartfried — Hartfried —

Hartfried, fragend:
Vater —

Adelfried, erregt:
Hartfried, Hartfried!

Hartfried, ängstlich:
Vater, o Vater!

Adelfried, erregter:
Gib mir Deine Hand!
(Hartfried reicht sie ihm.)

Adelfried, sie fieberisch packend, sanft
So jung — noch —
(Alle scharen sich enger um Adelfried. Walter vom Berg blickt erregt in die Menge.)

Adelfried:
Hartfried — Hartfried —

Hartfried:
Vater, ich bin doch bei Dir!

Adelfried, matt:
Ich bin Dein Vater —
(Walter vom Berg zuckt zusammen. Hartfried beginnt still zu weinen.)

Adelfried, erregt:
Hartfried, Hartfried, vergiß nicht,
Daß ich Dein Vater bin! —
Vergiß, vergiß es nie!
(Walter vom Berg blickt zu Boden.)

Hartfried:
Nie — nie — Vater —

Adelfried, erregter:
Hartfried, schwöre mir's!
(Walter vom Berg neigt voll Teilnahme das Haupt, während Hartfried sich erstaunt umblickt.)

Hartfried:
Wie — was —

Adelfried, mit aller Kraft:
Schwört Ihr mir's alle:
Ihr vergeßt mich nie!

Alle, laut rufend:
Niemals, Niemals!
(Adelfried sinkt tot zurück.)

Hartfried, übermannt:
Mein Vater! Mein Vater!
(Alle sinken zur Andacht auf die Knie. Walter vom Berg blickt, sich konzentrierend, in die Ferne. Pause. Dann erheben sie sich.)

Hartfried, zu ihnen:
Erlöst — Brüder —

Viele:
Erlöst — Befreit —

Walter vom Berg, unterdessen von der Mitte der Pause an, sich steigernd:
Zum Herrschen ward ich nur geboren
Und muß erkennen,
Daß ich's nie gekonnt!
Herrschen mit erzenen Fäusten!
Herrschen mit zündenden Glutaugen!
Herrschen mit allen Giften des Geists!
Herrschen gleich gigant'scher Gestalt
Bis über die Wolken ragend —
(Zurücktaumelnd:)
Herrschen — Herrschen —
(Sich kühn aufreckend:)
Wohlan! Es sei!

(Gefaßt zum Volke, das kühl zuhört:)
Was tut Ihr da!
(Kurze Pause.)
Was wollt ihr sagen
Mit Eurem Köpfebeugen!
(Kurze Pause.)
Wer hieß Euch das!
(Kurze Pause.)
Ihr sollt's bereuen,
So Ihr nicht tut,
Was ich Euch hieß!
(Alle lachen, manche gezwungen.)

Walter vom Berg, überrascht:
Verfluchte Sippe!

(Er wirft seinen Stock unter sie, steht, die Schultern hochgezogen, die Arme verschränkt, wie abwesend da. Alle scharen sich um ihn Und treten nacheinander vor:)

1. aus dem Volk:
Wall fällt ihm ein!

2. aus dem Volk:
Der Knüppel stiehlt noch keine Seelen!

3. aus dem Volk:
Jetzt schnür' Dein Bündel!

4. aus dem Volk:
Schnür's um Deinen Hals!

5. aus dem Volk:
Oder miß den Abgrund nach Deiner Körperlänge!

Einige, lachend im Hintergrund:
Haha, jetzt sind wir Herren!

6. aus dem Volk, mit Walter v. Bergs Stock drohend:
Nun los!
(Alle lachen.)

3. aus dem Volk:
Scher' Dich aus dem Staube!

7. aus dem Volk:
Du hast uns lang genug geknechtet!

1. Weib aus dem Volk:
Wahrlich genug! Du Untier! Pfui!

(Sie speit aus.)

2. aus dem Volk:
Dich müßte man vierteil'n!

2. Weib aus dem Volk:
Und die Augen Dir ausglühen!

Knabe aus dem Volk:
Den Schädel mit Nägeln spicken!

Wachsmut, aus der Seite ebenfalls vortretend:
Oder kurz —
(Er will zustoßen:)
Hinab!

(In diesem Augenblick richtet sich Walter vom Berg kraftvoll in die Höhe, ehe ihn noch Wachsmut berührt. Dieser schreckt zurück. Mit ihm alles Volk.)

Walter vom Berg, gewaltig:
Was wagt Ihr!
Aus dem Weg!
(Er sieht sich wild im Kreise um und will auf die Anhöhe zurück.)

Hartfried, vor ihm:
So billig nicht!
Mein Vater ist's, den Ihr gemordet,
Und —
(auf alle weisend:)
Schon seit Jahren
Bereiten wir den Aufstand vor,
Den Ihr jetzt erkennen müßtet!
Ab wollen wir schütteln dies Joch,
Das Ihr jahraus, jahrein
Uns auf die Stirne gedrückt!
Gebt uns frei!
Und heute noch — und jetzt!
Das fordert unser Herzblut!

Viele, einstimmig:
Gebt uns frei!

Walter vom Berg, höhnend:
Haha, haha! Seid Ihr noch bei Verstand!

Viele:
Gebt uns frei!

Walter vom Berg:
Nein — niemals!
Wer hätte Euch zu Männern gezogen,
Zu kraftquellenden Leibern,
Ohne meine Herde, ohne meine Scheuern!

Mehrere:
Wer hütete Deine Herde —
Wer füllte Deine Scheuern!
Lebtest Du nicht von dem,
Was wir Dir ernteten!

Walter vom Berg, kühl:
Warum tatet Ihr nicht,
Was ich gekonnt
Und sammelt für Euer ganzes Leben!
Ihr lebt von heut' auf morgen;
Denn Euch ist nur gegeben
Zu dienen,
Und anderen,
Zu herrschen!
Das vergeßt mir nie!
(Müde:)
Ein Los habt Ihr —
Ich hab' es auch!

Mehrere:
Schwenk' nicht ab! Laß uns frei!

Walter vom Berg, kühl:
Bleibt bei Vernunft!
Zieht Eure Pflüge weiter —
Ich zieh' den meinen auch!

(Alle sehen sich fragend an. Einige tragen den Leichnam fort.)

Hartfried, aufrecht vor Walter vom Berg stehend:

Der Worte sind genug gefallen
Zu meines Vaters Lebzeiten.
Er war's, der Euch sein Herz offenbarte
Mit allen Sehnsüchten nach Freiheit!
Ihr hörtet nicht,
Kein Bitten half, kein Fleh'n;
Nun ist's geschehn,
Was folgen mußte:
Der Worte bedarf es nicht:
Es sei die Tat!

Walter vom Berg, ruhig:
Gebt Platz!

Hartfried, auffahrend:
So billig nicht!
Ich sagt' es Euch.
Und wichen alle:
Ich beharre
Gebt uns frei!

Walter vom Berg, stolz:
Weiche, elender Sklave!

Hartfried:
Als solcher fühlt' ich mich noch nie;
Wenn ich auch Euer Feld bebaute!
(Leidenschaftlich:)
So mag sich's jetzt erweisen:
Ich oder Ihr!
Zieht Euern Stahl!
(Hartfried hält wild eine Klinge in seiner Rechten.)

Walter vom Berg, gefaßt:
Welche Sprache!
Es ist noch keine Brücke
Zwischen Herr und Knecht!
(Er drückt Hartfrieds bewaffnete Hand nieder.)

Hartfried, erhebt abermals den Arm und schreit wild:
Dann soll's die Klinge sein!

Walter vom Berg, Hartfried anherrschend:
Den Weg frei! Ich befehl's!

Hartfried:
über mich!

Walter vom Berg, wütend zum Volk:
Kanaillen Ihr, gebt Platz!

Alle, fest:
über uns!

2. aus dem Volke, zu allen:
Brüder, nimmer nachgelassen!
Der Augenblick bringt unser Glück!

Viele:
Vorwärts!

Walter vom Berg, zu sich:
Verfluchte Brut, mit Euerm Gift
Hab' ich noch nie gerechnet!
Doch jetzt — will ich —
Denn ich muß!
(Das Volk zwingt ihn durch sein Vorwärtsdrängen auf das Plateau der Anhöhe, nahe dem Abgrund. Ein freier Gang bleibt zwischen ihm und Hartfried.)

Walter vom Berg:
Zurück — zum letztenmal zurück!

Hartfried, fordernd:
Zum Zweikampf eilt!
Es gilt um Recht und Freiheit!
Viele, jubelnd:
Für Recht und Freiheit!
Walter vom Berg, ironisch:
Um zwei Lügen!
Hartfried, mit gezückter Klinge auf ihn zugehend:
Bereit!
Walter vom Berg, gewaltig:
Das Volk will herrschen! Ha!
(Er greift in seinen Gürtel nach der Waffe. Plötzlich tritt Wachsmut aus der Menge und stößt ihn meuchlings in den Abgrund. Bei Hartfrieds Vorwurf bleibt er kühl und schweigsam wie vorher.)

Hartfried taumelt innerlich bewegt zurück, wirft dann die Klinge zu Boden und schreit:
Warum! Warum!
(Er lehnt sich ermattet an einen der Felsblöcke. Alle schweigen. Die Jungen blicken in die Ferne, die Alten zu Boden.
Pause.
Wachsmut beginnt brutal zu lachen und hüpft im Kreise wie toll herum. alle sehen nach und nach zu ihm und

Frommhold:
Wir sind frei! Jetzt sind wir frei!
Nun weit die Augen
Und abermals weit und hoch!
Jetzt sind wir frei!
Wie der Vogel so frei,
Wie der Wind so leicht,
Wie das Wasser so froh,
Wie der Fisch so frei —
So frei — so frei! —
Brüder, ist's Euch nicht
Als ob ein altes Lied
Neu durch die Lüfte zöge,
So geheimnisvoll, so inbrünstig!
Ein Lied, das oftmals unf're Sehnsucht sang!
Ist's Euch nicht,
Als ob die ganze Welt
Dies Sehnen widerhallte
Und das Herz mit aller Gewalt und Größe
überschäumen ließ!
Ist's Euch nicht,
Als ob's Euch zöge über die Berge
Und in die weitesten Fernen;
Ist's Euch nicht,
Als ob's Euch zöge wer weiß wohin,
Nur fort, nur fort,
Der ewigen Freiheit zu!
Freiheit, die die Lüfte tragen,
Freiheit, die der Himmel singt!
Brüder, wir sind frei, so frei! —
Nun ist's da, dies Lied
Mit all seiner Wahrheit.
Nun laßt uns schauen,
Einschlürfen dies Glück!
Brüder, Brüder, laßt uns jauchzen,
Jubeln in alle Winde:
W i r s i n d f r e i !
Viele, mitjauchzend:
Wie der Vogel, so frei,
Wie der Wind so leicht,
Wie das Wasser, so froh,
Wie der Fisch so frei —
So frei, so frei!
(Durcheinander:)
Nun sind wir frei!
Wir sind frei!
Freiheit!
(Während des letzten Auftrittes spielt sich hastig im Vordergrund, links der Bühne, folgende Szene ab. Sie endet gleichzeitig mit dem Jubel des Volkes.)

Hartfried, düster sinnend:
Freiheit — Freiheit —
(Er sinkt in sein Sinnen zurück.)

Dankwert tritt, als er ihn gewahrt, erregt auf ihn zu:
Bleib' bei Vernunft, mein Freund!
Wohl weiß ich, was Dich niederdrückt!
Laß diesen Leib da unten ruh'n
Und Wachsmuts Hinterlist laß ungescheh'n!
Wohl ist's auch mir nicht leicht,
Solch Glück als Glück zu tragen!
Doch, Freund, komm'!
(Er legt seinen Arm um ihn.)

Laß uns nicht Aller junge Freude zerstören!
Und schwebt Dir immer jener Grund vor Augen
Dann —
(Mit Mühe:)
Lüge, Freund, lüge!
's ist besser um sie all'!
Freu' Dich mit ihnen ein Jahr — ein Jahr —
Bis sie sich eingelebt
In dieses neue Leben —
Und dann — dann —
Brich zusammen unter Deiner Last!
Nur, Hartfried, laß das ganze Volk nicht leiden,

Sieh, hör' es jubeln!
Hartfried, jauchze mit!

Hartfried, bewegt:
Dank Dir, Freund!
Doch glaub', ich schleif' ein Joch
In jenes neue Leben,
So hart und grausam,
Als ich's nie gekannt!
Und muß ich lügen —
Ja — ich will's —
So seh' ich jetzo schon,
Wie sich das Trugbild rächt,
Und neben jenem —
Seh' ich mich!

Dankwert:
Bleib' bei Verstand, ich beschwöre Dich,
Ein Augenblick — und alles ist zunichte!

Hartfried, müde:
So sei bereit, Freund,
Mich zu stützen —
Ich fühl' mich schwach!
(Sie wenden sich nach dem Volk, das unterdessen im Jubel nachließ.)

Dankwert, singend:
Ein jeder jetzt dem andern gleicht
An Schönheit und an Kraft!

Frauen und Mädchen, fortfahrend:
Und was noch niemand je erreicht,
Hat uns der Tag erschafft!

Dankwert:
So leben wir, ein frei Geschlecht,
Ein Volk und eine Welt!
(Hartfried lehnt sich erschöpft an den Felsblock zurück.)

Viele, fortfahrend:
Das Aug' ist Tat, die Seele Recht
Und Glanz dem Nachtgezelt!

Dankwert:
Reich' mir die Krone,
Gepries'ner Augenblick:

Alle:
Und Dir zum Lohne
Bring' ich sie nie zurück!

Alle, beglückt:
O Freiheit, Freiheit, Eden hoh und her,
Du gibst uns Größe, ewiglich entzückende!
O Freiheit, Freiheit, höchste Freudensphär',
Du gibst uns Schönheit, weltenüberbrückende!
(Alle umarmen sich.)

(Pause.)

Fromhold:
So laßt uns jubeln, Brüder, Tag für Tag!
Die Freude, Brüder, ist so groß und mächtig,
Daß meine Adern bersten möchten!
(Sich zu Hartfried wendend:)
Seht Hartfried hier: —
Er sinnt und schweigt
Und jubelt doch in seinem Herzen
So wonniglich,
Daß ihn die Freude
Schwer wie Schmerz drückt!
(Zum Volk gewendet:)
Laßt ihn allein
Die Freude überwinden!
Die Einsamkeit, sie macht sie doppelt groß!
(Mit tiefer Stimme:)
Nun noch ein Wort,
Dann laßt uns diesen Tag beschließen:
Die Nacht bricht aus den Tälern,
Die erste, gewaltige Nacht,
Die unsere Freiheit sieht!
Ihr mag des Gemütes Wunsch entgegenhallen:

Hartfried, erbebend:
Grausam — ach — wie — grausam —

Frommhold, dem alle mit erhobenen Häuptern zuhören:
Große, göttliche Nacht,
Die du ewige Freiheit
Auf deinen Fittichen trägst,
Weihe uns Sehnsuchtsfrohen
Deiner Augen Urfrieden,
Und deiner Höhe Morgentau,
Küsse uns die Lider wach!
(Alle gehen mit ihm ernst und würdevoll nach rechts ab.)

Hartfried, zusammenstürzend:
Helft mir — helft!

(Bühne vollständig finster. Totenstille.)

Siglint vom Berg tritt an den Abgrund und beginnt schmerzlich:
Herr der Welt —
Warum — warum!

Abgrunds-Echo, dunkel:
Warum —

Siglint vom Berg, wie anfangs:
O mein Gemahl — teuerster Gemahl!

Abgrunds-Echo, fragend:
Gemahl —

Siglint vom Berg, mit neuer, ängstlicher Stimme:
Vergib — vergib —
Wenn ich gefehlt —
Vergib — vergib —

Abgrunds-Echo, hohl:
Vergib —

Siglint vom Berg, schmerzlich:
Ach, könnt' ich Dir's sagen —
Ach, wärst Du bei mir —

Abgrunds-Echo, dumpf:
Bei mir —

Siglint vom Berg, aufrichtig:
Fordre von mir!
Fordre das härteste Opfer!

Abgrunds-Echo, hohl:
Opfer —

Siglint vom Berg, verzweifelnd:
O kehre zurück!
Gib mir Tröstung!

Abgrunds-Echo, anschwellend:
Tröstung —

Siglint vom Berg, wie vorher:
Abgrund, Abgrund,
Dich klag' ich an!

Abgrunds-Echo, grollend:
Dich klag' ich an!

Siglint vom Berg, schreiend:
Das Opfer!

Abgrunds-Echo, hohl und ruhig:
Opfer —

Siglint vom Berg, entschlossen:
Ja!

(Der Mond bricht durch die Wolken und erhellt die Szene. Hartfried hält Siglint vom Berg am Handgelenk und zieht sie in den Vordergrund. Sie ist zerschlagen.)

Hartfried, erregt:
Bleib'! — Bleib' bei Verstand!
Ein Opfer ist's — ein Opfer! —
Nun laß es ruh'n —
Laß es ruh'n!
Hat nichts mehr zu streiten, zu klagen,
Hat Ruhe, — hat ewige Ruhe —
Das Opfer — das Opfer — —
Wir aber soll'n bleiben —
Wir müssen bleiben —
D'rum komm' — komm' zu Dir!
Komm' — laß uns gehen —
Fort, fort — weit, weit —
In eine andre Welt —
Ohne Berge und Abgründe —
Komm', komm' — fort — fort —
Wer nimmt unsre Schwächen —
Wer — wer —
Wer die Gedanken — die irren —
Wer nimmt sie hinweg —
Ach komm' — weit — weit —
In eine andre Welt!
Hier sind Berge und Abgründe —
Hier sind Schwächen und Gedanken! —
Ach komm' — komm', komm'! —

Siglint vom Berg, unterdessen begonnen:
Was wollt' ich —
Was — tat — ich — —
Ich wollt' in den Grund hinab —
Tief — tief — hinab —
Da ist schön ruh'n!
Warum tat ich's nicht —
Warum — nicht —
Weh mir — weh mir!
Mich hielt's zurück!
Die Lüge — die Lüge
Hielt mich zurück — —
Weh mir — weh mir!
Wär's erst Nacht —
Schwarze, diamant'ne Nacht —
Dann — dann —
Dann wär' schön ruh'n!
Doch Licht — das Licht —
Das bleierne Licht —
Und Lügen — und die Lügen —
Weh mir — weh mir!

— Fortsetzung folgt. —

Auf folgende Neuerscheinungen macht ergebenst aufmerksam:

Vom Knaben—zum Jüngling
Gedichte von **Otto Belach.**
Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Saul. Ein Trauerspiel von **Karl Siedler.** Mk. 2.—

Der Krönungsfechter.
Dichtung von **Karl Streibel.**
Mk. 2.—; geb. Mk. 2 50

Der Farbenstreit.
Die Tragödie der Gegenwart mit hoffnungsvollem Finale v. Alois **Konrad.** Mk. 2.—

Das blaue Messengergirl.
Roman einer Verloren von **Karl Wolf.**
Mk. 3.—; geb. Mk 4.—

Mensch. Eine Dichtung von **Erich Walter.** 2. Teil: Lucifer. — 3. Teil: Die Toten.
Mk. 2.50; geb. Mk. 3 50

„Schicksal". Ein Drama in fünf Akten von **Karl Walter Fitz.** Mk. 3.—

Martin Luther. Schauspiel in 5 Aufzügen von **Luise Winter.**
Mk. 2.50

Wildlinge. Gedichte von **Hans Teja.**
Mk. 2.—, geb. Mk. 3—

Ohne Gegner oder Napoleon I.
in Moskau. — Bilder aus dem Leben Napoleons I. bon **Margarete von Stein.** Mk 2—

Am Waldesrande. Gereimte Erzählung von **Joh. Servos.**
Geh. 80 Pfg, geb. Mk. 1.20

Bruno Volger, Verlag, Leipzig.

Neueste Erscheinungen:

Aus dem Kreise Wieck-Schumann. Von Marie Wieck. Mit 12 Illustr. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Mark von Bahrings Freundinnen. Roman von Hedwig Sonntag. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—
Cortez und die Azteken. Kulturgesch. Roman von Franz V. Günzel. 2 Bde. Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—
Halali. Roman von Wilhelm von Trotha. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Aus dem Tagebuche eines Sportmillionärs. Erzählung aus dem Pariser Sport- und Nachtleben. Mk. 2.50, geb. Mk. 3.50.
Die Adamiten. Dramatische Dichtung von Svatopluk Cech. Aus dem Böhmischen übersetzt von Jos. Weinberger. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—
Borislaw. Historisches Schauspiel von Jwan Wasow. Aus dem Bulgarischen übersetzt von J. Zobel, Mk. 2 50, geb. Mk. 3.50.
Gedichte von Paul Wolf. Mk. 2.50, geb, Mk 3.50.
Technikers Wanderlust und Leid Gedichte von J. H. Bonisch. Mk. —.80, geb. Mk. 1.50.
Aus alter Zeit. Erzählungen von Verolina. Mk. 1 50, geb Mk. 2.50.
Der Höhe zu. Betrachtungen von Rudolf Werner. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt von

„Die Sonne" Belletristische Verlagsanstalt Dresden.

Illustrierte Rundschau

G. m. b. H.

Geschäftsstelle: **Hannover** Windmühlenstr. 2

Jeden Sonnabend zur Ausgabe gelangendes Familienblatt vornehmen Charakters

Erstklassiger und reichhaltiger illustrativer und textlicher Inhalt: Heimatschutz, Kunst, Wissenschaft, Musik, Literatur, Sport jeder Art, Abhandlungen über aktuelle Tagesfragen und Ereignisse, Unterhaltnug usw.

In Stadt und Provinz überall verbreitet. Deshalb empfehlenswertes Insertionsorgan für Firmen, die auf ein gutsituiertes Käuferpublikum reflektieren,

Sorgfältige Ausführung aller Insertionsaufträge.

Insertionspreis: Die 45 mm breite einspaltige Petitzeile des Anzeigenteils 40 Pfg., die 90 mm breite Reklamezeile Mk. 1.20. Bei wiederholter Insertion und Anzeigenaufträgen sonstigen größeren Umfanges entsprech. hoher Rabatt.

Bezugspreis: Bei Bestellung durch den Verlag, den Buchhandel oder die Post vierteljährlich Mark 2.— Einzelnummer 20 Pfennig.

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung

in Leipzig.

VOX POPULI

Kulturhistorisches Zeitbild (Roman)

von **J. Baade.**

Geh. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—.

Was die Verfasserin veranlaßte „Vox populi" zu schreiben, war das ihr nach einem längeren Studium in die Augen springende Bild eines Stück Lebens, daß das Zusammenwirken verhängnisvoller Umstände zu einer erschütternden Tragik gestaltete. Die Pest, die Deutschland durchzog mit ihrem entsetzlichen Atem das Leben verdarb und Handel und Wandel brach legte, zusammen mit dem Haß der Christen gegen die Juden, den die Kreuzzüge noch gesteigert hatten, ließ den Wahn der Brunnenvergiftung entstehen der Tausenden von Juden das Leben kostete. Wenn auch der Jude im mittelalterlichen Leben gesessen hat wie der Blutegel am Christenleibe [vielleicht tut er das noch], so liegt doch in dem passiven Widerstand, den er der grausigen Verfolgung entgegensetzte, eine Größe, die Achtung abnötigt. Auf diesem dunklen Hintergrund ist mit dichterischer Freiheit ein Bild jener Zeit gezeichnet, packend, historisch treu, spannend im besten Sinne des Wortes. Ein literarisch wertvolles Werk!

HELDEN

Seeroman von **Rudolf Ahorn.**

Mk. 4.—. Gebunden Mk. 5.

Bruno Volger :: Leipzig.

Drei Neuheiten.

Liebesständelei. Salonstück für Pianoforte von **Walter Noeltz.**

Immer lustik! Marsch mit unterlegtem Gesangstext von **Ch. Krebs-Spank.**

Notenbeispiele zum Kontrapunkt. Leitfaden von **Bruno Weidefeld.**

Bruno Volger, Buch- und Musikverlag, **Leipzig.**

Druck der Handelsdruckerei Arzberg.

M 0

DAS MAGAZIN

Monatsschrift für Literatur und Kultur, Kunst und Theater.

82. Jahrgang des Magazins für Literatur.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Adolf Dreßler jr.**

Inhalt:

Minnie Orth: „Wer siegt?“ Novelle. . . .
Barber: 5 Gedichte: „20. Jahrhundert“, „Zur Tat“, „Das Welt-Kino“, „Bergseen“, „Mit dem Frühling“. . . . . .
Max Th. Heinrich: „Vergebliche Sehnsucht“. .
Hedwig Joh. Kratzer: „Postkartenalbum“. .
Fuchs-Huber: „Der Meereswelle Abendlied“.
Max Rosenfeld: „Der Vogel“. . . . . .
Ernst Mölter: „Herbststimmung“. . . . . .
Rudolf Blum: „Am Waldsee“. . . . . .
Edith Riemer-Dembozck: „Ihr Liebling“. .
E. Doerks: „Herbstrosen“. . . . . .
Almrausch: „Das Alptal“. . . . . .
A. Busch: „Das falsche Blättlein“. . . .
Dr. W. Jaros: „Die Strafe“. . . . . .
E. Kuntze: „Ruderer“. . . . . .
B. Müller: „Frühling“. . . . . .
Rud. Müller: „Sehnsucht“. . . . . .
Heinz Withalm: „Lotte“. Skizze. . . . .
Friedau-Poppler: „Jugendliebe“. . . .
Fritz Strauß: „Zigeunerlos“. . . . . .
A. N. Hermann Henke: „Bestimmung“. . .
G. Laube: „Im traulichen Stübchen“. . . .
B. Kiehne-Lange: „Das Schicksal“. . . .
Bruno Teßmann: „Stiller Kampf“. . . .
Alfred Hücker: „Nacht“. . . . . .
Guido Fischer: „Mein Lied“. . . . . .
A. Kaiser: „Abend“. . . . . .
Rudolf Goldschmidt: „Größen“. . . . . .
Bertl v. Braunhorst: Das erste Glas Madeira.
Horn von Forst: „Tod“, — „Im Mai“. . .
Ernst Krauß: Aphorismen. . . . . .
A. Harry Hallbohm-Dolgau: „In der alten Heideheimat“. . . . . .
Erda: „Märzensonne“. . . . . .
Grete von Urbanitzky, Wien: „Widmung“. .
Heinrich Hüm, Essen: „Lenzhoffnung“. . .
Robert Häusle: „Allerseelen“. . . . . .
Marie Baronin Pareisa: „Kurzer Schlaf“. .
Rud. Müller: „Trennung“. . . . . .
Gustav Markworth: „Ein Begegnen“. . . .
Hermann Busse: „Winterwald“. . . . . .

——— Theater-Zeitung: ———

Hugo Köster: „Krimhilt“. Eine Tragödie. (Fortsetzung.) . . . . . .
Rudolf Möller: „Freiheit“. Tragödie. . .

82. Jahrgang.

(Doppelnummer) Aug.-Sept.-Heft 1913. Nr. 11 - 12

Das Magazin erscheint am 20. jeden Monats.

Jahresbezug Mk. 6.— Einzelnummer 50 Pfg.

Nicht 3 Monate vor Ablauf gekündigte Abonnements laufen ohne weiteres fort. Jedes Abonnement versteht sich ganzjährig.

Verlag: „Magazin-Verlag“, Ad. Dressler jr., Leipzig-M.

Schreib-Maschinen

gebr. m. Garantie

Eduard Berneburg
Leipzig

Grimmaische Str. 24 Telephon 12989

Aktuell! **Preis 80 Pfg.**

Unsere Zukunft
liegt auf dem Balkan!

Afrikanische oder europäische Politik?

Von W. Lochmüller.

Bruno Volger, Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Neuer Verlag

sucht nur gute belletristische Werke zu günstigen Bedingungen

Sphinx-Verlag

Leipzig-Gohlis, Garnisonstr. 14

LEXIKON DER DEUTSCHEN
DICHTER UND PROSAISTEN
DES XIX. JAHRHUNDERTS

6. völlig neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. 8 Bände. In Reklams Universal-Bibliothek. Geh. jeder Band M. 1.—; in Leinen jeder M. 1.50.

„. . . Ein Nachschlagebuch, das den Suchenden nur in den seltensten Fällen im Stiche lässt. Die Redakteure der verschiedenartigsten Zeitungen und Zeitschriften haben es als ein unentbehrliches Handbuch, die Literaturhistoriker als eine schätzenswerte und zuvorlässige Quelle für ihre Arbeiten, die Lehrer als ein gern benutztes Hilfsmittel nicht nur für den Unterricht in der deutschen Literatur, sondern auch für das Studium derselben anerkannt; und diese Vorzüge haben im Verein mit dem erstaunlich billigen Preise dazu beigetragen, dass das Work in der ganzen Welt, wo nur immer die deutsche Sprache und Litoratur ihre Vertreter hat, festen Boden gewonnen hat."

[Literarische Mitteilungon für die höheren Schulen Süddeutschlands:

„. . . Der Verfasser hat sich ein dauerndes Verdienst um die deutsche Literaturgeschichte erworben." Deutsche Literaturzeitung.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

„DIE WAGE"

Wiener Wochenschrift
für Politik, Sozialpolitik, Literatur und Kunst,
XVI. Jahrgang.

Hrsgeb.: Ernst Viktor Zenker. Redakt. u. Administr.: **WIEN III/4**, Fasangasse 49a. Abonnmtspr.p.Quart.4 Kr.

Bühnen-Schriftstellern

bietet bekannter Verlag und Bühnenvertrieb günstige Bedingungen für Ausgabe ihrer Werke in Buchform. Gewissenhafter Buch- und Bühnenvertrieb.

Bruno Volger, Buch- u. Bühnenverlag, Leipzig

Kaiserin Augustastrasse 21/98. 1.

Neuheiten des Magazin-Verlags Adolf Dreßler jun., Leipzig-Möckern.

E. Kunze:
„Rheinwanderungen."
Gedichte. Mk. 3.—

Petro Ilgen: **„Sulamith"**
Gedichte. M. 3.—, geb. 4.—

Gerda von Robertus:
„Vom Baume des Lebens."
Gedichte. 5. Auflage.
M. 3 –, geb. M. 4.—

Hugo Tlustek:
„Frühling und Leben."
Gedichte M. 1.50, geb. M. 2. –

Wilhelm Amandus:
„Auch von Lieb' umgeben ist's Studentenleben" Novellen 1.—

Rudolf Bernhardt:
„Aus den Musestunden eines Studenten." Gedichte
M. 2.—, geb. 3.

Carl Wulff:
„Gedichte."
M 2.—, geb. M. 3.—

Ewald Baumgarth:
„Lenzesblüten."
Gedichte M. 1 —, geb. M. 1.50

Marianne Thalmann:
„Meine Verse."
Gedichte. M. 1.—,

Karl Michler:
„Im Banne der Schönheit."
Neue Dichtungen. M. 1.–

Frieda Nier:
„Aus Höhen und Tiefen."
Gedichte. M. 2.50, geb. 3.50

Georg Ziegert:
„Vom Lebensweg."
Schlichte Verse M. 1.—

Anna Eimert:
„Auf springt das Tor."
Gedichte. M. 2.—

Franz Czurda:
„Aus Bajazzos Notizbuch ..."
Gedichte M. 2.—

Nora Schmidt-Jurgensohn:
„Der Vorhang riß."
2. Auflage M 3.—

Bruno Klinger:
„Pastelle."
Novellen. M. 2.—, geb. 3.—

G Erhard:
„Liebe und Frühling."
Gedichte und Novellen
M. 1.50, geb. 2.—

Friedrich Gerhard:
„Lieder der Liebe."
Gedichte. M. 3.—, geb. 4.—

Bernhard Müller:
„Tage des Lebens."
Gedichte. M. 2 —

Franz Schibas:
„Sünde."
Eine Priestertragödie in 5 Aufzügen
M. 1 80

Sigmund:
„Den Einsamen."
Band 1, 2 und 3, à Band M. 1.50,
geb. M. 2.—

Gerhard Grübler:
„Volksgedanken u. Kritiken."
M. 1.—

Dr. Eugen Lanske:
„Die Polarisation der Gesellschaft."
Ein kulturpolitisches System M. 2 —

Dr. phil. Karl Kynast:
„Allgemeine Aesthetik."
Mit einer werttheoretischen und psychologischen Voruntersuchung und einer Analyse des künstlerischen Schaffens M. 3.—, geb. 4.—

Im Erscheinen:
„König Weise."
Reiseerzählung von Otto Bergmann
M 1 —, geb M. 1.50

Herbert Wagner:
„Jugend-Novellen u. Skizzen."
M. 1.—, geb. 1.50

„Wiese, Busch und Sonnenschein." Gedichte. M. 1.—, geb. 1 50

Karl Schwarz:
„März."
Schauspiel in 5 Aufzügen, M. 2.—

Erda:
„Kismet."
Roman. M. 3.– , geb 4.—

„Erdenlieder."
Gedichte. M. 2.—, geb. 3.—

„Komm mit mir."
Gedichte. M. 2 —, geb 3 —

Frieda Dunker:
„Wie die Zucht ..."
Roman. M 3.—, geb. 4.—

Else Lüttgau:
„Allein unter Menschen."
Roman. M. 2 —, geb 3.—

Max Bisenius:
„Das Kartell."
Roman. M. 2.—, geb. 3.—

Minna Gabriel:
„Geschichten und Bilder aus Oesterreich." M. 2.—, geb. 3.—

Hermann von Festenberg.
„Ferdinand von Schill."
Vaterländisches Schauspiel in vier Aufzügen. M. 2 —, geb. 3.—

„Künstlerleben."
Lustspiel in 4 Aufzügen.
M. 2 —, geb. 3.—

„Ritter Kuno u. sein Knappe."
Erzählendes Gedicht.
M. 2 —. geb. 3.—

„Aus König Heinrichs Jugendtagen."
Erzählendes Gedicht.
M. 2 50, geb. 3.—

„Ein Dichterleben."
Ein Gedenkblatt zum 100-jährigen Todestage des vaterländischen Dichters Heinrich von Kleist.
M. 2 50, geb. 3.50

Kurt Neurode:
„Skizzen und Einakter."
M. 2., geb. 3 —
„Moderne Diplomaten"

Franz Kern:
„Germanenglaube."
Dramatisches Gedicht M. 1.50

Baronin von Normann:
„Märchenspiele."
M. 2.—, geb. 3.—
„Das Bild."
Dramatische Szene M. 1.—

Franziska Bloch-Mahler:
„Neue Märchenspiele."
Mit Titelbild. Geb. 2.-

Margarete Exner:
„Erzählungen für kleine Leute."
Geb M. 1 50

Margarete Altgelt:
„Mädchenleben."
Novellen M. 1.50

M H Gustav Woysch:
„Der Löwe des heilig. Markus."
Ein Ruhmes- und Ehrenblatt aus Venedigs Geschichte. 2.-, geb. 3.—

Martin Kiehr:
„Frühlingsgräber und Morgenlicht." Novellen. 1.50, geb. 2.-

August Bleier:
„Der Liebe Leid."
Schauspiel in 3 Akten und einem Nachspiel. 1.80

Theod. Graf Saalburg-Falkenstein:
„Vittoria accorambona."
Tragödie in 5 Aufzügen.
2. umgearb. Auflage. 3.—

A. Diehl:

Der arme Heinrich

Ein Spiel vom Leben und Sterben

M. 2.50 - Gebd. M. 3.00

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
und direkt von:

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
Leipzig.

Max Landmann:

Weltstaat
und
Weltfrieden

Eine Streitschrift gegen Staatenanarchie
und Krieg

Preis: 60 Pfennig.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen
und direkt von:

Bruno Volger Verlagsbuchhandlung
Leipzig.

Im **SPHINX-VERLAG in Leipzig-Go.** gelangte soeben zur Ausgabe

W. Bolze, Idunische Sonette .
brosch. Mk. 1.80, geb. Mk. 2.50

M. Alexandre, Liebe, zwei Einakter
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

A. Krüger, Die Seele im Schatten, Gedichte
brosch. Mk. 2.50, geb. Mk. 3 —

B. Uhse, Perlmutterfalter, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

O. M. Reckah, Sonnenscheinchen und andere Novellen brosch. Mk. 3.—, geb. Mk. 3.75

Des. Ruprich, Gedichte geb. Mk. 1.80

M. v. Telve, Majestät Ich, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

Fr. Jedrzejewski, Justinus und Theobald Kerner und das Kernerhaus in Weinsberg
II. Aufl. brosch. Mk. 1.—

G. Fischer, Aus einsamen Stunden, Gedichte
brosch. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—

E. L. Schellenberg, Fünf Briefe von Tönemeier brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

E. L. Schellenberg, Rainer Maria Rilke
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

E. L. Schellenberg, Gustav Falke
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

H. M Elster, Gustav Frenssen
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

H. M. Elster, Richard Schaukal
brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.50

W. Arminius, Wilhelm Jensen
brosch. Mk. 0.60, geb. Mk. 1.—

W. Arminius, Hans Hoffmann
brosch. Mk 0.60, geb. Mk. 1.—

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118467817